



Ranga Parbat (8125 m) von der Rakiotquerung

Aufn. D.-D. Willy-Merkel-Gedächtnis-Expedition 1953



(10901/2EV)

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben

12.12.1973
(2. Bsp.)



Inhaltsverzeichnis

Text:

	Seite
Manga Parbat 1958	
1. R. M. Herrligkoffer: Deutsch-Österreichische Willy-Merkl-Gedächtnis-Expedition . . .	5—16
2. W. Frauenberger: Der Weg zum Gipfel	17—23
3. S. Buhl: Der Gipfelangriff	24—30
4. R. v. Klebelsberg: Das Piztal	31—37
5. W. Plankensteiner: Landschaft und Mensch im Raunertal	38—47
6. R. Finsterwalder: Natur und Geschichte in den Hochgebirgsnamen	48—57
7. G. Fromme: Die Wald- und Wirtschaftsverhältnisse im Piztal, Rauner- und Raburchtal	58—67
8. F. Kuef: Der Raunergrat in den Östaler Alpen	68—72
9. G. Kuntzsch: Ski- und Winterfahrten in den vorderen Östaler Bergen	73—78
10. M. Hebitsch: Bergfahrten in Südperu	79—85
11. F. Stadler: Ostalpen-Eiswände	86—91
12. E. Arnberger: Die Höhlenwelt	92—100
13. E. Ehart: Über Gebirgswinde	101—110
14. S. Schöner: Die neue Erschließung des Kaukasus	111—120
15. G. Langes: Die Erschließung der Dolomiten	121—130
16. H. Schiebold: Die mir am Berg begegnet sind	131—144

Bilder:

- Titelbild:** Nanga Parbat (8125 m) von der Rakiotquerung. Aufn. D.-O. Willy-Merkl-Gedächtnis-Expedition 1953
- Tafel 1.** Rakiot-Gletscher mit Silberzacken und Nanga-Parbat-Nordgipfel (7816 m). Aufn. D.-O. Willy-Merkl-Gedächtnis-Expedition 1953
- Tafel 2.** Lager III (6150 m) auf dem oberen Boden des Rakiot-Gletschers. Aufn. D.-O. Willy-Merkl-Gedächtnis-Expedition 1953
- Tafel 3.** Nanga Parbat, Gipfelaufnahme. Aufn. F. Rühl
- Tafel 4.** Der 28-jährige Tiroler Hermann Rühl nach Rückkehr vom Gipfel des Nanga Parbat. Aufn. D.-O. Willy-Merkl-Gedächtnis-Expedition 1953
- Tafel 5.** Piztal, Blick von Gahwinden (bei der Chemnitzer Hütte) auf Blanggeroß gegen Hochvennagispitze, 3539 m. Aufn. E. Schneider
- Tafel 6.** St. Leonhard im Piztal. Aufn. R. Löbl
- Tafel 7.** Das Piztal bei Mandarfen. Aufn. R. v. Meibelsberg
- Tafel 7a.** Kallendbrunn im Raunertal. Aufn. M. Geiß
- Tafel 8.** Äußeres Raunertal von der Frommes-Alpe aus. Aufn. E. Schneider
- Tafel 9.** Raunertal vom Köpfele. Aufn. E. Schneider
- Tafel 10.** Wagespize (3533 m) von Südosten. Aufn. W. Gruber
- Tafel 11.** Der über 6000 m hohe Aufangate; im Vordergrund die Hacienda Lauramarca (4000 m). Aufn. M. Rebitsch
- Tafel 12.** Glocerin — NW-Band. Aufn. F. Stadler
- Tafel 13.** Einterbildungen im Kessel der Kreidelucke bei Hinterstoder im Toten Gebirge. Aufn. E. Arnberger
- Tafel 14.** Der Trifandom in der Dachsteinriesenhöhle. Aufn. E. Arnberger
- Tafel 15.** Dolomiten, Blick von der Forderispize auf Sellajoch und Langkofelgruppe. Aufn. W. Verlag
F. Schmitt
- Tafel 16.** Marmolata-Südwand. Aufn. W. Anstuf

Nanga Parbat 1953

Teil I

Deutsch-Österreichische Willy-Merkl-Gedächtnis-Expedition

Von Karl M. Herrligtoffer

Der „deutsche Berg“ im Fernen Osten ist seit der Deutsch-Amerikanischen Himalaya-Expedition 1932 der 8125 m hohe Nanga Parbat, der westliche Gipfelfeiler in der 2400 km langen Kette des Himalaya. Er liegt ungefähr dort, wo Rußland, China und Indien aneinandergrenzen. Durch seinen ungeheuer fähnen Aufbau, der aus dem Indus-Tal 7000 m hoch emporstrebt und seine 4500 m hoch aufragende Steilwand, der höchsten der Erde, muß man den Nanga Parbat zu den markantesten und erhabensten Bergriesen des Himalaya zählen.

Die Lösung der bergsteigerischen Probleme im Himalaya bedingt andere Voraussetzungen als die Bezwingung der Berge unserer Westalpen, denn es ist wohl ein Unterschied, ob man alle jeftlichen und körperlichen Kräfte auf einige Tage oder aber auf mehrere Wochen und Monate zusammensparen muß. Der Kampf um die schwierigsten Wände unserer Alpen fordert einen ungeheuren Willensausbruch, der in einer kraftvollen, aber momentanen Stoßkraft gipfelt. Anders ist dies im Himalaya. Hier entscheidet vor allem das Zusammenwirken gleichgesinnter Charaktere, die Gemeinschaftsarbeit, die allen persönlichen Ehrgeiz dem großen gemeinsamen Ziele unterordnet. Darüber hinaus aber muß jeder auf sich selbst gestellt ausharren können, muß stets bereit sein zum Kampf mit den Elementen und muß Kamerad sein bis zum letzten Atemzug. Wenn man in 6000 m Höhe tagelang eingeschneit ist und auf engstem Raum und bei bescheidenstem Proviant zu tatenlosem Warten verdammt wird — während der Schneesturm um die vereisten Zelte heult und uferloser Pulverschnee jegliche Verbindung mit den Kameraden und den anderen Lagern unmöglich macht —, dann wird die Selbstbeherrschung jedes einzelnen auf eine harte Probe gestellt.

Seit jenen Tagen, als Willy Merkl 1932, zusammen mit amerikanischen Freunden gegen den Nanga Parbat auszog, sind viele Namen bester Bergsteiger in die Geschichte dieses gewaltigen Bergriesen eingegangen. Viele, ja sehr viele Opfer hat er gefordert, und immer noch glänzte sein Haupt in reiner Unberührtheit gegen den azurblauen Himmel von Kaschmir. Die Geschichte des Damiir, des Königs der Berge, wie der Nanga Parbat mit seinem zweiten Namen noch benannt wird, begann aber bereits 37 Jahre früher. Kummerly, ein hervorragender englischer Alpinist, griff 1895 erstmals nach diesem eisverbrämten Götterthron. Er griff den Berg von seiner Nordwestseite her an. Beim Hinüberwecheln auf die Rakotseite verunglückte der fühne Bergsteiger, zusammen mit seinen beiden einheimischen Gurkha-Trägern. Eine der vielen von der Damiirflanke herabdonnernden Eislawinen hat sie mit in die Tiefe gerissen.

Willy Merkl kam 1932 als Führer der Deutsch-Amerikanischen Himalaya-Expedition erstmals in den Himalaya. Im obersten Rakot-Tal wurde in 3600 m Höhe das Hauptlager errichtet. Am 30. Juni begann der Angriff auf den Berg. In 4200 m Höhe wurde das Lager 4 auf der zweiten Terrasse des Rakot-Gletschers errichtet. Von diesem Lager aus, dem wichtigsten für den eigentlichen Angriff auf den Gipfel, kann talwärts der ganze Aufstieg über den Gletscher und bergwärts der Weiterweg zum Ostgrat und diesen empor bis zum Silberfattel überblickt werden. Zwischen Lager 5 und Lager 6 ist das stärkste Bollwerk des Nanga Parbat zu überwinden: die Mulde oder die Rakot-Eiswand. Die Expedition von 1932 nahm ihren Weg durch die Mulde und erreichte am 29. Juni in 7000 m Höhe am Ostgrat ihr letztes Lager. Die nun einsetzende Schlechtwetterperiode und das Kullensend haben die Deutsch-Amerikanische Himalaya-Expedition 1932 zum Scheitern gebracht. Merkl brachte damals keinen Gipfelfieg mit in die Heimat, aber es wurde ihm die Gewißheit zuteil, daß der Nanga Parbat auf der von ihm eingeschlagenen Route über die Rakotseite bestiegar ist.

Zwei Jahre später wollte Merkl sein begonnenes Werk vollenden. Dank der Opferfreudigkeit der Reichsbahn-Turn- und Sportvereine konnten im Frühjahr 1934 neun Bergsteiger und drei Wissenschaftler nach Indien ausreisen. Ende Mai war das Ausgangslager für den eigentlichen Gipfelsturm in 6125 m Höhe errichtet. Da erkrankte Alfred Drexel schwer an einer Lungenentzündung, der er kurze Zeit darauf erlag. Es war dies ein schwerer Schlag für alle Kameraden.

Nach einer Schlechtwetterperiode begann der zweite Angriff. Man brang erneut zum Lager 4 vor, um es zum Stützpunkt für die Höhenlager auszubauen. Merkl brängte vorwärts. Lager 5 wurde errichtet und Tag um Tag wurde ein neues Lager von der Spitzengruppe geschaffen und bezogen. So entstanden Lager 6 am Ostgrat, Lager 7 auf der „Schaumrolle“ in 7200 m Höhe und auf dem Firnplateau hinter dem

Silberfattel das letzte Lager. Am Mittag des 6. Juli waren Schneider und Aschenbrenner bereits bis 7895 m vorgekrochen und standen knapp 40 m unter dem Gorgipfel. Nur wenige Wegstunden trennten sie noch vom Sieg über den ersten Achttausender! Um 2 Uhr kamen Welzenbach, Merkl und Wieland mit elf Trägern am Silberfattel an und schlugen sofort die Zelte für das Lager 8 auf.

„Morgen fällt der Gipfel“, so hofften alle Männer, die auf dem Silberfattel standen. Der nächste Tag mußte dem täglichen Traum aller endlich, endlich die Erfüllung bringen. In den Zelten herrschte eine unbeschreibliche Hochstimmung, die Vorfreude auf den Gipfelsieg ließ keinen zur Ruhe kommen. Pläne für die Zeit „nachher“ wurden geschmiedet. Gegen Morgen aber kommt ein Sturm auf, der sich von Stunde zu Stunde steigert und jäh alle Traumgebilde verweht. Der Sturm steigert sich zum Orkan. Unter seiner Gewalt brechen die Zeltstübe — trotz dichtester Verschüttungen der Sturmzelte weht es feinsten Schneestaub zentimeterdick auf die Schlafsäcke —, vor den Zelten herrscht dichter Nebel, der Schneesturm peitscht mit unheimlicher Wucht über das Lager auf der Hochfläche. Man kann im Freien kaum atmen, und was das schlimmste für Himalayakämpfer bedeutet: die Benzintöpfe versagen, so daß sich kein warmes Essen bereiten läßt. Auch die zweite Nacht wurde schlaflos verbracht. Der Sturm tobte weiter. Noch leisten starker Wille und innere Härte zähen Widerstand gegen die entsetzlichen Elemente. Aber an den Gipfel war nicht mehr zu denken — es galt nun, das Leben aus diesem Hengestessel zu retten. Am Morgen des 8. Juli wird der Rückzug beschloffen. Schneider und Aschenbrenner Spuren voraus, Merkl, Welzenbach und Wieland folgen nach geräumiger Zeit mit den Sherpas. Der Haupttrupp ist stark geschwächt und erreicht vor Einbruch der Dämmerung nicht mehr das Lager 7. Ein Freilager muß bezogen werden. Schwerste Erfrierungen und erheblicher Kräfteverfall sind die Folge. Am 9. Juli stirbt Wieland kurz vor Lager 7, Willo, Welzenbach und Merkl erreichen das einsame Zelt auf der „Schaumrolle“ und es wird Willo nach qualvollen Nöthen zur letzten Ruhestätte. Am 13. Juli schleppt sich Merkl, der seit Tagen ohne Nahrung ist, auf zwei Eispidel gestützt, in Begleitung seiner Leibträger Angferring und Gay Lay nach dem Lager 6 hinab. Das Lager 6 aber besteht nicht mehr — der Orkan hat es weggeegest —, und so graben sich die zu Tode Ermatteten in den Schnee einen Unterschlupf. Merkl schickt Angferring nach Lager 4 hinab mit der Orde, Medikamente und Nahrung heraufzubringen. Angferring schlägt sich bis zum Lager 4 durch und kommt dort spät nachts in total erschöpftem Zustand an. Der Expeditionsarzt bietet ihm die Erste Hilfe und läßt ihm Tee ein, die Kameraden reisen seine erstorbenen und erstarrten Glieder. So gelingt es, den zu Tode Erschöpften noch am Leben zu erhalten.

Dort oben am Wächterfelsen des Fitzgrates aber war das Leben noch nicht erloschen. Herr und Stuli, Menschen zweier Welten, lagen eng zusammengekauert in ihrer Höhle und warteten auf Rettung. Sie waren beide am Ende ihrer Kräfte, es war ihnen kein Aufrechtgehen, kein Winken mehr möglich und auch der heißere Schrei zum Lager 4 hinab war längst verhallt. Aber noch pulsierte warmes Blut durch ihre erstarrten Glieder, und so war auch der letzte Hoffnungspunkt auf Rettung in ihnen noch nicht erloschen. —

Willy Merkl hatte mit seinem Leben noch nicht abgeschlossen, als er von seinen Kameraden unten im Lager 4 bereits als Totgegläubter, gestützt von seinem Orberth Gay Lay, mit abgezehrten, erstorbenen Gliedern sich noch bis zum Mohrenkopf hinaufschleppte. Er hat zu dieser 120 m langen Gegensteigung, die auf dem Abstieg von Lager 6 zu Lager 5 zu überwinden ist, wahrscheinlich Tage gebraucht, und dennoch war sein Lebenswille noch nicht endgültig gebrochen. Fritz Wechtold, der Jugendfreund Willys Merks, dem es als einzigem von uns Hinterbliebenen vergönnt war, ihn vier Jahre später noch einmal zu sehen, berichtet darüber: „Aus der Haltung Willys ist zu schließen, daß er noch nicht mit dem Leben abgeschlossen hatte. Er lag da, wie einer, der gerade ausruhen wollte. Seine Handschuhe waren ausgezogen und auf den Oberschenkeln ausgebreitet“.

Der Mohrenkopf wurde Merks natürliches Grabmal, — ein wuchtiger, harter Granitblock, Sinnbild für seinen unbeugsamen Willen.

Der Nanga Parbat aber wurde zum deutschen Schicksalsberg im Fernen Osten. Den Toten am Nanga Parbat von 1934 zum Gedenken wurde das Unternehmen von 1953 „Willy-Merkl-Gedächtnis-Expedition“ genannt und der starken Beteiligung und unentwegten Unterstützung des Österreichischen Alpenvereins zum Dank zog sie als eine Deutsch-Österreichische Expedition nach dem Himalaya.

Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten startete die Nanga Parbat-Expedition am 17. April 1953 mittags 12 Uhr von München aus mit dem Alpenexpress in Richtung Genua. Die Mannschaft setzte sich aus zehn Teilnehmern zusammen: Fritz Lumann, München, wohl Bergsteiger aber vor allem als Hauptlagerverwalter, Funktechniker und Fotograf eingesetzt. — Peter Aschenbrenner aus Ruffstein, der Hüttenwirt vom Stripfensjoch im Wilden Kaiser, hatte die bergsteigerische Führung der Expedition übernommen und folgte aus beruflichen Gründen der Expedition auf dem Flugwege nach. — Albert Bitterling aus Berchtesgaden, bewährter Bergführer und Eisgeher, der der Expedition auch durch seine meteorologischen Beobachtungen nützlich war. — Die bewährte Tiroler Seilgesellschaft Hermann Buhl und Runo Kainer aus Innsbruck, die bereits durch Winterbegehungen schwerster Ostalpenwände sowie durch die erste Winterbegehung der Marmolata-Südwestwand bekannt war. Sie haben außerdem die Eiger-Nordwand hinter sich, den Walkerpfeller an den Grandes Jorasses, Westliche Zinne-Nordwand und die Gesamtüberschreitung aller Aiguilles de Chamonix usw. — Hans Erll, der bekannte Kamera-

mann kam eigens aus Bolivien zur Expedition, um für die London-Film einen Agfa-Color-Dokumentarfilm vom Verlauf des Unternehmens zu drehen. — Dr. Walter Frauenberger, der Landesgerichtsrat aus St. Johann im Pongau, der bereits 1936 im Kantafus und 1938 im Garhwal-Himalaya war, begleitete die Expedition als stellvertretender organisatorischer und bergsteigerischer Leiter. — Dr. Karl M. Herrligkoffer, Leiter der Expedition und Arzt. — Ferner gehörten zur Mannschaft die zwei 27jährigen Himalaya-Nachwuchskräfte aus der Sektion München: Otto Kemper mit einer respektablen Tourenliste und Hermann Köllensperger, der mit Ansel Hedmair bei katastrophalen Wetterverhältnissen den Walkerpfelder beging.

Auf dem stolzen Motorschiff „Victoria“ der italienischen Schiffsreederei Lloyd-Triestino erreichte die Mannschaft nach einer herrlichen Seereise am 30. April frühmorgens 7 Uhr den Hafen von Karachi. Nach einem freundlichen Empfang durch den deutschen stellvertretenden Botschafter Dr. Schmidt-Horiz und dessen Gattin sowie den Staatssekretär des pakistanischen Kultusministeriums Dr. Hussain und nach mehreren pakistanischen und indischen Presse-Interviews gab es alle Hände voll zu tun, um die Zollangelegenheiten und die Verladung des Expeditionsgutes auf die Bahn möglichst rasch abzuwickeln. Durch Vermittlung der Deutschen Botschaft gelang es dem Expeditionsleiter beim Ministerpräsidenten Mohammad Ali eine entscheidende Zollvergünstigung zu erwirken die von nun an auch allen übrigen Expeditionen die nach Pakistan einreisen, zugute kommt. Nach vielen Verhandlungen gelang es bereits am 2. Mai das gesamte Gepäck mit der Bahn gegen Rawalpindi zu schicken. Aus Platzmangel und um restliche Gepäckstücke noch freizubekommen, konnte die Mannschaft selbst nicht geschlossen, sondern mußte getrennt in drei Gruppen reisen. In Rawalpindi erlebte sie gerade noch das Ende der wochenlangen Hitzeperiode. Herr Knips von der Deutschen Botschaft unterstützte den Expeditionsleiter bei seinen Verhandlungen mit dem Kaschmir-Ministerium wegen Einreiseerlaubnis nach Gilgit und Bereitstellung eines Transportoffiziers. Sie erreichten die Genehmigung für den Weitertransport per Flugzeug und über Oberst Uda Ullah, den Chef des Gesundheits-Ministeriums, die Einrichtung eines ständigen Wetternachrichtendienstes während der ganzen Expeditionsdauer. Mit Hilfe eines Jeeps und eines Lastwagens war es möglich, rasch alle Lebensmitteleinkäufe für die Träger zu erledigen. Am Dienstag, den 5. Mai, kam die zweite Gruppe mit dem Gepäckwagen an. Während die vier Jüngsten der Expedition, die diese Riesenstrecke mit dem Personenzug zurücklegen mußten, sofort ins Bad gesteckt wurden, um sich den Wüstenand vom Kopf zu waschen, waren die anderen damit beschäftigt, in vier Lastwagenfahrten das Hab und Gut zum Flugplatz zu bringen. Dort wartete man schon, um jedes einzelne Stück zu wiegen. Nachts blieben zwei am Flughafen beim Gepäck, denn es gab dort keinen verschließbaren Schuppen. Am nächsten Morgen starteten die beiden ersten Maschinen um 5 Uhr und zwei weitere Dakotas folgten um 10 Uhr mit der restlichen Mannschaft und dem Gepäck. Der Flug führte von diesem heißen Fleck Erde, hoch über das Ragan-Tal nordwärts, dem Indus entgegen. Die Maschinen waren schwer beladen, in einigen Schleifen versuchten sie an Höhe zu gewinnen und flogen bald in beängstigendem Abstand von etwa 20 Metern über viele kleine Pässe hinweg. Nach einer halben Stunde nahmen die Berge schon mächtigere Formen an, waren durchwegs mit Schnee bedeckt und gaben eine kleine Vorahnung von dem Erlebnis, das allen beim Anblick des Ranga Parbat noch bevorstand. Dann kamen aus dem Gipfelmeer die ersten Fünftausender heraus, und als sich plötzlich der Wolkenvorhang für einige Sekunden auflut, erstrahlte in hellstem Weiß, unwahrscheinlich rein und in einer Höhe, die wohl keiner erwartet hatte, der Ranga. Die Maschinen flogen in 5500 m Höhe, nahezu alle Gipfel lagen darunter, und da erhob sich dieser Riese, alles in weiter Runde überragend. Unwillkürlich wurde man an die Worte erinnert, die Seine Exzellenz, der deutsche Botschafter, bei seinem Münchener Besuch über seinen Flug um den Ranga Parbat sagte: „Dieser Berg ist eine derartig majestätische Erscheinung, daß man ihn meiner Ansicht nach gar niemals betreten sollte, selbst wenn man es vermag, man sollte ihm seine Jungfräulichkeit belassen“. — Er ist wirklich ein Gipfeler in der

gewaltigen Kette des Himalaya. Gegen Westen zieht das Industal hinaus und von dort muß der Herrscher von Kaschmir weithin zu sehen sein. — Immer noch schauten alle gebannt nach dem Berg, suchten dann Vergleichskonturen mit den bekannten Bildern früherer Expeditionen und versuchten sich zu orientieren. Die Diamir-Seite mit ihren tiefverschneiten Gletscherabbrüchen erstrahlte in unbeschreiblichem Glanz und zeitweise verschwand die Flucht der ungeheuren Eisbarrieren und Grate den Blicken. Immer wieder schob sich eine Wolkenbank dazwischen. Der Babufar-Paß war wirklich noch mit tiefem, frischem Pulver überzudert und eine Passage hätte sicher viele wertvolle Wochen gekostet. Dann senkte sich die Dakota, steuerte dem Industal zu und nach einer Rechtskurve zeigte sich plötzlich die Anmarschroute, die Straße, die die Trägerkolonne an einem der nächsten Tage entlangziehen wird, — die Rakiotbrücke und man konnte auch die Märchentwiese und den tiefverschneiten Moränenhügel erkennen. Der Rakiot-Gletscher war noch tief in Neuschnee gebettet. Und während die Blicke hinaufgleiten, zum Rakiot-Peak, den Ostgrat entlang zum Silberzaden und sich ost- und westwärts wendend jenen schwarzen Granitblock suchten, der Willy Merks Grabstätte geworden ist, setzten die Maschinen bereits auf einer schmalen Flugbahn in Gilgit zur Landung an. Der Empfang bot ein buntes Bild. Die Dudelsackbläser der Gilgit Scouts spielten in ihren prächtigen weiß-grünen Uniformen mit Pauken und Trommelwirbel auf. Der Political Agent, der Herrscher vom Hunzatal, der Bruder des Maharadschas, der Doktor, der Oberkommandierende in Gilgit und viele andere Persönlichkeiten waren gekommen. Alle Teilnehmer der Expedition bekamen duftende Rosenkränze um den Hals gehängt. Auch 17 Hochträger hat das Landesoberhaupt, der Mir von Hunza, schon mitgebracht, prächtige Kerle, sicherlich ein guter Ersatz für die Sherpas. — Die fünf verpflichteten Sherpas mit ihrem Trägerobmann Pasang Dawa Lama konnten trotz größter beiderseitiger Bemühungen den Anschluß an die Expedition nicht finden und mußten unverrichteter Dinge wieder umkehren. — Die Bergsteiger wurden nach ihren Bungalows gefahren und freuten sich alle, nach diesen heißen Tagen in der Wüste Sindh, in grüne Gefilde verpflanzt worden zu sein. Gilgit wird umrahmt von mächtigen Felsbergen und kann in vielem mit unseren Alpen verglichen werden. Die Gärten könnten ebensogut in Oberbayern oder Tirol sein. Eine alte Ulme spendete Schatten, Thuja, Maulbeerbäume, Rohn, Margueriten, Lilien und Hochstammrosen blühten darin. Selbst der Menschenschlag ist den Tirolern sehr ähnlich und alle von der Expedition fühlten sich hier einfach vom ersten Augenblick an wohl.

Einladungen, Empfänge bei den verschiedenen Persönlichkeiten der Stadt folgten aufeinander. In einem Nachmittag wurde zu Ehren der Gäste ein Pferdewalo gegeben, der Expeditionsleiter mußte in seiner Eigenschaft als Arzt das Hospital besuchen und wurde um Anregungen für Erneuerungen gebeten. Am 8. Mai übergab der Political Agent, der in Deutschland ungefähr einem Landrat entsprechen würde, während eines feierlichen Aktes, zu dem die Dudelsack-Kapelle spielte und alle hohen Militärs und regierende Persönlichkeiten aus Gilgit und dem Hunza-Staat anwesend waren, dem Expeditionsleiter eine große und eine kleine pakistaniische Flagge. Während er die an einem Eispidel befestigte weiß-grüne Flagge mit dem Zeichen der Moslems, dem Halbmond und den Sternen, übergab, ließen die Anwesenden in einem dreifachen „Zindabad“ Deutschland, die Ranga Parbat-Expedition und Pakistan hochleben. Gleich nach der Flaggenübergabe verabschiedeten sich die Expeditionsteilnehmer vom Political Agent, und die erste Gruppe mit Legationsrat Knips, Frauenberger, Numann und Buhl verließ auf Jeeps das freundliche Gilgit in Richtung Thalichi im Industal. So vielversprechend zunächst der rasche Transport mit den Jeeps aussah, so erwies es sich sehr bald, daß auch 1963 auf Pferde- und Gellarawanen nicht verzichtet werden konnte. Von den fünf Jeeps kamen vier reparaturbedürftig zurück und fielen aus. Am 9. Mai kam die Nachricht aus Thalichi, daß die 263 Bergbauern, die auf Befehl des Political Agent aus allen Hochtälern von ihren Feldern nach Thalichi gekommen waren, nur noch einen Tag bis zum Eintreffen der Lasten warten wollen. Es war aber kein motorisiertes Fahrzeug für den Transport von Expeditionsgütern zu gewinnen. Doch auf den

Marmruf von Thalichi hin stellte der Political-Agent sofort einen seiner persönlichen Jeeps zur Verfügung, damit der Expeditionsleiter umgehend in die Verhandlungen in Thalichi befähigend eingreifen konnte. Gleichzeitig wurde veranlaßt, daß noch am Sonntag, den 10. Mai, 30 Esel mit 120 Traglasten und etwas später eine große Pferdekaramane in Richtung Thalichi in Marsch gesetzt wurden. Nach einer halsbrecherischen Fahrt auf Jeeps, die ja in dieser Gegend Unglaubliches leisten, um 1000 Kurven, an Felsüberhängen vorbei, durch Engpässe und Wildpässe, oft 100 m über dem Gilgit- und später über dem Indus-Tal, auf einem in die Felswand hineingehauenen sehr schmalen Sträßchen, landeten alle glücklich in Thalichi. Im dortigen Bungalow begann sofort das Abwiegen der Lasten und Verteilen an die einzelnen Bergbauern, die hier Kulbidienste annehmen und unsere Kisten und Sachen über die Rakiot-Brücke hinauf nach dem vorläufigen Hauptlager transportieren sollten. Auf der Fahrt sah man bei Gor, dort wo der Weg ins Indus-Tal einbiegt, das erste Mal die gewaltige Nordostwand des Ranga Parbat von unten. — Bei Betrachtung seiner Eisflanken und seiner Grate steigt in einem unwillkürlich die Frage auf, ob er wohl auch über den Grat, der seinen Nordgipfel mit dem Ganalo-Beak verbindet, zu bezwingen wäre. Dieser Weg wäre zweifellos kürzer als die Merkl-Route über den Rakiot-Grat, die Besteigung des Ganalo-Beaks ist aber selbst für geschulte Hochträger technisch zu schwierig. — Rückblickend zeigten sich noch einmal Rahaposhi, Masherbrum, Gasherbrum und ganz im Osten der Berg der Berge: der 8611 m hohe K 2.

Am 11. Mai gingen Walter Frauenberger und Hermann Wuhl mit 8 Hunzas voraus zur Rakiot-Brücke, um am nächsten Tage in etwa 3700 m Höhe das vorläufige Hauptlager zu errichten. Laufend trafen nun in den nächsten Tagen in Thalichi Traglasten auf Jeeps, auf Esel- und auf Pferderücken von Gilgit kommend ein und unentwegt wurde gewogen, verteilt und Trägerkolonnen auf den Weg das Indus-Tal entlang nach Lato und von hier nach der Märchenwiese und dem vorläufigen Hauptlager geschickt. Es war ein langer, mühsamer Weg für 25 Rupien, aber für die Expeditionskasse immer noch zu teuer.

Die Unkosten für den Transport sind ungeheuer! Zunächst wollten die Träger für einen Gang 50 Rupien, doch durch Vermittlung des Verbindungsoffiziers Tassilbar aus Chilas konnte der Trägerlohn doch auf etwa 25 Rupien pro Gang herabgesetzt werden. Immerhin noch eine enorme Summe gegenüber früherer Entlohnung.

Die Jeep-Straße von Thalichi nach Chilas war durch einen Wildbach völlig unterbrochen, so daß bis zur Rakiot-Brücke weder Jeeps noch Esel-Karawanen verkehren konnten. Diese beschädigte Strecke konnte nur zu Fuß passiert werden. Die Jeep-Straße führte hier ebenfalls an steil abfallenden Felswänden des rechten Indusufers entlang, unentwegt brannte die subtropische Sonne unbarmherzig hernieder. Nach etwa zweieinhalb Stunden wurde die Rakiot-Brücke erreicht. Während des Vormarsches begegnete die Expedition laufend kleinen Gruppen von Trägern, die ihre Lasten nach dem vorläufigen Hauptlager getragen hatten und nun nach Thalichi zurückkehrten, um neue Lasten zu holen. Insgesamt waren 263 Träger eingesetzt und nahezu 500 Lasten waren zu transportieren.

Am nächsten Tag trafen weitere Kisten und Säcke aus Gilgit ein und das gleiche Spiel wie tags zuvor wiederholte sich: es wurde gezählt, gewogen und umgepackt. Um Herzen und Taschenbatterien zu sparen, ging alles bereits um acht Uhr aus Lager und die Gedanken wanderten vor dem Einschlafen noch schnell in die Heimat, wo um diese Zeit (15.30 Uhr!) noch fleißig gearbeitet wird. Am 13. Mai passierten die letzten Sahibs die Rakiot-Brücke, an deren südlichen Pfeiler eine Gedenktafel angebracht ist, auf der die Namen der verunglückten Expeditionsteilnehmer von 1937 zu lesen sind. Vom Indus-Tal aufwärts begann der schwierige Aufstieg über eine wilde Geröll- und Felshalde, ohne Leben und Vegetation. Der ganze Rakiot-Kamm sah aus, als hätte ein riesiger Felsen und Geröllmassen einfach ausgeschüttet. Erst gegen 2500 m Höhe belebte sich das Gestein, einzelne Rosmarinkräuter waren zu sehen. Der Steig war so wild und steil, daß Esel

nur mit Hilfe der sogenannten Schwanzsteuerung hinabgeleitet werden konnten. Bei Dämmerung und Dunkelheit ging es Lalo entgegen. Von fern her leuchteten drei rote Punkte, die Lagerfeuer der Träger und Hunzas, die hier nächtigten.

Der Gluthitze wegen brach man am nächsten Morgen schon sehr früh auf und zog auf Fußsteigen in das Rakiot-Tal weiter, das so eng ist, daß die Bewohner auf ganz schmalen Terrassen, die von Steinwällen begrenzt werden, ihr Getreide anbauen. Die Menschen sind dunkelhäutig, fast alle Männer tragen einen Schnurrbart. Die Frauen in ihren bunten Hosen und Jacken, mit Mützen, die mit Messingflachscheiben geschmückt sind, erinnern an Indianerinnen. Der Weg führte nun durch einen lichten Wald von Kiefern-, Tannen- und Thujenbäumen steil nach oben und nach zwei Stunden erreichten die Bergsteiger die langgestreckte „Märchenwiese“, die von den Einheimischen „Sumpfwiese“ genannt wird. Sie bot nicht mehr das durch die Aufnahme Willy Merz's allen in der Heimat vertraute Bild. Die lichten Sterne des Edelweiß fehlten und inmitten der Wiese war jetzt ein Wehge und am Waldrand standen zwei Holzbehauungen. Der Pfad ging weiter durch lichten Tannenwald, in leichter Steigung aufwärts zu einer Dichtung, die von einem mittleren Gletscherbach durchzogen wird. Jetzt war bereits alles grün und die Landschaft in über 3000 m Höhe erinnerte stark an unsere Landschaft in den Alpen, besonders in den Westalpen. Hier auf Punkt 3700 m hatten Frauenberger und Buhl vor zwei Tagen bereits das vorläufige Hauptlager errichtet und ein Großzelt nahm vorerst sämtliche Lasten auf, die täglich eintrafen. Am Nachmittag kam Hermann Buhl vom endgültigen Hauptlager zurück, begleitet von einigen Hunzas. Sie hatten das zweite Großzelt zum Hauptlager gebracht und anschließend Schnee geschaufelt. Abends gab es für die Neuangetommenen die erste richtige Mahlzeit nach langer Zeit und müde krochen alle um sieben Uhr in die Zelte und Schlaffäcke.

Am Freitag, den 15. Mai kurz nach sechs Uhr, marschierten Ertl, Frauenberger und Buhl mit Lasten zum Hauptlager ab. Bitterling und Köllensperger folgten, ebenso waren bereits sechs Hunzas unterwegs. Das Wetter war mit unserem Aprilwetter vergleichbar. Vom vorläufigen Hauptlager aus stand der Nanga vom Silberfattel bis herüber zum Ganalo Peak in greifbarer Nähe. Am Morgen erstrahlte er immer im reinsten Silberlicht und wie verzaubert zog die blanke weiße Eiswand seiner Nordseite den Blick in ihren Bann. Gegen Mittag nahm aber täglich die Bewölkung zu und nachmittags verdüsterten nasse, schwere Wolken den Himmel. Sobald die Sonne verschwand, wurde es schlagartig kalt. Um 14 Uhr kamen die Leute vom Hauptlager zurück. Sie fanden oben Überreste der früheren Hauptlager in Form von Konservendbüchsen u. a. in Mengen vor. Fritz Numann, der Basecamp-Sahib, nahm die Verteilung der Hunza-Ausrüstung vor. Über die bunten Pufflover und Anoraks herrschte große Freude. Besonders stolz aber waren die Träger auf ihre Eispickel. — Kulis gibt es hier praktisch nicht mehr. Die Bergbauern arbeiten nur dann für eine Organisation, etwa für den Straßenbau oder wie hier für eine Expedition, wenn sie über ihren Political-Agent oder ihre Polizeiorganisationen die offiziellen Weisungen ihrer Regierung bekommen. Die Hunzas aber waren aus ihrem Dorf Hunza unter feierlichen Zeremonien freiwillig fortgezogen, um zusammen mit den Deutschen einen feierlichen Kampf um den Nanga Parbat zu bestehen. Sie unterlagen als Moslems denselben religiösen Gesetzen wie die übrigen Träger; aber sie haben, da sie den deutschen Sahibs beistehen wollten, sogar Befreiung von der Fastenzeit erlangt. —

Auch der nächste Tag verging mit Lastentragen zum Hauptlager. Der Weg hinauf wurde von Hans Ertl mit Steinmannlein markiert und führte zunächst an Birken und Tannenbäumen vorbei, immer einem Bach entlang, der vom Ganalo-Gletscher gespeist wird. Nach etwa 20 Minuten stieg man ostwärts empor, querte die Sandmoräne des Rakiot-Gletschers und folgte dann dem Gletscher aufwärts, bis man schließlich nach etwa eineinhalb Stunden an der kleinen Moräne anlangte. Dort oben auf dem Moränenhügel war Drezels Grab. Hier hatten am 8. Juni 1934 die Kameraden der damaligen Expedition einem der Besten unter ihnen eine Weihstätte zum ewigen Gedenken errichtet.

Auf dem Bronzekreuz standen die Worte: „Alfred Drechsel, 1900—1934, solus cum solo“, und die Rückseite trug die Inschrift: „Wir danken Gott, daß Du unser warst — ja noch mehr — daß Du unser bist — denn bei Gott ist alles lebendig — und wer heimkehrt zum Herrn, bleibt in der Familie“. Ergreifende Worte, die soviel Demut und menschliche Größe offenbaren!

Am Nachmittag sagten sich Träger aus Tato für den kommenden Tag an. Trotz Ramazan, den höchsten Fastenfeiertagen der Moslems, wollten sich die 60 tragfähigen Bewohner von Tato diese einmalige Gelegenheit, Geld zu verdienen, nicht auskommen lassen. Nachmittags sollten die Hunzas noch einmal aufsteigen, aber sie weigerten sich, mit der Begründung, sie hätten Allah und ihren Frauen versprochen, den Deutschen zu helfen, täglich aber nur eine große Arbeit zu leisten, um sich nicht zu verausgaben. So ein Allah ist eben doch manchmal recht praktisch. Als die Sahibs aber darauf bestanden, zogen sie ostentativ ihre bunten Bullover, Strümpfe und Anoraks aus und streiften. Der gute Polizeihauptmann Nabar Hassan aus Gilgit durchschaute die Sache und bezeichnete das ganze als eine Finte. Inzwischen verging aber mit Verhandeln soviel Zeit, daß an einen zweiten Aufstieg nach dem Hauptlager nicht mehr gedacht werden konnte.

Der erste Sonntag im vorläufigen Hauptlager zeigte sich zunächst nicht von seiner besten Seite. Es regnete und schneite in einem fort. Aber es wurde doch noch ein richtiger Sonntag, als Träger von Tato heraufkamen und berichteten, ein Sahib von der Expedition sei dort unten. Eine Viertelstunde später stand er vor dem Zelt, es war Peter Aschenbrenner. Das war eine Freude! Sie steigerte sich noch, als er aus seinem Koffer Briefe und Päckchen herauszog — langentbehrte Nachrichten aus der Heimat. Grundlegende Fragen wurden erörtert, ein zweites Großzelt aufgestellt, ein Lagerfeuer angeordnet, die Diener verteilt und die Zeitfrage in Vergleich gebracht mit der Transportfrage vom vorläufigen Hauptlager zum Hauptlager.

Nachdem am 18. Mai zuerst die letzte Rate des Trägerlohns ausbezahlt worden war, bekam jeder Kuli Corodenin-Augentropfen gegen die ultraviolette Strahlung in der Gletscherzone eingeträufelt. Darauf zog die Kolonne mit 200 Lasten nach dem Hauptlager.

Im vorläufigen Hauptlager hatten heute die Hunzas ihre Ausrüstung erhalten. Unter den wilden Klängen einer einheimischen Vier-Mann-Kapelle, bei der die Pauke und ein Klarinettenartiges Instrument den meisten Kratwall machten, tanzten die Hochträger in ihren bunten Bullovern und Unterhosen, auf dem Kopf ihre bunten Wollhauben, an den Füßen ihre neuen Bergstiefel. Die bunt gekleideten, tanzenden Hunzas gaben eine gute Ausbeute für die Filmkamera.

Nachdem die Träger und Hunzas zusammen mit Köllensperger, Kempner, Mainer und dem die Expedition begleitenden Policeman Hassan aus Gilgit nach dem endgültigen Hauptlagerplatz aufgestiegen waren, saßen die anderen Expeditionsteilnehmer und Herr Knips noch zu einem Blauberständchen zusammen. Peter Aschenbrenner führte das Wort und es wurde Stück für Stück jener Ausrüstungsgegenstände, denen für die Hochlager besondere Bedeutung zukam, noch einmal eingehend besprochen. Der bergsteigerische Leiter erzählte von früheren Nanga-Parbat-Tagen und schilderte in diesem Zusammenhang seine Pläne bezüglich des Angriffs und der dabei zu beachtenden Schwierigkeiten. Schließlich kam die Lagebesprechung in einer zuversichtlichen Stimmung aus.

Am 21. Mai verließ Herr Knips, der Wirtschaftslegationsrat bei der Deutschen Botschaft in Karachi, die Expedition. Er hatte seinen Urlaub im Kreise der Expedition verbracht und war dem Expeditionsleiter dank seiner Sprachkenntnisse in Urdu und Englisch stets eine große Hilfe. Bei allen Verhandlungen mit den Einheimischen vermochte er, wenn das Englisch und die gestikulierende Zeichensprache der Expeditionsteilnehmer nicht mehr ausreichten, vermittelnd einzugreifen.

Am 23. Mai mußten alle Hunzaträger zweimal den Weg vom vorläufigen Hauptlager hinauf über die Randmoräne des Nafiot-Gletschers zum Hauptlager zurücklegen. Gleich nachdem sie vom ersten Gang nach dem Hauptlager zurückgekehrt waren, griffen sie nach den neuen Lasten, suchten sich sofort passende aus und verschlangen unter viel

Geschrei ihre Schabattis, um nach wenigen Stunden Raft den Rest des vorläufigen Hauptlagers nach oben zu transportieren. Und ab 24. Mai, Pfingstsonntag, war die ganze Mannschaft mit ihrem Hab und Gut im Hauptlager am Fuße der Großen Moräne versammelt.

Unter der Anleitung Peter Aschenbrenners und der unermüdblichen Hilfe des Basecamp-Sahibs Numann entstand im weißen Großzelt aus zusammengenanagelten Kisten das schönste Regal, in das die einzelnen Lebensmittel fein säuberlich geordnet hineingeschichtet wurden.

Das Wetter war die ganzen Tage her meistens am Vormittag schön, während es am Nachmittag häufig schneite. Nun mußten Lasten für die Hochlager gepackt werden. Walter Frauenberger und Fritz Numann waren unermüdblich und den ganzen Tag über am Werke. Sie forderten noch mehr Essen, mehr Bohrn, weitere Kleidung und geringere Lasten. Die Verhandlungen zogen sich über den ganzen Tag hin. Die Lasten mußten für die Hochlager sowieso neu kombiniert werden und dann wurden sie gleichzeitig von 25 auf 18kg reduziert. Die Bekleidungsfrage war völlig unsinnig, denn die Hunzas liefen im Hauptlager immer noch in Hemd und Unterhose herum. Am Nachmittag drängte der Expeditionsleiter auf eine Entscheidung, ließ alle Träger die Expeditionsbekleidung ablegen und schickte sie weg. Daraufhin kamen sie zur Besinnung und bis auf fünf Hunzas trugen von nun an brav und ohne Meuterei alle ihre Lasten bis zum Ende der Expedition. Jene fünf Hunzas aber, die fluchtartig das Hauptlager verlassen hatten, bekamen keine Bezahlung und mußten, zurückgekehrt in ihr Heimatdorf, dort Zwangsarbeit leisten. Sie waren dort verachtet, weil sie ihren Schwur, die Deutschen auf ihrem schwereren Weg zum Ranga Parbat zu begleiten und dadurch ihrem eigenen Vaterland Ehre zu machen, gebrochen hatten.

Am Nachmittag des 26. Mai spurten Kempter, Köllensperger und Aschenbrenner zum Lager 1, gefolgt von neun Trägern. Später brachen auch Rainer und Buhl dorthin auf. Peter legte das Lager 1 hinter einen großen Felsblock, der gegen die aus der Nordostwand herabstürzenden Eislawinen für die Zelte besten Schutz bot. Zum Ausgleich für die entlassenen Hunzaträger und um den Lastentransport nach Lager 1 möglichst zu forcieren, veranlaßte Herrligtoffer, daß 20 Lato-Leute möglichst umgehend die Verbindung zwischen Hauptlager und Lager 1 übernahmen. Dadurch wurden die restlichen zwölf einsatzfähigen Hunzas für die Lager über der Großen Moräne frei.

Am 28. Mai stießen Rainer und Buhl erstmalig gegen den Lagerfelsen vor, in dessen Nähe das Lager 2 auf 5300 m errichtet werden sollte. Bereits um 3.30 Uhr machten sich die beiden Tiroler auf den Weg durch den Bruch, wobei die Schneeeauflage betart ungünstig war, daß sie mehrmals ruckartig einbrachen, bis endlich wirklicher Halt gefunden wurde. Um 12 Uhr mittags waren die beiden so erschöpft, daß sie sich 400 m unterhalb des eigentlichen Lagerplatzes in glühender Sonne eine kurze Raft gönnen mußten. Am übernächsten Tag wurde das Stoßtrupputernehmen nach oben fortgesetzt. Rainer und Buhl wurden durch Kempter und Köllensperger verstärkt. Es ging gut vorwärts und bereits um 9 Uhr früh sahen die vier Jungen unter den sogenannten Bajolet-Türmen zur Raft. Die Bajolet-Türme waren etwa 80 m hohe Gerats am ersten Gletscherfattel, nahe der Stelle, wo Lager 2 erstehen sollte. Die Spitzengruppe erreichte unter der Führung Runo Rainers noch an diesem Mittag den Lagerplatz für das zweite Hochlager und kehrten nach einer einstündigen Raft gegen 4 Uhr nachmittag ziemlich erschöpft nach dieser Schinderei im knietiefen Schnee und bei dieser subtropischen Hitze nach Lager 1 zurück.

Am nächsten Tag wurden die ersten Lasten von sechs Hunzas nach Lager 2 getragen. Rainer und Köllensperger blieben im Lager 2, während Frauenberger die Träger durch den Bruch nach Lager 1 zurückleitete. Nun mußte der Weg durch den Gletscherbruch mittels Strickleitern und Sicherungen für die Träger besser gangbar gemacht werden. Während des Vormarsches stand das Hauptlager durch die hervorragenden Telefunken-Sprechgeräte ständig mit der Spitze in Funkverbindung. Der Vortrupp konnte auf diese

Weise ständig seine Wünsche dem Hauptquartier durchsagen und auf diese Weise wunschgemäß versorgt werden. Am 3. Juni übernahm Albert Bitterling das Lager 1 und stieg in aller Frühe mit Buhl und acht Hunzaträgern zum Lager 2 auf. Während sie die Wintergasse hinaufquerten, löste sich ein Schneebrett und die ganze Partie rutschte etwa 30 m ab. Träger und Lasten lagen durcheinander, aber es passierte nichts. Den Trägern versetzte dieses Zwischenpiel dennoch einen heftigen Schrecken und es dauerte einige Tage, bis sie ihn überwunden hatten.

Um es den Hunzaleuten in Lager 1 etwas häuslicher zu machen, wurde beschlossen, eines der großen Deuter-Messe-Zelte dort oben aufzustellen. Und es war Fritz Numanns unermüdbarem Einsatz zu verdanken, daß jede Idee möglichst schnell in die Tat umgesetzt wurde — und so stand bereits am 5. Juni ein Großzelt auf Lager 1, etwa 50 m von den übrigen Zelten entfernt, und bot der gesamten Trägermannschaft Unterschlupf, so daß sie sich wohl fühlen konnte. Die Träger konnten im Zelt kochen und arbeiten, ihre Kleidungsstücke trocknen und hatten zu zwölf immer noch genügend Platz zum Liegen.

Am 6. Juni ging Nubar Hassan, der Verbindungsmann der Expedition, noch einmal hinauf zum Lager 1, um dort seinen Landsleuten ins Gewissen zu reden und sie für eine absolute Einsatzbereitschaft zu beschwören. — Buhl und Köllensperger stiegen mit sechs hochbeladenen Trägern zum Lager 2 auf. Köllensperger blieb im Lager 2 und erwartete Kainer und Kempter zurück, die auf der Suche nach einem Lagerplatz für das dritte Hochlager gegen die 6000-Metergrenze emporspurten.

Am nächsten Tag führte Buhl in aller Frühe zwölf Träger nach Lager 2 und war bereits um 11 Uhr wieder im Ausgangslager. Frauenberger, Kempter und Köllensperger, die sich gestern im Lager 2 (5300 m) eingerichtet hatten, versuchten heute die Trasse nach Lager 3 zu verbessern.

Herrligtoffer ging der Vormarsch zu langsam und auf seine drängenden Fragen wurde ihm immer wieder von seinen Kameraden bedeutet, daß eben zu wenig Träger vorhanden seien und sich deshalb alles so schleppend abwicke. Herrligtoffer hatte daher schon vordem 20 Tato-Leute für die Lastenbeförderung nach Lager 1 so lange beschäftigt, bis alle Kisten und Säcke, die für die Hochlager bestimmt waren, sich in Lager 1 stapelten. Nun sollte also auch der Weitertransport über den Raktot-Eisbruch nach Lager 2 und weiter hinauf zum Basislager für den Gipfelsturm, dem auf 6150 m hoch gelegenen Lager 3, beschleunigt werden. Aus diesen Überlegungen heraus wurde Nubar Hassan nach Gilgit geschickt, um weitere zwölf Hunza-Träger anzuwerben. Wie sich später herausstellte, waren von den zwölf Neulingen nur etwa ein Drittel für die oberen Lager geeignet und selbst diesen fehlte die resillose Einsatzfreude, vielleicht auch, weil sie zu kurz akklimatisiert waren.

Am 9. Juni stiegen Albert Bitterling und Hermann Buhl mit zwölf Trägern von Lager 1 durch den Raktot-Eisbruch nach Lager 2. Das Wetter war nach Aussagen des meteorologisch „vorbelasteten“ Expeditionsteilnehmers Bitterling in eine Schönwetterphase hineingekommen. Trotzdem stand auf dem oberen Gletscherboden in der 6000 m-Grenze bis zu diesem Tag noch kein einziges Zelt.

Am 10. Juni tauchte im Hauptlager plötzlich Rudolf Rott, ein Nanga Parbat-Enthusiast aus Augsburg auf. Er hatte das Einreisevisum für das Chilas-Gebiet nicht erhalten und zog deshalb auf eigene Faust zu Fuß und mit dem Jeep das Ragantal entlang und über den Babusar-Paß. Rott hatte mit seiner Ankunft im Hauptlager der Expedition sein Ziel erreicht und wollte nun zwei Wochen bleiben. Doch der Political Agent aus Chilas machte ihm einen Strich durch seine Pläne und ein Besuch des Expeditionsleiters um nachträgliche Genehmigung der Einreiseerlaubnis konnte ihm nicht helfen, da es durch Postverzögerung zu spät nach Gilgit kam. In der Zeit aber, in der Rudi Rott im Hauptlager war, erwies er sich als ein überaus bescheidener und anständiger Kamerad. Er vertrat den Hauptlagerverwalter Fritz Numann, der dringend für Spurarbeiten und Trägertransport zwischen den Lagern 1 und 3 benötigt wurde. Rott machte seine Sache zuverlässig und gut.

Im weiteren Verlauf der Expedition kam es im Hauptlager zwischen dem organisatorischen und dem bergsteigerischen Leiter zu Spannungen, da ersterer zu den Hochlagern aufsteigen wollte, letzterer ihn aber im Hauptlager für unentbehrlich hielt. Man einigte sich schließlich, indem Peter Aschenbrenner zur Spitze aufstieg und Herrligtoffer erst in einigen Tagen folgte, um sich in den Hochlagern an Ort und Stelle um die organisatorischen Nachschubfragen kümmern zu können. Tags darauf, am 11. Juni, trieb es Peter Aschenbrenner schon in aller Frühe mächtig herum. Bereits um halb sechs Uhr saß er vor dem Arztzelt und sprach mit Herrligtoffer noch einmal seinen, während der Nacht gereiften Angriffsplan Punkt für Punkt durch. Im Hinblick auf das schöne Wetter sollte der Vorstoß zum Ostgrat ab sofort stark forciert werden. Raimo Rainer und Otto Kempfer wurden daraufhin von Peter in aller Frühe herausgetrommelt und sie wußten im Halbschlaf zunächst noch gar nicht, wie ihnen geschah. Sie sollten noch am Vormittag ihre Sachen packen und sich auf den Weg in die Hochlager machen. Die Fundierung der Lager 2 bis 4 war nach dem Plan von den älteren Expeditionsteilnehmern zu übernehmen und sie sollten für den entsprechenden Nachschub sorgen. Den Weg über die „Mulde“ zu nehmen, wie Frauenberger einmal vorschlug, lehnte Peter Aschenbrenner grundsätzlich ab, weil er schon 1932 im Aufstieg nach dem Ostgrat durch diese Firnmulde, wegen der drohenden Lawinengefahr, ein höchst unbehagliches Gefühl nicht loswerden konnte. Peters Plan sah weiterhin vor, daß die Kaktot-Eiswand nicht extra präpariert werden sollte, und bis in etwa zehn Tagen könnte dann die Entscheidung bereits fallen. Ab Lager 5 sollte der Angriff auf den Gipfel nach dem Plan von Erwin Schneider erfolgen. In mehrmaligen Besprechungen hatte der alte Himalayakämpfer und Siebentaufensammler Erwin Schneider aus Hall in Tirol die Idee entwickelt, daß man das letzte Lager in die tiefste Einsattelung am Ostgrat legen solle. Von dort aus sollte dann jene Seilschaft, die sich in der besten Form befindet, unter Einschaltung eines provisorischen Stützpunktes in der Nähe des Vorgipfels (Zelt oder Schneehöhle), ohne Träger zum Gipfel vorstoßen.

Am 11. Juni erreichten Frauenberger und Buhl die obere Terrasse des Kaktot-Gletschers und stellten in 6200 m Höhe ihre Zelte auf. Nachdem beide zu verschiedenen Zeiten dem südlichen Chongtra Peak einen Besuch abgestattet hatten, spurten sie am 12. Juni gegen den 4. Hochlagerplatz unter der Kaktot-Eiswand. Dieser Lagerplatz entsprach dem Lager 5 früherer Expeditionen, das Lager 3 auf 6200 m dem früheren Lager 4, da die Manga-Parbat-Expedition 1953 auf das Lager 3 früherer Expeditionen in 5800 m Höhe aus Trägermangel verzichten mußte. Während also Dr. Frauenberger und Buhl gegen den Kaktot Peak emporspurten, richteten sich 1000 m tiefer Eril, Rainer und Kempfer im Lager 2 (5300 m) inmitten von Eistürmen häuslich ein.

In der Nacht zum 13. Juni hatte es etwa 50 cm Neuschnee hergeweht und den ganzen Tag über wälzten sich schneebedeckte Wolken, die aus dem Indus-Tal aufstiegen, gegen die Nordostwand des Berges. Zwischen den einzelnen Schneeschauern stach die subtropische Sonne erbarmungslos hernieder und verwandelte die Atmosphäre in eine Treibhausluft. Im Lager 1 lagen Numann, Bitterling und Herrligtoffer. Bitterling ist im Laufe der Expedition zum Herrscher dieses Lagers geworden. In bewundernswerter Stetigkeit und Pflichterfüllung hatte er zusammen mit den oft recht schwierigen Hunza-Trägern zweiunddreißigmal den Kaktot-Eisbruch zwischen Lager 1 und 2 durchquert. Während die Lawinen von der Nordostwand des Manga Parbat donnerten und dabei auch die Aufstiegsstraßen immer wieder im Eisstaub begruben, waren die Sahibs im Lager 1, am 13. Juni damit beschäftigt, den Eispfad, der im Zickzack und im Auf und Nieder durch den zerklüfteten, unteren Kaktot-Eisbruch hindurchführte, zu überprüfen und zu verbessern. An einer Stelle war die Passage nicht mehr ratsam und so mußte nach neuen Durchstiegsmöglichkeiten gesucht werden. Doch es fand sich kein günstigerer Pfad als der von Rainer-Buhl gelegte und so mußte schließlich doch der fatale alte Durchstieg durch eine Strickleiter, die um einen Eisturm herumführte, für die Träger wieder gangbar gemacht werden.

Am 14. Juni, am Tag des Lawinenunglücks von 1937, schneite es unaufhörlich und erst am 15. konnten die Sahibs in den Lagern 1 und 2 darangehen, gegenseitig wieder die Verbindung herzustellen. In Lager 2 wartete man schon auf den unentbehrlichen Trägerproviand, die Tschabattis und das Ghee, der im Lager 1 bereitlag. Von Lager 2 aus versuchten Rainer und Köllensperger durch knietiefen Pulverschnee nach Lager 3 durchzukommen, während Aschenbrenner und Ertl die Schneemassen im oberen Teil der Wintergasse abtraten. Was sich aber niemand im Lager 2 erwartete, nach zehnstündigem Kampf gegen oft brusttiefen Neuschnee hatten Bitterling und Numann, von sieben Hunza-Trägern unterstützt, eine neue Spur durch den Rakiot-Bruch nach oben durchgestampft. Auf ihrem Rückmarsch wurden sie noch zu allem Überfluß von einer gewaltigen Eislawine aus der Nordost-Wand des Kanga Parbat überrascht und mit zentimeterdickem Eisstaub zugedeckt. Total erschöpft und ausgehungert erreichten sie alle spät abends das Lager 1.

Das Lager 1 auf 4450 m Höhe, lag zwischen der großen Rakiot-Moräne und der Nordostwand des Kanga Parbat, etwa unterhalb des Silberplateaus, dessen Eisabbruch zwischen Silberzacken und zweitem Nordgipfel einen grandiosen Anblick bot. Knapp unterhalb des Lagers lag ein kleiner Gletscherirrgarten, der auf dem Wege zum Lager 2 zunächst überwunden werden mußte. Dann führte der Weg über den Rakiot-Eisbruch, auf den von Süden her die Lawinen aus der Nordostwand des Kanga in kurzen Zeitabständen herabdonnerten. Ihr gefährlicher Eishauch verdunkelte jedesmal für Minuten die Sonne und dann brauste ein Eiskristalle speiender Sturmwind über die Zelte in Lager 1 hinweg. Der Weiterweg nach Lager 2 zog durch die sogenannte Wintergasse in 13 Serpentinaen steil aufwärts zu einem kleinen Plateau hinauf, von dem aus dann, etwa nach dreiviertel Stunden Weg und nach Überwindung einiger großer Gletscherpalten die Zelte von Lager 2 inmitten der Eistürme sichtbar wurden. Der ganze Aufstieg zum Lager 2 nahm bei normalen Schneeverhältnissen etwa drei Stunden in Anspruch.

Am 17. Juni stiegen Ertl und Köllensperger mit fünf Hunzas zum Lager 3 auf. Dort oben hatte Peter Aschenbrenner für diesen Tag die Verlegung der Zelte auf eine 50 m tiefer gelegene Stelle auf dem weiten Gletscherplateau vorgenommen, wo sie vom Sturm geschützter, aber ebenso sicher vor Lawinen waren.

Um 8.30 Uhr erreichte Bitterling, seiner Trägerkolonne vorauseilend, das Lager 2 und brachte die Nachricht vom englischen Sieg über den Mount Everest mit. Alle freuten sich ehrlich über diesen Erfolg der Kameraden, die 2400 km weiter östlich um ein gleiches Ziel gekämpft hatten, doch es waren sich auch alle darüber einig, daß dieser Sieg für die eigene Sache eine doppelte Verpflichtung in sich birge. Am nächsten Tag verzauberte die Sonne den Morgenhimmel in glühendes Rot und die Luft war relativ warm; aber nach einigen Stunden schälte sich doch ein prächtiger Tag aus dem Dunst. Um 4.30 Uhr brachen die Sahibs Numann, Ertl, Köllensperger mit zwölf Hunza-Trägern nach dem Lager 3 (6150 m) auf. Gegen 9 Uhr sah man die vier Sahibs Frauenberger, Rainer, Buhl, Kempter gegen den Rakiot Beal hochsteigen. In 6700 m Höhe erreichten sie in der Mittagszeit das 4. Hochlager, bauten eine Schneehöhle und hinterließen etwas Proviant.

Am Freitag, den 19. Juni, früh fünf Uhr machten sich Numann und Herrligtoffer mit fünf hochbeladenen Hunza-Trägern nach Lager 3 auf, nachdem sie vor dem Ausbruch zwei davon nach langem Breden endlich von der Nichtigkeit ihrer sogenannten Krankheit überzeugt hatten. In Lager 3 hatte es die Nacht über 21° Kälte (tagsüber aber 35—40° Strahlungswärme) und alle Träger hatten stark gefroren. Kurz bevor die Kolonne das Lager 3 erreichte, traf sie auf Sha Khan, einen der treuesten Hunza-Träger, der nach Lager 2 absteigen wollte, um von dort alle verfügbaren Schlaffäcke herauszuholen. Während die Gruppe im Lager 3 anlangte, und dort vom Kameraden Hans Ertl von allen Seiten fotografiert und von Peter Aschenbrenner und Walter Frauenberger aufs herzlichste begrüßt wurde, stieg die Spitzengruppe Buhl, Köllensperger, Kempter mit vier Hunzas der Mabi-Gruppe bereits durch die Querung nach Lager 4 auf. Köllensperger traf mit den Trägern gegen 14 Uhr wieder in Lager 3 ein, Buhl und Kempter

dagegen blieben in Lager 4, um am nächsten Tag die Kaktot-Eiswand zu präparieren. Kuno Rainer hatte sich beim Graben der Eishöhle im Lager 4 tags zuvor eine Erkältung zugezogen. Er fieberte die ganze Nacht und phantasierte. Peter Wschenbrenner, der mit ihm das Zelt teilte, gab ihm den vom Expeditionsarzt in solchen Fällen empfohlenen Aureomycinstoß und somit war, bereits bevor der Arzt nach Lager 3 kam, das Schlimmste abgewendet. In Peter wurden bereits schlimme Gedanken an 1934 wach. Erinnerungen an die ersten Zunitage lebten auf und der Gang mit Drexels Beichnam von Lager 2, hinunter zum Hauptlager und empor auf den kleinen Moränenhügel, wo die Kameraden einen ihrer Besten unter Tränen zur letzten Ruhe betteten. Aber Kunos Fieber legte sich wieder. Doch stellte der Expeditionsarzt bald darauf eine Venenentzündung fest, die ihn gerade in der Zeit des Gipfelvorstoßes im Hauptlager an das Zelt fesselte. Von heftigen Schmerzen in seinem kranken Bein geplagt und von seelischer Belastung gepeinigt, mußte Kuno Rainer später die Erfolgstage am Nanga Parbat im Basislager miterleben.

Nebelschwaden zogen des öfteren über den Kaktot Peak und nachmittags rieselte es ununterbrochen. Gegen elf Uhr kam Fritz Humann mit seinen Trägern, brachte Lasten aus dem Lager 2 und zog alsbald wieder ab. Alle hofften, daß es nicht so weiterschneien werde, denn ein so enormer Schneefall zerflürte innerhalb weniger Stunden alle Zuversicht auf einen weiteren Aufstieg. Der Weg zwischen Lager 2 und Lager 3 führte über den oberen Teil des Kaktot-Gletschers. Im Gegensatz zu dem stark zerklüfteten und lawinengefährlichen Wegstück zwischen Lager 1 und 2 war der Weg durch den Bruch zwischen den Lagern 2 und 3 weniger steil, war großräumiger und verschiedentlich von weitläufigen Gletscherterrassen unterbrochen. Auf halben Wege sah man hinab ins Hauptlager und es erstrahlte hoch oben der Silberfattel in seiner ganzen Pracht. Östlich davon erhob sich, zwischen zwei Eisnasen ein schwarzer Finger gegen den azurblauen Himmel, der Mohrenkopf, Willy Merks Grabmal. An dieser Stelle erlag Willy Merkl etwa am 17. Juli 1934 seiner totalen Erschöpfung und den Erfrierungen nach einem tagelangen Leidensweg vom Silberfattel herab. Die Nanga-Parbat-Expedition 1953 machte es sich zur Aufgabe, am Mohrenkopf, der von Peter Wschenbrenner von nun an „Merkl-Stein“ genannt wurde, eine Gedenktafel zur Erinnerung an die Kameraden Merkl, Wieland und Welzenbach zu setzen. Am Abend des 4. Juli war es so weit. Während Walter Frauenberger am Mohrenkopf die letzten Handgriffe zur Befestigung der Gedenktafel machte, errichteten am Silberfattel ein winziger schwarzer Punkt: Hermann Buhl kam nach seinem schweren zweitägigen Alleingang wankenden Schrittes vom Gipfel des Nanga Parbat. Er setzte somit den Schlußstrich unter den dramatischen Kampf um den deutschen Schicksalsberg im Himalaya — die Deutsch-Österreichische-Willy-Merkl-Gedächtnis-Expedition hatte das Vermächtnis der toten Kameraden erfüllen dürfen.

Anschrift des Verfassers: Karl M. Herrligkoffer, München, Pölgangerstraße 142a

Teil II

Der Weg zum Gipfel

Von Walter Frauenberger

Vom Gipfel des Südlichen Chongra Peak, 6448 m, den Hermann Buhl und ich, je in getrenntem Alleingang, am 10. bzw. 11. Juni 1953 vom Lager 3 bei strahlendem Wetter in zweieinhalb Stunden erreichen, erblicken wir zum erstenmal, über dem hohen Grat Ratiot Peak—Silbersattel aufragend, den Hauptgipfel unseres Berges mit dem obersten Teil seines Südbsturzes. Wie eine Verheißung leuchtet hinter dem wolkenbeschatteten Silberzackenkrat sein tiefverschneites Haupt. In Andacht und Demut grüße ich dich, Nanga Parbat. Wie könnte man mit dir haben, daß du in deinem Eismantel so viele der besten deutschen und österreichischen Bergsteiger mit ihren treuen Sherpas begraben hältst: Dein himmelnaher Scheitel ist des höchsten Einsages wert! Wirst du uns diesmal über deine wächtenumsäumten Grate Einlaß zu deiner Hochburg gewähren?

Mit dem Fernglas suchen wir uns am gegenüberliegenden Steilhang des Ratiot Peak unseren Weg zum nächsten Lager und prägen uns die Einzelheiten dieses Aufstieges deutlich ein.

Schon der nächste Morgen sieht uns dort aufwärts spuren. Das Wetter ist so prachtvoll, daß wir in die tieferen Lager, die eben systematisch eingerichtet werden, gemeldet haben, es mögen uns zur Weitertreibung der Hochlager einige Träger zur Verfügung gestellt werden und sich die restlichen jungen Gipfelstürmer ebenfalls bald bei uns einfinden; vielleicht gelänge uns bei weiterem Anhalten des Schönwetters schon jetzt der Gipfelsturm. Das Spuren über die steilen, mit tiefem Pulverschnee bedeckten nordwestseitigen Gletscherhänge, die durch Eisabbrüche in einzelne Terrassen gegliedert sind, ist zu dieser frühen Jahreszeit wohl noch sehr anstrengend; doch nehmen wir an, daß auf den Graten oben der Sturm sicherlich schon bessere Verhältnisse geschaffen hat. Den letzten Steilaufschwung nehmen wir etwas zu weit gegen den Ratiot Peak zu und müssen noch eine richtige Eiskletterei oberhalb eines breiten Schrundes mit in Kauf nehmen, in fast 6700 m kein leichtes Unterfangen für unsere schwer atmenden Lungen. Fünf Stunden nach dem Aufbruch vom Lager 3 stehen wir in der flachen Einsattelung unter der Steilwand des Ratiot Peak auf dem Plage des Lagers 4. Sübsturm empfängt uns und statt der erhofften tiefen Schau in das Kupal-Tal quellen Wolken über den Grat und verdüstern auch die bis dahin freie Sicht im Norden. Da sind wir bald wieder auf dem Rückweg und können uns nach zweifündigem Abstieg vor dem hereinbrechenden Unwetter gerade noch in unsere Zelte in Lager 3 verkriechen.

Vier Tage und vier Nächte, vom 12. Juni abends bis 16. Juni abends, nur mit kurzen Unterbrechungen, rast der Schneesturm über den Ratiot-Gletscher und unsere zwei einsamen Zelte im Hochlager. Der Traum vom raschen Gipfelerfolg ist schon in der ersten Nacht verweht. Wir hätten auch keine Zeit zum Träumen; denn mindestens alle zwei Stunden, Tag und Nacht, müssen wir aus der schützenden Hülle heraus in den peitschenden Sturm, um unsere Zelte von der Schneelast zu befreien, wollen wir nicht von den ungeheuren Schneemassen erdrückt werden. Eine Zeltstange knickt ein. Wir reparieren sie notdürftig mit einem Stiftd. Die übrigen Zeltstangen biegen sich unter der Schneelast und dem Sturmdruck immer mehr. Wir stützen sie ebenfalls mit Stiftden, die wir mit unseren Wicelgamaschen an die Stangen binden. Immer höher wird der Schnee um unsere Zeltgrube, immer tiefer versinken die Zelte im kalten Weiß, das uns von den tieferen Lagern abgeschnitten hat. Das ist die Zeit, da unsere Gedanken immer mehr bei den toten Kameraden oben am Grat zwischen Ratiot Peak und Silberzacken weilen, die 1934 im tagelangen Schneesturm trotz härtester Willenswehr langsam dahinstarben; das ist die Zeit, da sich unsere Gedanken immer mehr zu den Kameraden gesellen, über die sich unweit unserer Zelte — höchstens zweihundert Meter in der Hori-

zontalen entfernt — von grausamem Eissturz in der Nacht zum 14. Juni 1937 vernichtet, dieselbe Neuschneedecke spannt.

Der Sturm ebbt ab, die Sonne bricht durch und mit ihr gewinnt das Leben wieder die Oberhand. Hermann und ich sind noch mit dem Ausgraben unserer Zelte beschäftigt, als schon Peter Aschenbrenner, Kuno Rainer, Otto Kempfer und Hermann Köllensperger nach schwerster Spuararbeit zusammen mit sechs Trägern auftauchen. Es entsteht eine richtige Zeltstadt mit einem eigenen Kochzelt. Täglich kommen nun bei wechselndem, meist freundlichem Wetter weitere Lastenstapeln ins Lager 3. Auch die Sahibs vermehren sich: am 18. Juni erscheint unser Kameramann Hans Ertl und am 19. Juni unser Expeditionsleiter Karl Herrligkoffer.

Schon am 18. Juni unternehmen wir zu viert (Buhl, Kempfer, Rainer und meine Wenigkeit) einen neuerlichen Vorstoß zum Platz des Lagers 4. Der überaus starke Sturm der Vortage hatte den Neuschnee weggefegt, so daß wir auf hartgepreßten Windgangeln trotz der Nutzlast an Schaufeln, Seilen usw., die jeder aufgeladen hat, in nur dreieinhalb Stunden unser Ziel erreichen können. Wir graben als Unterkunft für ganz schlechtes Wetter eine Schneehöhle. Als wir an diesem Nachmittag ins Lager 3 zurückkehren, gibt es eine große Neuigkeit: Der Everest ist gefallen. So sehr wir den Bergsteigerkameraden der englischen Expedition diesen Erfolg vergönnen, um den sie ja seit 1921 ununterbrochen gerungen haben, so tut es uns andererseits leid, daß unser Ranga Parbat, wenn wir ihn schon erreichen sollten, auch nicht für kurze Zeit der „höchsterstiegene Berg“ sein könnte und daß mit der Besteigung des höchsten Berges der Welt die anderen niedrigeren Achttausender an „Erkennungswert“ eingebüßt haben. Doch schon nach kurzer Zeit finden wir — als Parallele die Erschließung der Alpen — die richtige Einstellung: Nunmehr gilt es den schwierigeren und schwer zugänglichen Himalaya-Bergen und wenn möglich unter Verzicht auf künstliche Atmung.

Unerntags errichten unsere Jungen Buhl, Kempfer, Köllensperger mit den ersten Trägern auf dieser Strecke ein Zelt in Lager 4, von dem aus Buhl und Kempfer in den folgenden Tagen dem schwierigsten Bollwerk vor dem Silberjattel, dem 7070 m hohen Ratiot Peak, an den Leib rücken wollen. Dieser steinerne Wächter vor dem Götterthron des Ranga Parbat muß über seine steile, etwa zweihundertfünfzig Meter hohe Eisflanke wenigstens bis zu einer fast 7000 Meter hohen Schulter in seinem Nordgrat erklettert und sein Gipfelaufbau dann durch seine fast ebenso steile eisige Westflanke bis zu dem zum Silberjattel leitenden Wächtergrat umgangen werden. In zweitägiger mühevollster Arbeit präparieren Buhl und Kempfer die Ratiot-Eiswand und einen Teil der anschließenden Luerung mit einem durchlaufenden fixen Seil, das sie selbst über die Eiswand schleppen müssen, weil die Hunzaträger den Aufstieg über die Ratiot-Flanke ablehnen. Daß die beiden zur Belohnung für diese Mühsal dem Ratiot Peak noch einen Besuch abstatten, wobei natürlich Buhl auch noch auf dem den Schneegipfel überragenden, sehr schwierig zu erkletternden höchsten Felszacken sitzen muß, ist für den Auftrieb unserer Gipfelsürmer nur bezeichnend. Wenige Meter unterhalb der Schulter des Ratiot-Peak finden die beiden zwei Traggestelle mit gebleichten und durch Sonne und Sturm zermürbten Schlaffäden einer früheren Expedition.

Das Lager 4 ist inzwischen durch weitere Zelte auch für Träger ausgebaut worden. Der Errichtung des nächsten Lagers auf dem Wächtergrat Ratiot Peak—Silberzacken stünde nichts im Wege, wenn den Trägern ihre Angst vor der Eiswand genommen werden könnte. Doch obwohl es alle jungen Sahibs und Ertl, später auch noch Bitterling, der seine äußerst anstrengende Nachschubtätigkeit von Lager 1 nach 2 mit einem kurzen Aufenthalt in den Hochlagern vertauscht, und selbst Aschenbrenner bei seinem Besuch in Lager 4 mit den Hunzas versuchen, sind diese keinen Schritt über den Bergschrund zu bringen. Solange keine besonderen technischen Schwierigkeiten zu überwinden waren, haben die Hunza recht gut getragen; nun aber, wo es eine ausgefetzte Eiswand hinaufgehen soll, erinnern sie sich wieder ihres Allah-Schwures, ihr Leben um ihrer Frauen willen nicht aufs Spiel zu setzen. Da nützt kein Fluchen und kein Schimpfen, diese Ausrede

ist „Gottes Wille“. Buhl wird ungeduldig und trägt selbst einen Proviantfach über die Steilwand des Raktot Peak. Doch das Wetter setzt der Selbsthilfe ein rasches Ende. Über Nacht sind die Stufen und Seile in der Raktot-Wand wieder zugeschnitten und die im Lager 4 noch weiter ausharrenden Gipfelstürmer müssen selbst einsehen, daß beim täglichen Neuschnee und Sturm die Vortreibung eines Lagers unmöglich ist und ihr Rückzug ins Lager 3 nur ihre Kräfte schont.

Ich selbst mußte während dieser Tage die Organisation des Nachschubs vom Lager 2 nach 3 übernehmen, da unser Hauptlagerverwalter Fritz Numann, der diese Nachschubstrecke in der letzten Zeit betreut hatte, wegen alarmierender Nachrichten unverzüglich ins Hauptlager absteigen mußte: August Rott aus Augsburg, der uns trotz unserer ablehnenden Stellungnahme von Karachi nachgereist war und den wir schließlich infolge Mangels an Sahibs in den Hochlagern anstelle des in bester Form befindlichen Fritz Numann im Hauptlager als Verwalter eingesetzt hatten, ist nach wenigen Tagen seiner Tätigkeit bei uns von einem pakistanischen Polizisten, der eigens deswegen ins Hauptlager gekommen war, verhaftet worden, weil er keine Einreisegenehmigung nach Kaschnir hatte. Da müssen Fritz und ich — wenn auch schweren Herzens — am 20. Juni in tiefere Regionen wandern.

Fünf Tage später steigt wieder einer mit großer Wehmut vom Lager 3 nach 2 ab. Es ist unser treuer Kuno. Er, der dauernd beim Vortrupp war, der sich beim Spuren im tiefen Pulverschnee niemals schonte und die schweren Spaltenübergänge und Eisabstürze mit Strickleitern und Holzbrücken für die Nachkommenden sicherte, er muß nun knapp vor Errichtung des Ausgangslagers zum Gipfelsturm infolge einer Venenentzündung, die er sich bei seiner aufopferungsvollen Pionierarbeit geholt hatte, auf die Erfüllung eines Lebenstraumes verzichten. Bitter ist diese Erkenntnis. Doch gleich stark und zuversichtlich wie immer ist seine Stimme: „Kun geh Du wieder zu den Jungen vor, Walter, Ihr schafft es sicher noch!“

Am 26. Juni zeitlich früh bin ich wieder mit großem Auftrieb unterwegs zu den Hochlagern. Er vermindert sich bald, als ich die drei Jungen, die ich in Lager 4 oder gar schon in Lager 5 vermutete, schon im Lager 3 vorfinde und diese mir von der bisherigen Unmöglichkeit des Vorbringens über die Raktot-Wand wegen der neuen Schneefälle und des Trägerelends erzählen. Noch dazu berichten uns Ertl und unser Meteorologe Bitterling, sie hätten vom Lager 4 aus deutlich die fingerartig sich heranschiebenden Wolfenballen des Monsuns ausnehmen können. Und gerade auf die Zeit des Vollmondes (27. Juni) hatten wir die größten Wetter- und damit auch Gipfelhoffnungen gesetzt!

Ob sich der Monsun nicht vielleicht doch noch einige Tage verzögert? Nach dem geringen Neuschneesfall in der Nacht ist der Himmel wieder klar und rein. Vielleicht könnten wir vor dem Monsuneinbruch doch noch das Lager 5 einrichten. Und wer weiß, wenn's dann noch weiter aushalten sollte, ...?

Doch wir verloren das Rennen. Mein Brief vom 30. Juni 1953 aus dem Lager 3 hinunter ins Hauptlager, wohin inzwischen auch Aschenbrenner abgestiegen war, der die bereits zu Beginn der Expedition in Aussicht genommene frühzeitige Heimreise wegen seiner wirtschaftlichen Unabkömmlichkeit in der Heimat antreten mußte, berichtet hierüber: „An die Sahibs im Hauptlager. 30. Juni 1953, Lager 3.“

Um dem für 28. Juni in Rawalpindi angesagten Monsun vielleicht doch noch zuvorzukommen, ging ich mit den drei Jungen, Hermann Buhl, Hermann Köllensperger und Otto Rempfer am 27. Juni zu Lager 4. Da die Träger ein Weitertragen nach Lager 5 verweigerten, wollte ich dem Leistungsfähigsten von uns, der auch immer noch einen unbändigen Auftrieb zeigte, Hermann Buhl, die Möglichkeit zum Gipfelangriff schaffen. Er wollte auf ein Zelt verzichten und mit einer Schneehöhle vorlieb nehmen. Ich bestimmte daher Hermann Köllensperger und Otto Rempfer — womit sich diese kameradschaftlicherweise sofort einverstanden erklärten — selbst zu Lastefeln für Hermann Buhl zu werden, um diesen für den Gipfelangriff zu schonen.

Wir starteten daher am 28. Juni zu viert, Hermann Buhl als unbelasteter Vorausspürer und wir anderen drei mit ziemlichen Lasten, über die Ratiot-Steilflanke gegen Lager 5. In der Steilflanke überschütteten uns des öfteren Schneerutschs von dem über Nacht gefallenem Neuschnee, aus denen wir uns immer wieder ausbuddeln mußten. Die von Buhl und Kempfer einige Tage zuvor angelegte Seilversicherung erleichterte uns sehr den Aufstieg. Von der Ratiot-Schulter ging's an dem von den Kameraden Buhl und Kempfer gespannten Seil, das wir nun noch verlängerten (Sturz von Hermann Köllensperger infolge Ausbrechens eines Pickels, der aber noch glimpflich ausging) in die Ratiot-Westflanke, die uns teils mit Blankeis, teils mit tiefem Pulverschnee aufwartete. Die Hoffnung, daß es oben weniger geschneit hätte, erfüllte sich leider nicht. Immer tiefer versanken wir im Neuschnee, das Wetter wurde immer schlechter, es begann fest zu schneien und jede Gipfelschau für nächsten Tag zerfloß im Nebel. Da lehrten wir mangels jeglicher Aussicht auf Besserung um — Gott sei Dank, denn am nächsten Tag waren unsere Zelte auf 4 zutiefst eingeschnitten. Der Monsun hatte mit großen Schneemassen seinen Einzug gehalten, mit solchen Schneemassen, daß uns der Abstieg nach Lager 3 am 29. Juni nicht leicht gemacht wurde. Die Lawinen von oben abtretend, nützten wir dann diese Lawenbahnen und wir kamen mit unseren schweren Rucksäcken im tiefsten Nebel und bei Schneetreiben im Camp 3 an.

Nun wollen wir zwischenzeitige Sonnentage ausnützen, um trotz des Monsuns gegen den Gipfel vorzustößen. Herzlichsten Gruß allen im Hauptlager Guér Walter."

Diesen Brief befördert Hermann Köllensperger, der an starken Zahnschmerzen leidet und körperlich nicht gut bekommen ist, am 30. Juni hinunter ins Hauptlager.

Am selben Tag hat es langsam auf. Die Nebel verziehen sich, Neuschnee-Lawinen donnern von den Flanken und silbern glänzt wieder der Sattel unserer Wünsche.

Vom Arzt und vom bergsteigerischen Leiter im Hauptlager kommt mittels drahtloser Funkverbindung der Auftrag ins Lager 3, daß auch die restlichen vier Sahibs (Ertl, Frauenberger, Buhl und Kempfer) mit allen uns verbliebenen vier Hochträgern ebenfalls ins Hauptlager absteigen sollen, da wir bei unserem etwa fünfwöchigen Aufenthalt in den Hochregionen sicherlich schon einer körperlichen „Generalüberholung“ bedürfen. Da wir ausgezeichnet akklimatisiert sind und uns auch körperlich recht wohl fühlen, lassen wir die Entscheidung vom Wetter des nächsten Tages abhängen.

Strahlend kommt der 1. Juli 1953 herauf. Es ist ein selten prächtiger Sonntag, der nach dem ständig steigenden Barometerstand eine Reihe von Schönwettertagen einzuleiten verspricht. Ertl wird zum Rufer im Streite. In Kürze haben auch wir unseren lawinengefährdeten Abstieg von 4 nach 3 vor zwei Tagen vergessen und blasen ebenfalls zum neuerlichen Angriff. Nach einigem Hin und Her gibt uns auch das Hauptlager seinen Segen, mit dem wir nun dauernd mittels des Telefunken-Apparates in Verbindung stehen.

Wieder spüren wir, Buhl, Ertl und ich, mit drei Trägern durch ziemlich tiefen Neuschnee zum Lager 4, von wo aus am selben Nachmittag Buhl und Ertl die Ratiot-Eiswand neuerlich präparieren, indem sie längs des fixen Seiles eine Stufenleiter ins Eis schlagen. Ich „präpariere“ zur selben Zeit im Lager 4 unsere drei Hochträger und gewinne nach dem Anpassen ihrer Steigeisen und einem guten Abendessen, das ich ihnen bereite, ihre feierliche Zusage, daß sie dem „guten Sahib“ — wie sie mich schon immer nannten — am nächsten Tage über die Ratiot-Eiswand folgen werden. Trotzdem bin ich meiner Sache nicht ganz sicher und sehne den Entscheidungstag herbei.

Der 2. Juli ist nicht minder schön. Schon zeitlich früh stehe ich mit dem dampfenden starken Tee vor dem Trägerzelt. Ohne ihn ist ja die Anhänglichkeit der Hunzas zum warmen Schlaffad überhaupt nicht zu überwinden. Auch Kopfschweißpulver müssen noch her, damit sich ihre verchlafenen Gesichter aufhellen; nette Worte allein können es um diese frühe Zeit noch nicht schaffen. Scheltworte aber würden sie sofort an ihren Allah-Schwur erinnern und daran festhalten lassen. Als ich sie dann aber zusammen mit dem inzwischen vom Lager 3 mit Otto Kempfer erschienenen vierten Träger am Seil habe

und sie mit mir die erste Seillänge über dem Bergschlund in der jähen Eiswand stehen, da weiß ich, daß ich gewonnen habe. Überraschend gut folgen sie mir auch mit ihren schweren Lasten und nachdem sie erst ihre Scheu vor der Steilheit des Weges verlernt haben, werden sie übermütig wie kleine Kinder, so daß ich ihnen wieder den fast 4000 Meter betragenden Tiefblick ins Nupal-Tal zeigen muß, wohin sie, wenn sie zu Fall kämen, ohne meine Seilhilfe sicherlich abstürzen würden. Ja, richtige Kinder seid ihr, ihr starken Hunza, Ali Madat, Jaci Beg, Hidat Khan und Madi, und vielleicht konnte euch auch deshalb der kinderreichste Expeditionsteilnehmer am besten über die Steilwand führen.

Buhl versichert noch ein zusätzliches Stück der Traversierung in der eisigen Westflanke des Rakiot Peak mit einem fixen Seil. Für Madi konnten wir infolge der enormen Fußgröße keine Steigeisen anpassen. Er muß daher vor der steilen Querung auf der Rakiot-Schulter zurückbleiben und ich übernehme zusätzlich seine Traglast. In der Spur Hermann Buhls, zuletzt durch tiefen Neuschnee, erreichen wir den zum Silberzacken führenden Wächtergrat, den wir vom Lager 4 schon immer so nahe — durch den sperrenden Rakiot Peak aber doch fast unerreichbar fern — gesehen und herbeigewünscht hatten. Vor uns steht der „Mohrentopf“, ein dunkler Felszahn auf dem sonst hell leuchtenden Wächtersaum. Er wurde 1934 zum stummen Zeugen des letzten Kampfes unseres unvergesslichen Willy Merkl, aber auch des höchsten Kameradschaftsopfers seines treuen Orderly Gay Lay. Merkl, der das Sterben seiner beiden Kameraden Uli Wieland und Willo Welzenbach miterleben mußte, zwang seinen durch die langen Sturmtage ebenfalls zu Tode erschöpften Körper mit eiserner Energie von der tiefsten Grateinfattelung die Gegensteigung hinauf zum Mohrentopf. Dort aber war auch seine Kraft gebrochen. Obwohl sich sein persönlicher Träger Gay Lay mit dem einzig noch überlebenden Sherpa Angshering vielleicht noch hätte retten können, blieb Gay Lay bei seinem Herrn und starb mit ihm. Von der Expedition Paul Bauers 1938 wurde der fast noch unverehrte Willy Merkl mit seinem Orderly Gay Lay, der sich noch wie schützend über seinen Herrn gelegt hatte, am Fuße des Mohrentopfes aufgefunden und eben dort im ewigen Schnee zur Ruhe gebettet. — Wer könnte sich an dieser Stelle der berggeschichtlich so tragischen, aber gleichzeitig auch jedes Kameradenherz erhebenden Sprache des Felsenturmes entziehen? Gefühlsmäßigen Regungen dürfen wir aber hier nur kurz nachgeben. Die Wirklichkeit erfordert die Tat.

Nach dem Mohrentopf, in der tiefsten Einsattelung vor dem Silberfattel, zwischen den Lagern 6 und 7 früherer Expeditionen, errichten wir mit einem Zelt unser Lager 5 in einer Höhe von rund 7000 Metern. Es soll das Ausgangslager für den Gipfelangriff werden. Peter Mchenbrenner und Erwin Schneider, die 1934 ja bereits über den Silberfattel gegen den Borgipfel zu vorgebrungen waren, hatten ihrer Meinung dahingehend überzeugend Ausdruck gegeben, daß nach ihren Beobachtungen vom Hochfirn aus der Hauptgipfel des Ranga Parbat nicht übermäßige Schwierigkeiten bieten und seine Erststeigung vom Platz unseres Lagers 5 aus wahrscheinlich an einem Tage hin und zurück durchgeführt werden könnte. Ein tieferes Ausgangslager sei auch deswegen vorzuziehen, weil der bessere Schlaf im tieferen Lager die Vorteile eines höheren Ausgangslagers (sei es auf der „Schaumrolle“ oder auf dem Silberfattel) überwiegen dürfte, wie dies auch aus den Erfahrungen fast aller Himalaya-Expeditionen zu entnehmen war.

Nach einem festen Händedruck und einem „Hals- und Beinbruch“ verlassen Ertl und ich unsere jungen Gipfelfürmer Buhl und Kempter und kehren mit den Hunza wieder ins Lager 4 zurück. Beim Abstieg sind unsere Gedanken dauernd bei unseren jungen Freunden oben am Grat, denen wir so gerne für den kommenden Entscheidungstag auch noch unsere Kräfte zusätzlich zur Verfügung stellen wollten. Möge ihnen der Berg gnädig sein!

Mein Tagebuch berichtet von den nächsten zwei Tagen:

„3. Juli 1953, Camp 4/5. In der Nacht kommt starker Sturm auf. Ich fürchte schon für das Wetter und unser Vorhaben, als mir Hans, der Frühaufsteher, um sechs Uhr mitteilt, daß Hermann und Otto schon über der Schaumrolle zu sehen seien und durch den

Sturm vermutlich nicht zu leiden hätten. Nun lasse ich die beiden da oben nicht mehr aus den Augen: Um sieben Uhr verschwindet Hermann im Blau des Silberfattels, um dreiviertel acht Uhr Otto. Leider haben wir kein Fernglas hier, mit freien Augen wird man von den beiden kaum mehr etwas sehen.

Wir wollten mit unseren drei Hunzas neue Lasten nach 5 und insbesondere ein Zelt mehr und ein Sauerstoffgerät nach 5 oder sogar nach 6 (das wäre Schaumrollen-Lager gewesen) bringen, doch sind sie alle trotz intensivster kameradschaftlicher und medizinischer Hilfe „bimar“ - krank und versprechen uns nur, daß sie am kommenden Tag wieder nach 5 gehen werden.

Nachmittags gehe ich allein nach 5, damit ich mit den beiden Gipfelfürmern vielleicht Verbindung aufnehmen kann. Ich sitze lange auf der Rakot Real-Schulter. Erst sehr spät kommt eine Gestalt vom Silberfattel herunter. Was ist mit dem zweiten Gipfelfürmer?

Otto, der Rückkehrer, erzählt, daß Hermann schon eine Stunde vor ihm, um halb drei Uhr früh, aufgebrochen sei und daß er dann in seinen Spuren den Silberfattel um etwa acht Uhr erreicht habe. Hermann sei schon ein gutes Stück in dem sich unerhört weit hinziehenden Hochplateau vor ihm gewesen. Er, Otto, hätte sich dann nach etwa einer Stunde Weges auf dem Hochplateau hingesezt, um sich auszuraften, wobei er Hermann, der schon in der Nähe der Diamirscharte war, aus den Augen verloren habe. Er hätte auch, obwohl er von oben Ausblick zum Gipfel und zum oberen Teil des Gipfelgrates hatte, von Hermann nichts mehr gesehen. Hermann hätte sich ihm gegenüber auch geäußert, daß er ein Bivak ohne weiteres in Kauf nehme. Einen Zeltack soll er nach Angabe von Otto haben.

In Hermanns Schlaffack verbringe ich zusammen mit Otto auf Lager 5 die Nacht. Raum schließe ich die Augen, denn meine Gedanken sind dauernd oben bei Hermann. Gott sei Dank ist das Wetter ausnehmend schön, kein Wind, und die Temperatur im Lager 5 auf rund 7000 Meter auch nicht unter minus 20 Grad.

4. Juli 1953, Lager 5. Was ich anfänglich gehofft hatte, daß Hermann noch in der Nacht erscheint, ging nicht in Erfüllung. Wie gerne hätte ich dem wiederkehrenden Hermann seinen Schlaffack abgetreten und die Nacht nur mit der Bekleidung allein irgendwie durchgefroren. So aber sind Otto und ich am Morgen noch allein. Ich verständige mich durch Schreien mit Hans auf Lager 4, daß er mit Sauerstoff, einem Zelt und etwas Verpflegung nach 5 kommen möge, da wir über das Schicksal Hermanns im Ungewissen sind. Eine sofortige Hilfeleistung erscheint bei dem weiterhin anhaltenden Hochdruckwetter mit Rücksicht auf die Äußerung Hermanns, er nehme ein Bivak ohne weiteres in Kauf (in welchem Sinne er sich mir gegenüber auch schon des öfteren geäußert hatte) nicht notwendig. Ohne ein Sauerstoffgerät, das infolge des gestrigen Trägerstreiks erst heute kommen kann, erschiene eine Hilfeleistung auch wenig wirkungsvoll. Noch dazu hat es ab 8 Uhr früh bei vollkommener Windstille eine detartige Hitze, daß es keiner zum Silberfattel geschafft hätte.

Den ganzen Tag suchen unsere Augen den Rand des Silberfattels und den Grat zum Hauptgipfel des Ranga vergeblich ab, wenn wir auch auf letzterem infolge der großen Entfernung kaum jemanden ausnehmen hätten können. Die Unruhe wächst. Leider kommt Hans mit den Hunzas erst am frühen Nachmittag, so daß die Aufstellung eines Zeltes auf der Schaumrolle nicht mehr in Frage käme. Er hat auch statt des Zeltes den Telefunkt-Apparat mitgenommen, so daß wir mit dem Hauptlager dauernd in Verbindung sein können.

Um späten Nachmittag gehen wir alle mit den Trägern zum Rohrenkopf und ich bringe dort die Gedenktafel für Merkl und seine Kameraden an. Hans filmt die Gedenkstunde. Otto geht mit den Hunzas nach 4 zurück und Hans und ich beschließen, noch in derselben Nacht zum Silberfattel aufzusteigen, und zwar unter Mitnahme eines Sauerstoffgerätes, um vielleicht doch noch irgendwie helfen zu können.

Nach der Feier am Mohrenkopf geht Hans zum Zelt, während ich am Mohrenkopf die Gedenktafel endgültig befestige. Fehlt auf der Tafel nicht ein neuer Name von der Expedition 1953? Dieser Gedanke will nicht weichen.

Während der Stenmarbeiten — es wird schon empfindlich kalt, das Zelt liegt schon im Schatten — irren meine Augen immer wieder ab, hinauf zum Silberfattel — und da, löst sich nicht vom Felsen dort oben ein kleiner schwarzer Punkt (es wird wohl nur eine Sinnestäuschung sein, wie so oft schon am Tage), verläßt die Stimmung des Silberfattels und wird zum kleinen schwarzen Strich in der Eisflanke unterhalb des Silberfattels? Ein Jubelruf kündigt Hans das Gesehene, ein zweiter dem die Ratiot-Westflanke mit den Trägern gerade querenden Otto. Und ich selbst: ich lache und weine und beschleunige meine Stenmararbeit. Der Hermann kommt! Fast wie das Zurückhalten des eigenen Kindes aus dem Reiche des Jenseits, so kommt mir das Erscheinen meines jungen Freundes vor. Ob Du, Hermann, nun den Gipfel erreicht hast oder nicht, das ist ganz gleichgültig: das Wichtigste ist, daß Du lebst.

Um Hans und Hermann eine entsprechend gute Schlafmöglichkeit in 5 zu geben, wo sich nur zwei Schlaffläche befinden, packe ich noch meinen Rucksack und gehe, da es schon zu dunkeln beginnt, noch vor Eintreffen von Hermann beim Lager 5, in Richtung gegen Lager 4, wobei ich Hans noch bitte, mir Hermann herzlichst zu grüßen und mir noch nachzurufen, wie es ihm ergangen ist.

So stehe ich dann in der Dämmerung beim Mohrenkopf neben der eben errichteten Gedenktafel und sehe unten beim Zelt des Lagers 5 sich zwei Männer umarmen und höre, daß unser Hermann vom Gipfel des Ranga Parbat kommt. Mit heißem Danke mischen sich Tränen der Freude und in tiefer Ergriffenheit melde ich Willi Merk, Uli Wieland und Willo Welzenbach, deren Namen vor mir auf der Gedenktafel eingegraben sind, daß ihr Vermächtnis hiermit erfüllt ist. Wohl selten mögen Worte so aus tiefstem Herzen gesprochen worden sein.

Hans entdeckt mich noch oben beim Mohrenkopf und er und Hermann rufen mich zurück. Irgendwie wird's mit dem Schlafen schon gehen und übrigens denken wir noch lange nicht ans Schlafen. Hermann, der durch drei Peruvianer, die er auf dem Hochplateau genommen hat, geistig unerhört rege ist, berichtet dauernd Einzelheiten von seinem Erfolg."

Ich habe das Wesentlichste seines Berichtes gleich am anderen Tage in der Frühe in meinem Tagebuch festgehalten. Doch wir wollen ihn nun lieber selbst erzählen lassen.

Teil III

Der Gipfelangriff

Von Hermann Buhl

... Schwere Tage liegen hinter uns. Ich spüre gerade im tiefen Schnee, am Mohrenkopf, der Grabstätte Willy Merkl's vorbei, hinüber zur tiefsten Einschartung zwischen Naktot Peak und Silberattel (6900 m).

Kempter und die vier Träger folgen meinen Spuren. Ertl und Frauenberger bleiben am Mohrenkopf zurück, sie wollen die Rückkehr der Träger abwarten. Beide sind in Hochform, jeder für sich kann als gipfelfähig bezeichnet werden, doch sie lassen den beiden Jüngeren den Vortritt, sie wollen nicht, daß man ihnen später vorwirft, sie hätten uns keine Gelegenheit zur Bewährung gegeben. Es ist schon sehr spät, als wir die Träger zurück schicken, sie haben nur ein Zelt mit herauf gebracht, welches nur für zwei Männer Unterschlupf gewährt. Hans und Walter übernehmen die Träger am Mohrenkopf und steigen mit ihnen nach Lager 4 ab.

Unser kleines Sturzelt, das Lager 5, ist auf lustiger Warte errichtet. Es ist das höchste Lager unserer Expedition. Wenn bei früheren Expeditionen noch zwei weitere Lager aufgebaut wurden, so war das eben dank der guten Sherpas möglich.

Wunderbar schwingt sich von hier der Grat zum Silberattel auf, welcher im Abendlicht wie Lametta glänzt. Doch weit entfernt und hoch über uns der Hauptgipfel des Ranga Barbat — links fällt in jähem Sturze die bis zu 5000 m hohe Südwand ins Kupattal ab, direkt uns zu Füßen die grünen Wiesen, welche graue, schuttbedeckte Eisströme umgeben. Man kann mit Recht sagen, einer der stolzesten Berge der Welt, und bei diesem Anblick kommt uns erst die große Aufgabe so recht zum Bewußtsein. Doch das Ziel liegt noch fern, 1200 m Höhenunterschied, bei einer horizontalen Entfernung von über 6 km, das liegt weit über dem üblichen Maße des Tagesdurchschnittes in diesen Höhen. Violettes Licht liegt über den Gletschern, aus den Tälern schleicht sich die Kälte herauf, wir ziehen uns in unser Zelt zurück. Bis der Tee für den morgigen Tag gelocht ist, das Frühstück bereitet und die Feldflaschen gefüllt, vergehen Stunden. Inzwischen ist es zehn Uhr nachts geworden. Ein heftiger Sturm kommt auf und rüttelt ordentlich an den Zeltwänden. . . Das Zeltbach drückt auf mich als ob eine Zentnerlast darauf läge und ich bekomme richtig Bedenken, ob uns das Zelt nicht weggefegt wird, zumal 5 m entfernt die Südwand mit einer riesigen Wächte abbricht. Mit den verfügbaren Schiftöden und Pickeln verantere ich schließlich noch das Zelt, dann erst hab ich Ruhe. Gegen Mitternacht läßt der Sturm etwas nach. Ich komme nicht zum Einschlafen, meine Gedanken beschäftigen sich fortwährend mit dem Gipfelanstieg und so bin ich froh, wie es ein Uhr nachts ist, Zeit zum Aufstehen.

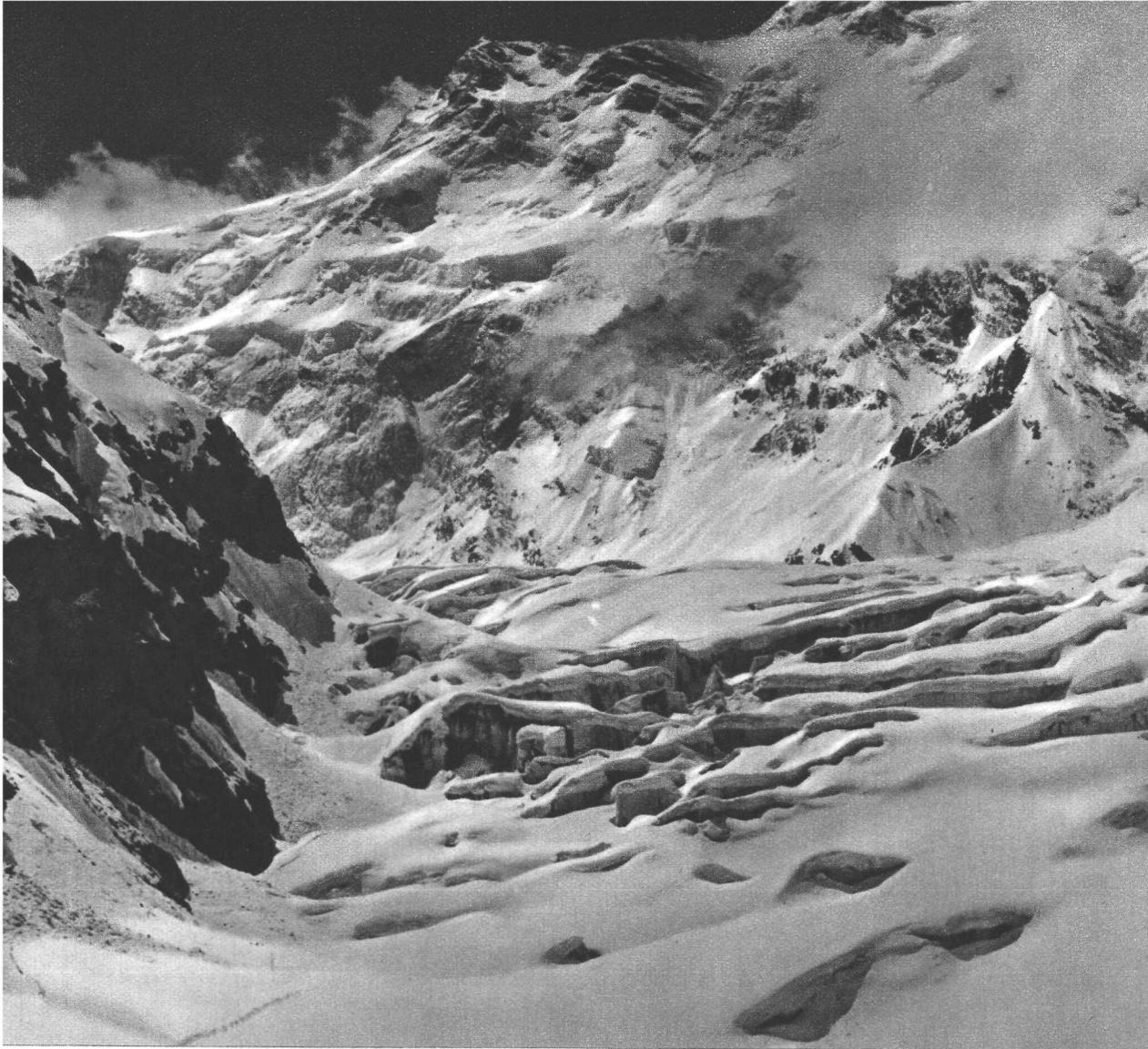
3. Juli 1953.

Otto liegt noch tief im Schlaffack, er scheint gut zu schlafen und läßt sich von mir nicht stören, während ich bereits arg herumrums, Tee loche, mich ankleide und den Rucksack packe. Für zwei Uhr morgens ist der Abmarsch angesetzt. Mehrmals mache ich Otto darauf aufmerksam, doch er meint, es sei zu früh, ich hätte gestern von 3 Uhr gesagt, worauf ich ihn aufmerksam mache, daß wir diesen Tag ganz ausnützen müssen und um jede Minute froh sein werden. Ich mache ihn aufmerksam, daß ich auf jeden Fall um zwei Uhr losgehen werde. So packe ich den Rucksack zunächst für mich allein. Er ist schon etwas schwer. Auf meine nochmalige Aufforderung schält er sich doch aus der warmen Hülle. Ich denke mir: ja, wenn ich voraus spüren muß, holt er mich leicht ein, und damit ich nicht alles allein tragen muß, laß ich ihm etwas zurück. So pack ich auch den Sped von Runo, der als Tourenproviand für den Gipfel gedacht ist, in seinen Rucksack. Ich sollte dies noch bitter bereuen.



Aufn. D.-O. Willy-Merz-Gedächtnis-Expedition 1953

Lager III (6150 m) auf dem oberen Boden des Rakot-Gletschers
(oben rechts Silberfattel)



Aufn. D.-Ö. Willy-Merkl-Gebächtnis-Expedition 1953

Rafiot-Gletscher mit Silberzacken und Nanga-Parbat-Nordgipfel (7816 m)



Nanga Parbat, Gipfelaufnahme. Tiefblick auf den Silberfattel

Aufn. G. Dufel

TAFEL III



Luftn. D.-D. Willy-Merkl-Gebächtnis-Expedition 1953

Der 28-jährige Tiroler Hermann Buhl nach Rückkehr vom Gipfel des Nanga Parbat

Um halb drei Uhr trete ich dann ins Freie. Es ist sternklar, die Mondichel leuchtet herunter und wirft silbernes Licht auf den vor mir aufstrebenden Grat, es ist windstill, doch kalt. Alles Verfügbare wird angezogen, diesmal auch die Überhofs. Tiefer Bruchharsch erschwert mir das Gehen, unter riesigen Wächtegebilden geht es unten durch, ich merke bald, daß die Ausmaße wieder einmal täuschen, es ist nicht mehr westalpenmäßig, es ist schon richtig Himalaya. Über eine harte, steile Firnrippe erreiche ich wieder den Grat. Die Gratschneide ist windgepreßt, so schnalle ich die Steigeisen an und brauche auch nun weniger achtzugeben daß ich ausgleite. In wunderbarem Aufschwüngen zieht der Grat steil nach oben. Rechts fallen riesige Firnflanken, von Eisbarrieren unterbrochen, zum Plateau oberhalb Lager 2 ab, links säumen dunkle Gestalten den Weg, dann verschwindet der Blick in einer bodenlosen Tiefe. Scharfe Firnschneiden und Wächtegalerien wechseln mit steilen Hangquerungen. Ein scharfer Wind kommt von Süden herauf und treibt mich auf die Rafiot-Seite. Am Beginn der Querung zum Silbersattel mache ich Rast. Es ist fünf Uhr und hinter dem Karatorum geht golden die Sonne auf. Im Glanze des ersten Streiflichtes grüßt ein Meer von Gipfeln, Eisberge mit der Schroffheit der Dolomiten, in der Runde. K 2, Maherbrun, Rakaposhi, der Mustag Lomer, all die Berge, die ich sonst nur aus der Literatur kannte, sind nun zum Greifen nahe, mir gegenüber. In den Tälern liegt feiner Dunst, das beste Wetterzeichen. Wohligh lasse ich mich von der Morgensonne bescheinen, während ich das zweite Frühstück einnehme.

Otto ist noch weit hinten, beinahe eine Stunde, doch er wird mich schon einholen. Nach kurzer Zeit setze ich die Querung zum Silbersattel hinauf wieder fort. Der Firn wird hart, stellenweise tritt sogar blankes Eis zutage. Die Länge täuscht wieder einmal sehr, die Felsen des Silberzadens wollen einfach nicht näher kommen, nach zwei Stunden erst stehe ich oben auf dem Silbersattel am Beginn des großen Hochfirns. Diese Minute hatte ich mir schon oft erträumt und nun war es mir eine Selbstverständlichkeit. 7400 m zeigte mein Höhenmesser an.

Bis hierher wäre ich in einem guten Verhältnis gegangen, die Höhe spüre ich auch nicht sonderlich, zwei Atemzüge pro Schritt. Wiederum eine kurze Rast, dann setze ich den Weg fort. Drei Kilometer lang erstreckt sich der Hochfirn anfangs flach, dann leicht ansteigend, zum Schluß steil zum Vorgipfel emporziehend mit einem Höhenunterschied von 500 m. Der harte Firn ist von den Stürmen, die hier toben, wild umgepflügt. Meterhohe Windgangeln durchfurchen das ganze Gipfelplateau und erschweren das Vorwärtkommen enorm, es ist ein dauerndes Stufensteigen. Auf mich wirkt die Höhe von 7500 m wie eine Grenze. Mit einemmal ist der Körper wie lahm, die Lunge bekommt zu wenig Luft und jeder Schritt erfordert Energie. Die Rastpausen werden häufiger, das Gehen immer anstrengender, und man merkt deutlich die dünne Luft.

Doch Otto scheint es nicht anders zu gehen, denn nach geraumer Zeit erst merke ich draußen am Silbersattel, gegen den Horizont sich abhebend, eine Gestalt, die sich langsam näher bewegt, bald aber stehen bleibt und dann in die Horizontale verfällt. Der Punkt rührt sich nicht mehr, Otto hat aufgegeben.

Der Abstand war schon zu groß. Mit wässriger Zunge und knurrendem Magen muß ich an den Speck in Ottos Rucksack denken der nun für mich verloren ist. Ich habe wohl etwas Dörrobst und Neapolitaner mit, doch diese sind derart trocken, daß sie mir förmlich bei den Ohren herausstauben, bzw. im Munde faden bleiben. Inzwischen brennt die Sonne schon richtig heiß herunter, die Luft ist furchtbar trocken, kein Lüftchen regt sich, das alles trägt dazu bei, meine Glieder mehr erschlaffen zu lassen. Nach jeder Rast muß ich mich gewaltig hochreißen, um nicht auch auf der Strecke zu bleiben. Der Steilaufschwung zum Vorgipfel kommt einfach nicht näher, dabei bin ich schon Stunden unterwegs. Aus meiner Berechnung Mittag am Gipfel wird also nichts.

Ich lenkte meine Schritte ganz an den Rand des Plateaus, wo es in die Südwand abstürzt, erhoffe mir dort von Süden herauf eine kühle Brise, doch auch hier ist die Luft regungslos. Der Rucksack drückt in die Schultern, Hunger plagt mich, doch ich bringe von dem trockenen Zeug nichts mehr hinunter, wenn ich nur den Speck hätte.

Am Beginn des Steilaufschwungs zum Borgipfel lasse ich den Rucksack zurück, dadurch erhoffe ich mir ein rascheres und leichteres Fortkommen, abends werde ich dann wohl wieder hier zurück sein. Nur der Anorak wird herum gebunden, die Gipfelfahne, die Handschuhe und die Felsflasche mit dem Kokatee kommen in die Brusttasche des Anoraks, etwas Pervitin und Pabulin gegen Frostschäden und der Eispickel. Nun gehts auch wieder etwas leichter, die Rastpausen werden seltener und mit eiserner Energie ziehe ich meine Spur unter dem Borgipfel durch nach rechts hin zu einer Einschartung zwischen Borgipfel und Diamircharte. Der Weg dorthin ist auch wieder länger, als es den Anschein hatte. Ich zweifle schon, ob ich die Energie aufbringen werde durchzuhalten, doch der Borgipfel ist mir immerhin sicher; wenn er auch noch keine 8000 ist, so wäre es doch eine erste Ersteigung und schließlich habe ich ja Pervitin bei mir, doch dieses würde ich erst im äußerstem Notfall nehmen. Keine 100 m unterhalb des Borgipfels betrete ich die erwähnte Scharte.

In steilen Abhängen bricht der Fels zur Bazhinscharte, 7812 m, ab. Auf geröllbedeckten Bäntern und Abhängen über Schnee und Eis quere ich die Felsen zur Scharte hin mit großer Spannung von einem Vorsprung zum andern und fragendem Blick, ob es wohl dahinter weitergeht, denn wenn ich auch schwerste Kletterstellen gewohnt bin und schon oft allein gemeistert habe, das spüre ich, in dieser Höhe geht mit extremer Kletterei nichts mehr. Doch zum Schlusse eine steile Rinne absteigend, komme ich gut zur Bazhinscharte hinüber.

Es ist bereits zwei Uhr nachmittags, noch 300 m Höhenunterschied trennen mich vom Hauptgipfel. Was wären bei uns in den Alpen 300 m Höhenunterschied, doch hier kommen sie mir vor wie ein Berg für sich, ich sehe mich fast nicht mehr darüber aus. Dazu liegt in diesen 300 m noch das schwerste Stück des gesamten Anstieges. Ein steiler, turmbesetzter Felsgrat, senkrechte, scharfkantige Granitaufschwünge mit scharfen Wächten und Schneeauftragern, äußerst ausgefetzt. Wächtergalerien und steile Firnflanken ziehen zur Schulter hinauf.

Ich erinnere mich an das Pervitin, es ist verlockend, würde mir wieder neue Kraft geben, neuen Auftrieb, doch nein, die Wirkung hält nur sechs bis sieben Stunden an, dann ist's vorbei, dann tritt die Reaktion ein und die könnte böse Folgen haben. Wo bin ich in sechs bis sieben Stunden, im Abstieg, bestenfalls wieder hier an der Bazhinscharte, das genügt aber nicht. Einen wahren Kampf führe ich mit mir selbst und schließlich, des Gipfels wegen, selbst auf die Gefahren hin, die daraus entstehen, nehme ich dann zwei Tabletten zu mir.

Eine riesige Wächte hängt an der Bazhinscharte nach Süden hinaus. Ein steiler Firngrat zieht zum Beginn der Felsen. Es geht wieder etwas besser. Noch steiler sehen die Felsen an. Es ist ein äußerst waghaltiges Unternehmen. Ich werde oftmals wegen des glatten Felsens gezwungen, teils im Schnee, welcher an den Felsen klebt, teils im Fels höher zu steigen, wobei man zwischen Schnee und Fels, wo oft ein Spalt gebildet ist, auf die Südseite hindurch sieht. Senkrecht stürzen die Flanken hier vom Grat weg einige 1000 m tief ab. Noch nie im Leben hab ich so einen Abgrund gesehen wie diese Südwand des Manga. So arbeite ich mich von einem Aufschwung zum andern, wobei mir jeder einzelne Absatz vorläufiges Ziel bedeutet, und wenn ich dann wieder weit ober mir den Gipfel auftauchen sehe, kann ich es noch gar nicht begreifen, daß ich da hinauf soll. Zum Abschluß dieses Felsgrates, welcher zum Teil Schwierigkeiten von IV und V aufweist, stellt sich noch ein kühner, senkrechter Gendarm in den Weg. Seine Überkletterung ist unmöglich, das sehe ich auf den ersten Blick. Der senkrechte Fels wird noch von Schnee überkleidet. So will ich ihn rechts umgehen. Der Fels ist sehr brüchig und erfordert äußerste Vorsicht. Zum Schluß versperrt mir dann noch eine überhängende, 10 m hohe Wand, die sich über den ganzen Turm erstreckt, den Zugang in eine Rinne, welche zum Grat zurückleiten würde. So werde ich Anfangs zu einer Hangeltraverse und später zur Überkletterung eines senkrechten, teils sogar überhängenden Kiffes gezwungen und nur mit letzter Energie kann ich mich noch die paar Meter zum Grat hinauf arbeiten.

Als letzter Aufschwung vor der Schulter setzt eine sehr steile, lange Firnflanke an. Sie ist kein Problem mehr, aber sehr anstrengend und um 6 Uhr abends stehe ich endlich droben auf der Schulter, ungefähr 8060 m. Einzelne Erhebungen, teils Fels, teils Eis, ziehen zum Fuße des Gipfelaufbaues hin, jedoch es ist weder eine gemähte Wiese, noch eine Autobahn, befahrbar vom Handwagen bis zum Acht-Zylinder, wie einmal behauptet wurde, sondern erfordert auch noch alleräußerste Energie und Ausdauer. Ich fühle mich am Ende meiner Leistungsfähigkeit, mir scheint der letzte Aufschwung zum Gipfel über meine Kräfte zu gehen. Als Bergsteiger weiß ich, daß es um den Gipfel geht, doch es könnte jeder andere Gipfel in unseren heimatischen Bergen sein, mir kommt es gar nicht mehr recht zum Bewußtsein, daß es sich hier eigentlich um den Nanga Parbat, um einen unvergessenen 8000er handelt, um einen Berg dessentwillen bereits sieben Expeditionen vergänglich ausgezogen, der schon so viele Menschenleben gefordert.

Der letzte Schluck Kofaktee aus der Felbflasche reizt mich wieder hoch, ich quere in die Nordseite, grobes, steiles Blockwerk führt hier zum Gipfel, noch 100 m. Jeder Schritt eine Überwindung, die Schifstöcke habe ich zurückgelassen, auf allen Vieren kriechen ich aufwärts, halte mich auf den höchsten Punkt zu, 2 m überragt die Schneeaufgabe den Fels, ich bin auf dem höchsten Punkt, auf dem Nanga Parbat, 8125 m. Ich bin mir der Bedeutung des Augenblicks nicht bewußt, fühle auch nichts von Siegesfreude, komme mir gar nicht als Sieger vor, ich bin nur froh, daß ich heroben bin und all diese Strapazen vorläufig ein Ende haben, hinunter wirds schon besser gehen.

Aus dem Anorak hole ich einen kleinen Wimpel hervor, die Tiroler Fahne, binde sie an den Pickel, eine Aufnahme, sie wandert wieder in den Anorak, dann hole ich die Fahne unseres Gastgeberlandes hervor, pflanze sie auf den Eispickel, ramme den Pickel in den Gipfelfirn, einige dokumentarische Aufnahmen, hinunter zum Rakiot Peak, hinüber zum Vorgipfel, Plateau und Silbersattel. Ein Blick hinunter ins Nupal-Tal, wo die untergehende Sonne den mächtigen Schatten dieses Berges, auf dem ich stehe, weit ins Land hinauswirft. Ein Blick in die Kundsche, weit schweift das Auge, hinüber nach Osten in den Himalaya hinein, ins Karakorum, Pamir und Hindukusch im Westen und im Süden in die indische Ebene, nach Kaschmir. Es ist sieben Uhr abends, die Sonne verschwindet gerade am Horizont, gleich wird es empfindlich kalt, doch die Felsen sind von der Tageswärme noch schön angeheizt.

Mit neuem Auftrieb geht es die Blockhalben wieder hinunter, leichter spring ich nun von Stein zu Stein, als ob eine Wandlung in mir vorgegangen wäre. Ich wollte eigentlich an der Schulter bivakieren, doch da ich mich nun wieder kräftiger fühle, möchte ich das Tageslicht nützen und den Abstieg fortsetzen, solange ich noch was sehe, vielleicht würde ich sogar noch zur Bazhinscharte gelangen. Der Grat erscheint mir im Abstieg zu schwer und gefährlich, so will ich versuchen, durch die Flanke, die durch die Diamirseite schaut, hinunterzugelangen. Von der Schulter steige ich nun direkt die Firnflanke senkrecht hinunter um gleich soviel an Tiefe als nur möglich zu gewinnen. Den Pickel habe ich am Gipfel gelassen, so bleiben mir als Balance in der Firnflanke nur die beiden Schifstöcke, ein schlechter Ersatz. Und da wäre mir eine kleine Fehlerhaftigkeit in der Ausrüstung beinahe zum Verhängnis geworden. Ich stehe mitten in der Firnflanke als sich plötzlich mein rechtes Steigeisen vom Schuh löst und weg ist. Das Eisen kann ich gerade noch ertappen, aber der Bindungsriemen ist weg. Ich hab auch keinen bei mir, so hilft mir das Eisen gar nichts. Nun steh ich mit einem Steigeisen wie der Storch auf einem Bein in der harten Flanke, gestützt auf die Schifstöcke, und weiß nicht, wie ich aus der Flanke heraus kommen soll. Mit peinlichster Vorsicht gelingt es mir schließlich doch, felsiges Gelände zu erreichen. Hier setze ich den Abstieg weiter fort, doch bald hat mich die Nacht in ihren Klauen. Ich bin ungefähr auf einer Höhe von 8000 m, 150 m unter dem Gipfel. In der Dunkelheit hat es keinen Sinn weiteraufsteigen, doch wo ich bin, kann ich auch nicht verbleiben.

In einiger Entfernung kann ich die Umrisse eines Blockes entnehmen, ich versuche dorthin zu gelangen, was mir auch gelingt. Der Block ist zwar etwas wackelig, aber ich

kann ganz gut darauf stehen. Mit dem Körper an die 50—60 Grad geneigte Plattenwand gelehnt, für die rechte Hand habe ich einen guten Block als Halt, die Linke hält die Schistöcke, so kann ich ganz gut die Nacht abwarten. Der Gedanke, Birwat in 8000 m Höhe ohne Birwafusrüstung, weder Schlaffack, noch Zeltack, kein Seil, nicht einmal einen Rucksack, ist mir etwas Selbstverständliches und erscheint mir gar nicht absonderlich. Schließlich hab ich ja silzgefütterte warme Schuhe, da hol ich mir nicht so leicht Erfrierungen. Der Rucksack mit dem dicken Pullover und der Reservekleidung liegt wohl auf dem Plateau unten, doch ich werde die Nacht auch so, nur mit dem dünnen Pullover bekleidet, verbringen, hab schon manche kalte Winternacht mit Temperaturen von minus 20 Grad in ungünstiger Situation hinter mir. Um Mitternacht wird ja der Mond herauskommen, dann will ich den Abstieg fortsetzen. Zur Vorsicht, um den Blutkreislauf zu fördern, nehme ich noch einige Tabletten Padutin zu mir. Es ist neun Uhr abends. Der letzte Schimmer des alten Tages verglimmt im Westen. Das Kasten tut mir gut, wenn es auch nur ein Stehen ist. Die Zeit vergeht verhältnismäßig schnell und leidlich, besser, als ich dachte. Mit Ausnahme von einigen kurzen Böen, die um den Gipfel streichen, ist die Luft im allgemeinen ruhig . . . Über mir wölbt sich ein makelloser Sternenhimmel, die Milchstraße zieht über meinem Haupte dahin und im Norden der Große Wagen. Ich böse vor mich hin, nide hie und da ein wenig ein, reiße mich wieder hoch. Dann schüttelt mich wieder ein Kälteschauer, alles erträglich, nur die Füße werden langsam gefühllos, denn ich kann sie nicht genügend bewegen. Reichlich spät erst, gegen zwei Uhr nachts, kommt der Mond hervor, er ist nur mehr eine schmale Sichel und hat nicht mehr viel Kraft. Er steht gerade über dem Gipfel, beleuchtet wunderbar die unter mir liegenden Hänge des Nord- und Borgipfels, wirft sein Licht auch noch zur Bazhinscharte, aber zu mir gelangt er nicht mehr her, die Flanke liegt im schwarzen Schatten nach wie vor. So heißt es eben noch abwarten, bis die Tageshelle anbricht, dabei wird es immer kälter.

4. Juli 1953.

Der Horizont hat schon längst einen lichten Streifen, doch die Sterne wollen vom Firmament nicht weichen, es ist noch Dämmerlicht, zum Klettern noch zu dunkel. Ungefähr um vier Uhr früh, sobald ich etwas sehen kann, geh ichs wieder an. Die Füße sind gefühllos, die Schuhe steifgefroren, die Gummisohle vereist, so heißt es doppelt achtgeben. Ich quere in eine Rinne, will diese traversieren, mach aber wegen der Brüchigkeit des Gesteins gleich wieder einen Rückzieher und steig die Rinne gerade ab. Erst weiter unten quere ich aus ihr heraus. Jeder Schritt muß peinlich überlegt sein; auch wenn das Gelände nicht allzu steil ist, wäre ein kleiner Rutscher wohl sehr verhängnisvoll. Wenn man nur einmal mit einem Fuß im Schnee ausrutscht, so strengt das momentan derart an, daß man Minuten braucht, bis man sich wieder erholt hat. Steile Schneefelder und Platten querend, komme ich in eine andere Rinne, durch welche ich weiter absteige. Zum Schlusse noch ein 10 m hoher, überhängender Abbruch, von einem Riß durchzogen, eine schwere Kletterstelle, die mich wieder ganz außer Atem bringt. Bis zum letzten Meter muß geklettert werden, dann steh ich im steilen, steinharten Schneefeld, welches von der Bazhinscharte herunterzieht. Diesmal will ich über die Diamirscharte zurückgehen, da ich hier weniger Höhenunterschied zu überwinden habe, als bei dem anderen Übergang, den ich im Aufstieg benützte.

Eine lange waagrechte Querung führt mich zu den ersten Felsen unter der Diamirscharte hinüber. Sie ist sehr anstrengend. Unbauernd geht mir das rechte Steigeisen herunter, ich habe es nur mit einem Spagat befestigt und das Anschlallen in dem steilen Gelände ist furchtbar anstrengend.

Endlich um die Mittagszeit bin ich dort bei den Felsen und tauche in einem riesigen Schneefeld unter.

Die Sonne brennt wieder unbarmherzig herab und bald versinke ich in einen Schlummer. Hunger und Durst wecken mich aber bald wieder. Ich bin vollkommen ausgedörrt und denke nur mehr an etwas Trinkbares. Hie und da höre ich Stimmen ober mir, vielleicht meine Kameraden mit einer Flasche Tee, aber nichts — mit aller Gewalt muß ich mich

auffassen um den Abstieg fortzusetzen. Nun gehts 30 m hinauf zur Diamircharte. Auf die Stöcke gestützt, schlepe ich mich von einem Stein zum andern, jeder Schritt kostet Überwindung. Mir kommt es ganz sonderbar vor, daß ich gestern imstande war, den Gipfel zu ersteigen. Überall sehe ich Spuren menschlichen Daseins, Steinmänner, vertrautes Gelände, doch ich weiß genau, ich bin ja der erste Mensch, der hier war, dies ist alles Neuland.

Endlich ist die Diamircharte erreicht. Vor mir wieder das große Plateau. Ich suche die Schneefläche ab, vielleicht sitzt irgendwo Otto und wartet auf mich mit einem Tee. Was würde ich jetzt für ein Getränk geben. Ich kann nicht mehr schluden, nicht mehr reden, viel weniger rufen. Nur mehr Blut und Speichel kommt aus meinem Mund. Hinunter gehts wieder etwas leichter, aber bald heißt es, nach rechts hinüber queren. Ich will zum Rucksack kommen, denn da weiß ich etwas Ekbares und der Hunger plagt mich nicht weniger als der Durst. Wahrscheinlich ist auch dies die Ursache, daß ich so schlapp bin. Endlos ist die Querung. Ich stolpere nur mehr so in den Windgangeln herum. Zum Schluß muß ich noch auf und nieder steigen, da ich den Rucksack nicht gleich finde, der in den Windgangeln versteckt ist.

Dann fall ich neben ihn hin. Dörrobst bring ich einfach nicht hinunter, Neapolitaner noch weniger, so mach ich aus Dextro-Energen und Schnee einen Brei, welcher wunderbar mundet und erfrischt. Der Durst wird durch den Schnee wohl noch größer, aber im Moment hilft es und dann muß ich es eben immer wiederholen. Nach einer längeren Rast geht es wieder besser. Draußen am Silberfattel sehe ich zwei Punkte, ich könnte jauchzen vor Freude, nun kommt jemand herein, höre auch die Stimmen, „Hermann“, ruft jemand, doch dann merke ich erst, daß es Felsen in dem dahinter aufragenden Chongra Peak sind. Die Enttäuschung ist bitter. Beschwert setze ich wieder den Weg fort. Die Feststellung muß ich oft machen. Dann hör ich wieder Stimmen, hör deutlich meinen Namen rufen — Halluzinationen. Was ist eigentlich mit Otto, er müßte doch nachsehen, ich kann nicht verstehen, daß mir niemand entgegentommt, haben sie mich schon aufgegeben?

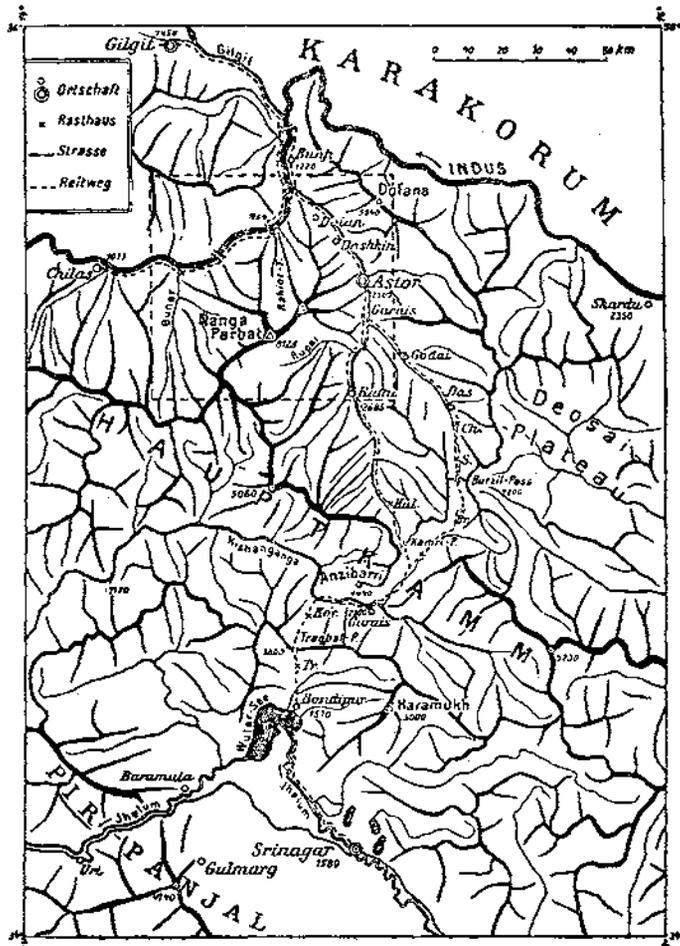
Die Rasten werden immer häufiger, die Pausen immer länger. Anfangs gehts dann immer gut, 20 m, 30 m, dann gehts wieder an, 2—3 Schritte, 10—20 Atemzüge und so weiter, bis ich gar nicht mehr kann, dann eine längere Rast und von vorne beginnt das Spiel. Ich bin am tiefsten Punkt des Plateaus, verzweifeln könnte ich in den Windgangeln. Die Gegensteigung zum Silberfattel will gar kein Ende mehr nehmen. Noch drei Berwitin, nun ist's gleich, in einigen Stunden bin ich sowieso beim Zelt. Wenns überhaupt noch wirkt, wenn ich überhaupt noch Reserven habe?

Um halb sechs Uhr steh ich am Silberfattel, schau hinunter zu den einzelnen Lagern, nichts rührt sich da unten, sie sind alle leer, nur am Fuße des Grates vor dem Nohrenkopf bei unserem Zelt stehen zwei Mann. Das gibt mir wieder neuen Auftrieb, ich steige weiter ab. Wie durch geheime Kraft neu gestärkt, geht es nun viel leichter abwärts. Gemächlichen Schrittes steige ich in meinen alten Spuren den Grat hinab. Aus der Nähe kann ich entnehmen, daß es sich um Walter und Hans handelt.

Unbeschreiblich ist unser Zusammentreffen. Die Beiden sind ganz ergriffen, sie hatten mich fast abgeschrieben und nun komm ich mit dem Gipfel daher. Ich bring noch Heiserkeit gar nichts mehr heraus. Hans sorgt gleich für etwas Trinkbares, dann geht es über meinen rechten Fuß her, welcher stark pelzig ist. Die Nacht verbringen wir zu dritt in dem kleinen Sturmzelt in Lager 5. Der Geist ist noch sehr rege. Noch lange erzähle ich von meinem Weg, von dem Alleingang zum Gipfel. Erzähle von den unsagbaren Anstrengungen, wie ich mich immer nur mehr mit eisernem Willen weitergearbeitet habe, Schritt für Schritt, von dem schwierigen Grat zum Gipfel, dem Sonnenuntergang und der wunderbaren Fernsicht, vom Wind und den Täuschungen im Abstieg. Und nun, da ich bei den Kameraden bin, wieder in Sicherheit, kommt es mir erst in den Sinn, was ich geleistet habe, nun erst weiß ich, daß der Nanga Parbat ersteigen ist, daß ein Lebenswunsch der deutschen Bergsteiger von Deutschen erfüllt wurde. Nach Stunden erst, als ich merke, daß meine Kameraden bereits schlummern, versuche auch ich zu schlafen. . .

Ein neuer Morgen bricht herauf, strahlend und klar wie all die vorangegangenen. Wir rüffen uns zum Abstieg. Ein letztesmal grüßen wir die gleißende Firnschneide des Gipfels, unseres Gipfels! Mit Wehmut im Herzen nehmen wir Abschied von diesem Berg, der uns so viel bedeutet.

— — — Tage später, da ich zu Füßen des Berges im Hauptlager vor meinem Zelte liege, meinen kranken Fuß pflege, schaue ich noch oft hinauf zu den beiden Zaden, 4000 m höher, hinter denen ich den Hochfirn weiß — als weißen Saum sich gegen den Himmel abhebend, und lasse die Stunden dort oben an meinem geistigen Auge vorüberziehen und es ist mir, als ob es ein Traum gewesen wäre, ein Traum, den man nicht erleben kann — unfassbar und doch wirklich — — —.



Nach H. Stiefelwalder

Übersichtsskizze des Nordwest-Himalaja

Anschrift des Verfassers: Hermann Buhl, Kamfau b. Berchtesgaden

Das Piztal

Von H. Nebelsberg, Innsbruck

Mit 2 Bildern (Tafel VI, VII)

In weitem Bogen umfließt der Inn die Östaler Alpen. Das Piztal ist nächst dem Öztal das längste, das in sie eindringt. Es reicht zwar nicht bis an den wasserscheidenden Hauptkamm hinan, wurzelt aber im Bereich der Höchsterhebung, die hier wie so oft in einem Seitentamm liegt. Und es gehört ganz den Östaler Alpen engeren Sinnes an — das Öztal trennt von diesen die Stubai-er Alpen ab. Jener Seitentamm zweigt im Scheitel des Kauner Tals (Gepatschferner) vom Hauptkamm ab, zieht über Fluchkogel (3500 m) — Hochvernagtspitze (3530 m) — Wildspitze (3770 m) NW zum Piztaler Föchl (2998 m), von da als Geigenkamm (Hohe Geige 3395 m) an der Ostseite des Piztals weit nach Norden, zum Wildgrat (3074 m) über Koppfen. Von der Hochvernagtspitze führt auf der anderen, Westseite des Piztals der Kauner Grat (Wagespitze 3533 m) nordwärts (letzter Gipfel Alfenspiß 2566 m) bis an das alte Innthal des Bühler (fälschlich Piller¹) Sattels, das in der Fortsetzung des Innthals vom Engadin her geradentwegs in die Gegend hoch über Koppfen verfließt.

Zwischen Wildgrat und Alfenspiß läuft das Piztal aus. An seinem Ausgang liegt das Bergdörfchen Férzens (Ton auf dem J, fälschlich Férzens, 1104 m). Die Landschaft weiter vorn, der „Wenner Winkel“ (Wennis 979 m) und die Terrasse von Urzl (883 m) — Walb (895 m), wird wohl noch von der „Pitze“ durchflossen, gehört aber nach Natur und Siedlung nicht mehr zum eigentlichen Piztal, ist nur der hydrographischen Schablone nach zu ihm hinzugenommen worden.

Dieses Piztal ist ein tiefer, weithin fast gerade SN, dann nach NNW bis NW verlaufender ungegliederter, steilhangiger Graben, der in eine breitere höhere, in Buchten und kurze Seitentäler gegliederte Talung eingeschnitten ist. Es geht hinten, an der Nordseite der Wildspitze, aus der Vereinigung zweier Ursprungstäler hervor, Taschach und Mittelberg, die in der Höhe breit ausladen und hier reich vergletschert sind.

Das Hochgebirge zu beiden Seiten ähnelt sich: hohe steile, schroffe Felsgipfel, im Kauner Grat noch kühner als im Geigenkamm. Die Berge im Hintergrund hingegen, im Zuge der Wildspitze, sind trotz größerer absoluter Höhe zahmer, leichter. Das liegt an den geologischen Verhältnissen. Der Hintergrund des Piztals bis vor nach Mandarfen liegt im Bereiche milder harter, minder widerstandsfähiger Schiefergneise (Hauptbestandteile Glimmer und Feldspat), die wohl schroff, an Graten sägezahnförmig anwittern, nicht aber steile Wände, hohe Zacken zu bilden vermögen. Kauner Grat und Geigenkamm hingegen werden von granitischen und amphibolitischen (dunkelgrüne Hornblende, gelbgrüner Epidot, oft mit Granaten, in den Steinen der Straßenmauern, außer Neurax z. B., gut zu sehen) Gesteinen durchzogen, die sehr viel härter sind, ja zu den härtesten überhaupt zählen, daher ungleich schroffere, kühnere Felsformen und -wände liefern. In ihrem Bereiche sind auch die Talhänge besonders steil und schroff. Gegen St. Leonhard hin setzen sie aus und schon läßt die Steilheit etwas nach, erweitert sich das Tal leicht; kaum aber tritt es, außer Wöchl, in eine neue Granit-(Augen-)gneismasse (Saunhof — Alfenspiß) ein, werden die Hänge wieder steiler, die Öffnung enger.

¹ Im Gefühl der Unnatürlichkeit des Ortsnamens Piller ist auf Straßentafeln in Wennis daraus „Pillern“ geworden!

Von den Gipfeln und Graten weg fällt das Gebirge zunächst allenthalben, im Talinnern wie weiter draußen, schrofig-steil ab. Unvermittelt, nicht in allmählichem Übergang, sondern mit deutlichem Fußwinkel setzt dann minder steiles Gelände ein. Im Talhintergrund wird es größtenteils von den „Firnsfeldern“ der Gletscher verdeckt, die Bergschrüden bilden den Verlauf des Fußwinkels ab, und die Gletschermasse füllt den Felsgrund noch flacher auf, als er ist, ohne Zweifel aber führt auch die darunterliegende Felsfläche relativ flach vor. Weiter vorne knickt sie unvermittelt zu steilerem Gefälle ab, die Gletscher fallen mit „Brüchen“ in die von unten eingreifenden Hochtäler ab. Zwischen dem Fußwinkel oben und dem Randknick unten erstreckt sich, im Einzelnen mannigfach gegliedert und gestuft, im Ganzen aber doch zusammengehörig, ein vergleichsweise sanftes Relief. Es bildet den „Boden“ der breiten Ausladungen im Hintergrund und die Niederungen jener breiteren höheren Talung, in die der tiefe steilhangige Graben geschnitten ist. Dieses „Sanftrelief“ gehört einer weit verbreiteten alten, in späterer Tertiärzeit¹ ausgebildeten Abtragungsoberfläche der Alpen an, die ursprünglich viel tiefer lag, durch spätere Gebirgshebung aber hochgerückt wurde, wodurch es zu neuerlichem Tiefereinschneiden der Flüsse kam: die breiten Ausladungen hinten und die höhere breitere Talung vorne stellen ein älteres Talssystem vor, der tiefe enge Graben unten ist sehr viel jünger.

Das Sanftrelief war das Ausgangsniveau für die Abtragung der höheren Gebirgsteile. Je höher es in den letzten, innersten Schlüssen ansteigt, um so geringer wird dort die relative Höhe der Kämme, sie mißt meist nur noch nach mehreren Hundert Metern, nur an den höchsten Gipfeln mehr. Je weiter sich anderseits das Sanftrelief in seinem, menschen allmählicheren (gegenüber dem heutigen Tal), Abstieg alpenauswärts vorstreckt, um so höher wachsen die Berge darüber, fallweise zu relativen Höhen, die jene im Talhintergrund überbieten — das verstärkt noch die Auswirkung des Gesteinsunterschiedes auf die Formen, die vergleichsweise zahmen im Talhintergrund und die schroffen, kühneren in den Seitentälern.

Auch der Unterrand des Sanftreliefs steigt talauswärts allmählich ab, fortzu tiefer setzt damit der Steilabfall ein. Bei der Braunschweiger Hütte, unter dem Eis des Mittelbergferners, beginnt er bei etwa 2500 m, bei der Taschachhütte bei rund 2400 m, am Niffelsee reicht das Sanftrelief, breit ausbuchtend schon bis unter die Niffelseehütte (2293 m). Weiter talaus senkt sich der Rand allmählich bis an 2000 m. In der Tiefenlinie des Hauptquelltales, Taschach, ist dank der Wasserkraft des Hauptbachs der Abfall vom Sanftrelief zum tiefer eingeschnittenen Tal schon einigermaßen gemildert, die kleinen Seitenbäche aber vermochten nicht annähernd gleichen Schritt im Tiefereinschneiden zu halten, um so mehr wuchs der Gegensatz zwischen Haupttal und Seitentälern. Ersteres wurde zu dem tiefen Graben, die Seitentäler und -buchten hingegen blieben in der Höhe zurück, sie bildeten sich an den steilen Hängen des Grabens kaum mehr aus. Schon der Bach vom Niffelsee fällt fast 400 m tief ins Taschachtal ab, weiter draußen werden die Mündungsstufen noch höher. Dazu ist dann noch die Wirkung der Gletscher gekommen, die bei der wiederholten eiszeitlichen Vergletscherung talaus strömten. Je mehr mit der Eisdecke (über 1000 m) nach der Tiefe zu der Druck des Eises auf die Hänge wuchs, um so stärker wurden diese seitwärts zurückgeschliffen, versteilt, das Tal gegenüber dem schrägen V-Zulauf nach unten hin, der für Flußtäler bezeichnend ist, zur U- oder Trogform ausgeweitet. Sie ist besonders schön und charakteristisch ausgeprägt, zumal mit der Sohlenausfüllung, soweit das Tal geradlinig Süd-Nord die harten steilstehenden Gesteinszüge quert, in der Strede Mandarfen—Stillebach, geradezu modellschön tritt hier in manchen Durchblicken (vgl. Bild Tafel VII) das U des „Trogges“ in Erscheinung. Über die steil zurückgeschliffenen Troghänge stürzen die Seitenbäche in Wasserfällen

¹ Das Tertiär ist die vorletzte, zweitjüngste der geologischen Perioden, nach jenen des Geologischen Altertums (Kambrium, Silur, Devon, Karbon, Perm) und jenen des Geologischen Mittelalters (Trias, Jura, Kreide), die erste der Geologischen Neuzeit (die zweite und letzte ist die Quartär-Periode, deren älterem Abschnitt unsere „Eiszeit“ entspricht).



Aufn. G. Schneider

Fißtal

Blick von Gahvinden (bei der Chemtizer Hütte) auf Wanggeroß gegen Hochvernagtspitze, 3539 m

TAFEL V



Hofm. N. 2551

St. Leonhard im Piztal

TAFEL VI

herab, sie haben hier unten nur erst kleine Kerben in den Hang geschnitten, die völlig außer Verhältnis zu den wohl ausgebildeten Tälern oben im Sanftrelief stehen, aus denen sie kommen. Der Höhenabstand von da bis zum Haupttalgrund wächst bis zu vielen Hundert Metern.

Im Talgrund kommt von der Klamm unter der Taschachalm an bis weit über St. Leonhard hinaus nirgends Fels zutage. Seitliche Schuttkegel wechseln mit flachen Stauböden, so flach und eben, daß man es ihnen ansieht: hier lag im Stau des Schuttkegels einst ein seichter See, der verlandet ist. Blumige grüne Wiesen bringen eine freundliche Note in die oft fast düstere Strenge des Tals. Die älteren und die sanfter gewölbten Schuttkegel sind urbar gemacht, die jüngeren und steileren unfruchtbar, wie z. B. der des Schützbachs außer Neurur. Über Schuttkegel und Stauböden hinweg sinkt das Längsprofil des Tales stufenförmig ab. Eine übergeordnete Stauschwelle liegt inner St. Leonhard (Kirche 1372 m). Hier ist hoch von der linken Talseite ein großer Berggrutsch herabgekommen, der den Talgrund abgeriegelt hat; große, zum Teil riesige Granitgneisblöcke schauen aus der einförmig zusammengekehrten Schuttmasse vor, hinter der Wallfahrtskirche St. Maria (1410 m) liegt einer von 20 m Länge, 3 m Höhe. Bis zu dieser Sperre sinkt das Tal, ab Mandarjen, auf rund 12 km kaum 300 m, außerhalb hingegen, bis Zaunhof, auf 6 km mehr als 200 m.

Bei Zaunhof quert eine erste Felschwelle, aus hartem Augengneis, den Talgrund. Die grüne Talau läuft aus, ein enger Taleinschnitt steigt rasch (200 m auf $3\frac{1}{2}$ km) tiefer ab. Zwischen Wiese und Nigentried ist wieder von links ein Bergsturz niedergegangen, sein Blockschutt erhebt sich zum „Seeleskopf“, nach dem „Seele“, das er im Winkel mit dem Berggang staut. In tiefer Schlucht tost die Piße schließlich in den „Wenner Winkel“ hinaus. Die flache innere Tallinie setzt sich in die breite sanfte Schrägläche (1200—1100 m) des offseitigen Hanges fort, auf der Jerzens (1104 m) liegt.

Das Klima des Pißtals ist rau. Die steilen Hänge und der hohe Abschluß beschatten die Tiese. Die Sonne geht im Sommer nicht vor acht, im Winter nicht vor zehn Uhr auf und um vier bis fünf Uhr schon wieder unter. Im Weiler Wiese bleibt sie den ganzen Winter über, vom 21. Oktober bis 18. Februar, aus. Rauher kalter Wind bläst von Norden. Die jährliche Niederschlagsmenge ist gering, in St. Leonhard 760 mm, sie wächst aber mit der Höhe und die Hochlagen des Talhintergrundes bekommen große Schneemengen ab. Die Schneegrenze liegt tiefer als im inneren Ötztale, bei etwa 3000 m, und ließ, als sie noch beträchtlich tiefer lag, ausgedehnte Oberteile des Sanftreliefs über sich. Hier sammelten sich die Schneemengen, die die Gletscher nährten, welche heute noch das Bild der Hochregion beherrschen. Es sind hauptsächlich ihrer drei: Mittelberg-, Taschach- und Seeregertenferner.

Der größte und bekannteste ist der Mittelbergferner. Er zählt mit heute etwa 14 qkm Oberfläche zu den sechs größten Ötztalpenglettschern¹. Sein Einzugsgebiet, wie man es von der Braunschweiger Hütte aus überblickt, gibt das Musterbild eines alpinen „Firnfeldes“, für weite Fläche steigt es sanft, von 2700 m bis über 3300 m, an, streckenweise bis auf die erfassenden Stammränder, nur mehr wenig erheben sich Grate und Gipfel darüber, oberste Punkte der Einfassung sind die Firnschulter (3552 m) nordöstlich der Wildspitze und ein kleiner, gleichhoher Gratbuckel nördlich davon; die Wildspitze selbst liegt schon außerhalb. In den warmen Sommern der letzten Jahre freilich, besonders 1947 und 1950, auch 1952, traf die Bezeichnung „Firnfeld“ nicht mehr zu, aperte auch hier überall, bis auf die höchsten Gipfel hinauf, das blanke Eis aus und schienen die weiten Flächen statt rein weiß, wie der Firn, schmutzig grau: auch das „Nährgebiet“ war zum „Zehrgebiet“ geworden. Das Bild der großartigen Hochgebirgslandschaft

¹ Pasterzentees (1926: 24,5 qkm), Hofeg- (1880: 22,1 qkm) und Morteratschgletscher (1880: 21,3 qkm) in der Bernina, Forno-Gletscher in der südlichen Ortlergruppe (1880: 17,3 qkm), Vernagtferner (1889: 16,7 qkm); in den Westalpen sind acht Gletscher größer als die Pasterze, die drei größten der Aletschgletscher (1880: 115,1 qkm), der Gornergletscher (1878: 67,2 qkm) und die Mer de Glace (1880: 55,3 qkm).

litt sehr darunter. Im Sommer 1953 hingegen hielt sich der weiße Winterschnee noch im August bis an und unter 2800 m herab auf dem Gletscher. Die Oberfläche sank merklich ein, der aufmerksame Beobachter konnte es von Jahr zu Jahr schon mit freiem Auge wahrnehmen. Viel drastischer aber äußerte sich der Schwund an der Gletscherzunge. Sie war gegenüber dem breit ausladenden „Zirnsfeld“ immer schon relativ klein — es hängt das mit der Raschheit und Tiefe ihres Abfalls zusammen —, durch Jahrzehnte aber bot sie das ostalpine Musterbeispiel eines Gletscherbruchs: fast 600 m tief über die hohe Felsstufe bis auf den breiten flachen Talboden inner Mittelberg hinab (vgl. die Bilder, die der Alpenvereinszeitschrift 1874 und 1885 beigegeben sind). Noch vor hundert Jahren reichte hier der Gletscher bis kurz inner die Häuser von Mittelberg (1740 m), sein Ende lag bei 1833 m. Vom Gasthaus aus sieht man, ein paar Hundert Meter weit drin, die linke Ufermoräne jener Zeit, deutlich erhaben, nach der Talmitte hin zur einstigen Gletscherstirn einbiegen. Weiter drin zieht hoch oben am Hang der zugehörige rechte Ufermoränenwall entlang, der Weg zur Braunschweiger Hütte läuft ihm nahe oberhalb eine Strecke weit parallel.

Noch 1930 reichte der Gletscher ein Stück weit auf den Talboden hinaus (vgl. Bild bei G. v. Schredenthäl, Veröff. d. Mus. Ferd. 13, 1933, Taf. XXV). In den Jahren nachher zog er sich rasch an den Fuß der Felsstufe zurück. 1937/38 verfiel der unterste schmale Gletscherzippel, der eben noch bis an den Fuß der Felsen hinabgereicht hatte, er löste sich ab und schwand bald später ganz. Die höhere Zunge wich rasch weiter zurück, gab die Felsen der Stufe immer höher hinauf frei, bis schließlich aus dem großartigen Gletscherbruch von einst der vergleichsweise kümmerliche von heute wurde.

Wir sind darüber genau unterrichtet dank der Gletschermessungen, welche der Alpenverein seit Jahren auch an den drei Biztaler Gletschern vornehmen läßt. Die fortlaufenden Berichte darüber sind in den „Mitteilungen“ und in der „Zeitschrift für Gletscherkunde“ enthalten. Letzte Beobachter waren: Dr. R. Leutelt (gef. 1940 im Nordatlantik; 1927—1938), Dr. S. Pointes (1940), Dr. S. Senn (1941—1949) und Dr. G. Mutzschlechner (1950—1952), alle aus Innsbruck.

Leider ist der Mittelbergferner sozusagen der Starteneinteilung zum Opfer gefallen: auf keinem der drei neuen Kartenblätter 1:25.000 ist er ganz darauf, so daß seine Größen- und Flächenentwicklung nicht voll zur Geltung kommt. Am meisten von ihm stellt noch das Blatt Gurgl dar, das dem Jahrbuch 1949 beilag, doch fehlen die Westteile des Einzugsgebietes, die auf Blatt Weißfugel-Wildspitze (1951) entfallen. Das neue Blatt Biztal zeigt nur eben noch die Zunge und ihr Vorfeld.

Der Täschachferner ist dem Einzugsgebiet nach wesentlich kleiner. Er kommt, soweit er noch aktiv ist, aus dem Halbrund NW der Wildspitze (3770 m), greift mit obersten Zirnhängen bis auf ihren Gipfel hinan. Die Zunge aber ist größer, schöner entwickelt, sie liefert eine der schönsten Gletscherlandschaften der Ostalpen. Auch sie kommt in großen Brüchen herab, diese setzen hier aber schon höher oben ein und drängen sich nicht auf einen Endabfall zusammen, sondern werden durch kompaktere Strecken voneinander getrennt — das Gletscherbild wird dadurch großzügig gegliedert. Unter einem letzten Bruch, zwischen 2580 und 2450 m, dem beliebten Eiskursplatz der Täschachhütte, verflacht die Zunge und glättet sich aus. Deutlichst hebt sich wieder — jüngste Naturgeschichte — der ältere, größere Gletscherstand zu Anfang und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ab, in hohen mächtigen Uferwällen, die, oberstens von 2900 m an, ab 2600 m wie gewaltige Eisenbahndämme, hoch über beiden Ufern entlangziehen, und scharfen Verwitterungs- und Vegetationsgrenzen, die wie mit dem Sineal gezogen wurden alt-verwittertes, dicht begrüntes Fels- und Schuttgelände oberhalb von hellem, gleichsam frischem Schutt- und blank geschuertem Felsgehänge unten trennen (Alte Gletscheransicht in der Alpenvereinszeitschrift 1874).

Der Weg von der Täschachhütte ins Tal hinab bietet bequeme Gelegenheit zum Studium der alten Gletscherstände (vgl. Alpenvereinskarte Blatt Weißfugel-Wildspitze). Bei 2340 m tritt er in die scharf ausgeprägte „Uferfurche“, die der mächtige linke alte Uferwall, bis 30 m über sie aufragend, mit dem Fels- hang unter der Hütte bildet. Am Fels- hang ist die Vegetation trotz an sich ungünstigerer Bodenverhältnisse großenteils schon zu dichtgrünem Rasenteppich geschlossen, an der Schuttböschung des Uferwalls hingegen nur erst ganz spärlich, spärlich; es sind hier erst die Pioniere der Alpenflora, die sich anzusiedeln vermöchten, viele Pflanzenarten fehlen, die nebenan am Fels- hang schon üppig gedeihen.

Ein Stück weiter vorn und unterhalb, bei 2300 m, stellt sich nach Aufschüttung und Vegetation eine deutliche, wenn schon sehr viel subtilere Gliederung ein: von dem bisher scheinbar einheitlichen, gemeinsamen alten Uferwall löst sich gletscherseitig ein frischerer, noch weniger bewachsener schmalerer innerer Schuttwall mit schärferem Firß ab, der das äußere, dem Gletscher abgewandte Moränen- Gelände der

bisherigen Beschaffenheit zunehmend um ein bis ein paar Meter überhöht: der bisherige Wall bildet den Gletscherstand um 1820 ab, der fröhlichere, scharfsitzige entspricht dem Gletscherstand um 1850. Diese beiden letzten großen Hochstände der Alpengletscher waren sich sehr ähnlich, sie können häufig überhaupt nicht auseinandergehalten werden; bei manchen Gletschern war der 1820er, bei anderen der 1850er ums Kennen größer. Hier am Tschachferner erweist sich flächenmäßig der 1820er-Stand merklich größer, der 1850er blieb nach vorne zu innerhalb der 1820er-Moränen-Grenzen zurück, er war vermutlich durch die 1820er-Moränen in der Ausbreitung behindert worden, dafür erhob er sich etwas höher und lieferte den schmalen höher aufragenden fröhlicheren inneren Uferwall — zum Teil ist sein Höheraufragen vielleicht auch nur die Folge der relativen Jugendlichkeit.

Nach Relief und Vegetation scharf geschieden — man braucht nur genau genug zuzusehen — lassen sich die beiden Gletscherstände deutlich weiter talaus verfolgen.

Die innere, fröhlichere, jüngere Ufermoräne (1850) zieht annähernd geradlinig, links der heutigen Gletscherzunge, rechts des Weges bei 2200 m, weiterhin beträchtlich (50—80 m) rechts des Sezegertenbachs, allmählich absteigend nach NNO vor und setzt sich dann in niedrigen, zuletzt kaum mehr 2—1 m hohen Wällchen und Kuppen links des Tschachbachs bis nahe (ca. 100 m) innerhalb (S) der Brücke P. 2042 fort, zum Schluß biegt die Reihe der Wällchen und Kuppen leicht nach rechts, quer zur Talaxe, ein, zur Andeutung des frontalen Abchlusses, der der Gletscherstirn entspricht (ca. 700 m außerhalb des heutigen Zungenendes).

Das äußere, ältere, schon merklich härter bewachsene Ufermoränengelände (1820) verbreitert sich 300 m südlich der Brücke (2160 m) über den Sezegertenbach nach links bis an den Fuß des linken (W) Berghangs hinüber und zieht nun, den Aufschüttungsformen nach allmählich auslaufend, der Vegetationsgrenze (entlang dem Steig zur Gufelhütte) nach aber deutlich ausgeprägt, dem Fußgehänge entlang weiter nordwärts bis zu dem Bach, der nahe südlich der Gufelhütte aus dem Eisfassen herabkommt. Der Sezegertenbach schneidet von der Stelle 300 m südlich der Brücke des Tschachhüttenweges an in das 1820er-Moränengelände ein. Das 1820er-Gletscherende dürfte in der Gegend der Gufelhütte, etwa 300—400 m nördlich des 1850er, gelegen haben.

Auch in den letzten Jahren war das Ende des Tschachfernners starken Veränderungen unterworfen. Um 1936/38 bestanden an der Stirn bis zu vier große Gletschertore. Aus dem linken Stoß der Bach des Sezegertenfernners, der nahe oberhalb unter den Tschachferner eingetreten war, wie er das schon seit 1820 getan hatte. Erst seit 1941 fließt er links dem Ende des Tschachfernners entlang vorbei. Seit 1952 bahnt sich durch Ausschmelzen einer Felspartie nahe oberhalb eine neue Mündungsverlegung des Zungenendes an.

Der Sezegertenferner¹ ist der kleinste der drei Hauptgletscher des Bigtals. Er leitet sich heute nur mehr aus den hochgelegenen Buchten zwischen Hochvernagts- spitze und Bigtaler Urkund her, der Zufluß von der Hinteren Ogrubenspitze ist schon abgestorben, nimmt nicht mehr aktiv an der Zusammenetzung der Gletscherzunge teil — die Mittelmoräne, die ihn oben vom Hochvernagteis trennt, wird unten, wo der Steig vom Ogrubenjoch herabkommt, schon zur linken Ufermoräne (auf dem Weg zur Tschachhütte quere man hier den Gletscher bis zu der am weitesten rechts gelegenen Moräne, denn unten führt keine Brücke über den an warmen Sommertagen hochgehenden Fernerbach!).

Der Sezegertenferner bietet wieder ein ganz anderes Gletscherbild. Dieser innerste, letzte Abschnitt des Bigtals gehört schon in ganzer Länge dem alten Sanfstrelief an, auch die Gletscherzunge liegt auf ihm. Damit gewinnt die Breiten- und Flächenentwicklung des Gletschers. Die Zunge steigt breit und sanft nach vorne ab, ihr Umland ist großenteils, besonders links (NW), verhältnismäßig sanft, fast flach, der Gletscherstchwund äußert sich in der Folge hier in viel stärkerem Maße als bei den zwei anderen Gletschern auch flächenmäßig, nach den Seiten, besonders nach der linken, hin. Es kommt zu dem, was man eine „Gletscherwüste“ nennen könnte: breites, flaches Umland ist von frischem Moränenschutt bedeckt, in der Schuttwüste läuft der Gletscher flach, zum Teil ohne scharfe Grenzen, fast unscheinbar, aus, indem Ober- und Ufermoränenschutt ineinander verfließen. Dabei gibt die Schuttfarbe der Moränenstreifen in einer Weise die Gesteinszusammensetzung des Einzugsgebietes wieder, wie man sie nicht ohnemeiters vermuten würde: die drei deutlichen Moränenstreifen, die im Blick von der Tschachhütte aus die Zungenoberfläche längs gliedern, sind dunkel-rostbraun, sie leiten sich als Mittelmoränen von den glimmerreichen Schiefergneisen der Hochvernagts- spitze und -wand her; das breite linke (NW) Moränengelände hingegen ist lichtgrau, es besteht überwiegend aus dem granitischen (Granitgneis-) Material der Hinteren Ogrubenspitze und der Felspartie

¹ Eduard Richter's Angabe Sezegerten hat sich nicht bestätigt.

(B. 3044) östlich davon. Unter den Blöcken der Obermoräne am linken Jüngenrande zeigten sich 1953 mehrfach Ansätze zur Gletscherfischbildung.

Der Gletscherstand zu Anfang und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist auch hier deutlich abgebildet. Er reichte vor bis in den Talquerschnitt der Tschachhütte, hier quert tief unten im Talgrund, wo der Bach eben eine Schlucht in den Fels einzuschneiden begonnen hat, eine Reihe großer Blöcke im Bogen den schmalen Boden, bei etwa 2320 m, ca. 1½ km vor dem heutigen Gletscherende (2480 m) — der kleine Bogen schließt an eine deutliche linke Ufermoränenlinie an, die allmählich dahin absteigt. Von da an floß der Seegertenbach frei bis nahe der Brücke (2160 m, s. o.) des Tschachhüttenweges hinab.

Zu einer Vereinigung mit dem Tschachferner war es nicht gekommen. Der schön zugerundete, altbegrünte Felsrücken „Am Urfund“, auf dem die Tschachhütte (2434 m) steht, ragte hoch über die beiderseitigen Gletscher auf. Die prachtvollen Gletscherschliffe vor der Hütte, die so schön die Maserung des Schiefergneises zeigen, rühren von viel älterer, vielleicht schon eiszeitlicher Berggletscherung her. Damals lag hier die Gletscheroberfläche noch ein paar hundert Meter höher, maximal bei etwa 2800 m, so hoch gehen Gletscherschliff-Formen an den umliegenden Bergen. Im äußeren Bistal sank sie auf 2500—2400 m.

Die steilen Hänge des Trogtales sind bewaldet. Doch der Wald ist zerstückelt, in Streifen aufgelöst durch Lawinen- und Murgänge. Er reicht bis an 2000—2100 m, nur Einzelbäume und kleine Baumgruppen steigen höher, bis 2200—2300 m. Der Wald leidet an den Steilhängen sehr unter den Naturvorgängen, sehr wesentlich aber haben dazu auch die Menschen beigetragen: seit Jahrhunderten haben sie immer nur am Walde gekehrt und nichts für ihn, für seine Erhaltung und Erneuerung getan (vgl. G. Fromme, s. u.).

Im Walde herrscht die Fichte. Von Mandarfen bis gegen Stillebach ist kaum eine Lärche zu sehen. Und erst hoch oben gegen die Waldgrenze hin sind hier Birken eingestreut, die einzeln bis über 2200 m hinauf steigen. Von Stillebach an mischen sich mehr und mehr Lärchen in den Fichtenwald. Inner Mandarfen bleibt die Fichte links (W) weiterhin über den Seebach ins Tschachtal hinein herrschend, sie erreicht hier, an den Hängen des Muttentopfs¹, unter der Riffelsee-Hütte, und auch gegenüber an der rechten Seite des Tschachtals, geradezu maximale Höhen (fast 2200 m). Bei Mittelberg kam 1930 eine junge aufrechte Fichte bis auf einen halben Kilometer dem damaligen Gletscherende nahe. Im übrigen aber wird hier im innersten Tal die Fichte auch schon in tieferen Lagen, bis nahe über Mittelberg (1740 m) herab, von der Birke abgelöst. Birken bilden, an der linken Seite des Tschachtals, den „Tschach-Wald“, der diesen Namen freilich kaum mehr verdient, so schlücker sehen die Bäume schon. Kalmerste junge Birken halten sich an die Felsrippe, die inner der Gufelhütte links (N) des Baches aus dem Eislaufen herabzieht — sie steigen hier bis an 2250 m. Latschen spielen landschaftlich keine Rolle, nur in kleinen Beständen kommen sie da und dort vor, an den Hängen des Muttentopfs z. B., am Mandarfer Sonnenberg und im Vorfeld des Mittelbergferners. Eher tritt stellenweise, an den Troghängen unter der Waldgrenze, auch im äußeren Tschachtal, Grünerlengebüsch in Sicht. Am linken Fußgehänge des Tschachtales, innerhalb des Seebachs, bei rund 1900 m, kümmert noch ein Birkenwäldchen.

Über der Waldgrenze dehnen sich weithin und hoch hinauf, besonders im Bereiche des alten Sanstreljess, Alpenweiden. Sie sind zwar zufolge der Bodenverhältnisse, des Riffelsäurereichtums und der Kalkarmut, sowie der vielen Einstreu nur dürftig, immerhin aber ein wichtiger Faktor in der Wirtschaft des Tales; sie spielen besonders für die Schafhaltung eine große Rolle, die freilich in neuerer Zeit bis fast auf die Hälfte zurückgegangen ist. Oberste Almhütten liegen bei 2300 m.

¹ An der Südseite des Muttentopfes fehlen Birken merkwürdigerweise ganz; nach Peter Ulrich's Karte (1774) wäre damals auch noch der Riffelsee (2232 m) von Wald umgeben gewesen.

Der Siedlung und Wirtschaft nach weist das Tal extremen Hochgebirgscharakter auf. Es gibt keine größere, geschlossene Ortschaft, nicht einmal ein Dorf, nur Hofgruppen und Einzelhöfe — das ganze Tal bildet eine Gemeinde, St. Leonhard, mit rund 1000 Einwohnern. Bis nach St. Leonhard hinaus (Bild Tafel VI) ist die Siedlung auf den schmalen Streifen der Talau beschränkt. Da liegen kleine Hofgruppen meist an oder auf den flachen Vorwölbungen seitlicher Schuttkegel, Mandarfen (1690 m), Tieflehn (1660 m), Pföfels (1525 m) z. B., einzelne auf den Staubböden dazwischen, am Rande eines ersten größeren Pflanggeroß (1617 m; innerste Kirche und Seelsorge), weiter draußen auf besonders schönen, ebenen Flächen Neurur (1460 m; Neururer ist einer der spezifischsten Familiennamen des Piztals) und Weizmannstall (1427 m). Innerste, letzte Dauersiedlung ist Mittelberg (1740 m), aus einem alten Schwaighof hervorgegangen. Erst weiter draußen, bei Jaunhof (1250 m), wo sich die Trogforn des Tales verliert oder wenigstens sehr mildert, greift die Siedlung auch auf das sonnseitige Gehänge über, Berghöfe (Oberlehen, Außerlehen) steigen hier mit kleinen Feldern, grünen Wiesen und wogenden Saaten hoch, bis 1500 m, hinan — sie schauen weit talein, bis dahin, wo sich auch die Talsohle in ähnliche Höhe hebt. So hoch reift hier an der sonnigen Lehne auch noch Roggen, während er sich im Talgrund schon bei St. Leonhard (ca. 1340 m) verliert. Nur kleine Gerstenäckerchen gehen weiter talein, in früheren Jahren wurde Gerste auch noch bei Mittelberg gebaut. Wichtigste Feldfrucht sind, neben der Gerste, die Erdäpfel, sie gedeihen bis Mittelberg. Früher gab es auch viel Flachsanbau, er ist aber größtenteils abgekommen, der Hofname Hairlach (wie im Dgtal; Haar = Flach, inner Jaunhof) mutet schon fast atavistisch an; bis vor kurzem bestanden noch bei Stillebach und Neurur kleine Flachsfelder, ein innerstes bei Mandarfen.

Je hochgebirgiger die Natur des Tales ist, um so drückender wirkte sie sich auf die Siedlung und Wirtschaft aus: sie haben im Laufe des letzten Jahrhunderts schwere Einbuße erlitten. Anbau, Gras- und Alpnutzung, Viehhaltung sind stark zurückgegangen, die Ackerfläche ist auf 34% jener von 1850 gesunken. Entgegengewirkt hat seit der Jahrhundertwende der Fremden-, das war hier bisher im wesentlichen der Bergsteigerverkehr: in fast allen Weilern und Hofgruppen sind neben den alten neue Baulichkeiten entstanden, die vom Verdienst der Einheimischen an den „Fremden“ zeugen. Einen größten Fortschritt bedeutete in dieser Hinsicht der Bau der Piztaler Straße, die bis Trentwamb (1530 m) schon seit Jahren mit Postautobussen befahren wird. Sie wird im Zeitlupentempo, wenig mehr als hundert Meter pro Jahr, weiter gebaut, ist bis Pflanggeroß schon ohnehin fahrbar, tatsächlich fahren nicht nur Jeeps, auch Luxuswagen bis Mittelberg. Die Schutzhütten aber sind im Piztale noch auf Jahre hinaus vor Autos gefeit.

Das Piztal, das Tal der Alpenvereinskarte 1953, bietet so, wenn schon es nicht zu den Sternen am Alpenhimmel zählt, doch viel Bemerkenswertes. Es ist ein typisches Hochgebirgstal, mit Lichtern und Schatten. Lasten diese schwer auf dem Leben der Bewohner, so begeistern jene den Alpenfreund — aus der Verbindung beider ergibt sich die Einstellung des Alpenvereins zu so einem Alpentale.

Schriftum

Eine gute neuere Gesamtbarstellung gibt: Anton Bär, Das Piztal, eine landeskundliche Untersuchung. Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum Innsbruck 18, 1938, S. 350—463. Vom Piztal handeln ferner zu wesentlichen Anteilen: Gertrud v. Schreckenhal, Klima, Boden und Holzarten an der Waldbegrenze in einzelnen Gebieten Tirols. Ebendort 13, 1933, S. 115—252; G. Fromme, Schach der Waldbewaldung. Hg. vom Österreichischen Produktivitätszentrum Wien 1952.

Geologisch aufgenommen wurde das ganze Gebiet von Wilhelm Hammer und Oskar Schmidegg: Österreichische Geologische Spezialkarte 1:75.000, Blätter Laubach (mit Erläuterungen, 1922), Dgtal (mit Erläuterungen, 1929), Manders (mit Erläuterungen, 1923) und Sölden—St. Leonhard (1932). Vgl. dazu W. Hammer, Geologischer Führer durch die Westtiroler Zentralalpen. Sammlung geologischer Führer 22, Berlin (Gebr. Borntraeger) 1922, S. 44—62.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. H. v. Klebelsberg, Innsbruck, Schillerstraße 13.

Landschaft und Mensch im Raunertal

Von Walter Plankensteiner (Feichten)

1. Das Antlitz der Landschaft

Bevor der Inn im geologisch jungen Durchbruch von Pontlax jäh nach Westen geworfen wird, nimmt er den ersten größeren Bruder, den Faggenbach, auf. Dieser im Sommer wildschäumende Sproßling des größten Gletschers der Ötztalser sammelt die Wasser einer großen Furche dieser gewaltigen Gebirgsgruppe und schuf im Verein mit den eiszeitlichen Gletschern ein verborgenes, doch unvergleichliches Talkeimod — das Raunertal.

Über einer Talstufe, die steil gegen das Becken von Prutz abfällt, öffnet es sich mit dem alten Talboden auf der Terrasse von Rauns breit gegen Osten und gibt den Blick auf das herrliche Halbrund des äußeren Raunergrates frei. Hinter sonnengetrunkenen Hängen verschwindet es vor dem so nahen Scheinabschluß plötzlich und geheimnisvoll nach Süden und entfaltet dort nach dem milden Lächeln ernste, heroische Strenge in seinem Antlitz, bis es — nach 30 km langem Laufe — in schweigenden Eisfeldern endet.

Freilich wird dem heutigen Besucher des Tales, der die Beförderung seines Lebendgewichtes zig Pferdekräften gegen bare Münze anvertraut, dieser erste Blick bald wieder entrisßen. Der 1894 erbaute neue Fahrweg zwingt ihn in die wildromantische äußere Talsschlucht, die der Bach gegen 200 m tief in die weichen Schichten der Bündner Schiefer fraß. Das ist die geologische Besonderheit des Tales, daß es in den letzten 4 km in die mesozoischen Sedimente des sogenannten Engadiner Fensters hineinlangt. Sie verleihen droben den Hängen um Rauns milde Formen und Fruchtbarkeit, erleichtern aber auch den grabenden Wassern ihre Arbeit. Drohend, fast erdrückend und annähernd senkrecht steigen über Bach und Weg rechtsseitig morsche, bröckelnde Hänge empor. Nur ein schmaler Schlitzz Himmel gießt Licht herein und man ahnt nicht menschliche Behausung über der bachdurchheulten Enge.

Wir aber wollen das eigentliche Tal erleben und wandern daher den schmalen, doch abwechslungsreicheren Weg über Rauns und Kaltenbrunn. Auf ihm schritten die Alten mit Vieh und Fahrnis durch Generationen talein, talaus — er allein knüpfte sie — beschwerlich genug — an die große Welt.

Der schon vertraute Blick wird wieder frei — nur erscheint alles näher, deutlicher. Vor uns liegt Rauns — eine sicher schon sehr alte Räteriedlung, frei und malerisch über der Faggen Schlucht auf einen Sonnenboden hingestellt, von grünen Obstbäumen durchsetzt und lieblich umsäumt. Sie verlieren sich hinauf gegen den Hang und gehen in locker verstreute und über dürftige Hangwiesen verteilte Heden und Buschgruppen über. Uppig wuchern drinnen und duften in lauen Maienmächten Heckenrose, Schlehoborn und Traubenkirsche, wenn die unzähligen Grillen an Wegrändern und dürren Böden ihre ersten Sommerweisen üben und die Landschaft in träumerische Melodien spinnen. Zwischen Busch und Wiese aber liegen ungeordnet Roggen- und Weizenfelder eingesprenkelt und der lange Sommersonnentag läßt im Verein mit dem Herbstsohn besten „Türken“ (Mais) bis über 1100 m hinauf reifen.

Eigenartige Landschaft — nicht selten von Kennern in Charakter, Klima und Vegetation mit der Wintsgauer Landschaft verglichen. Ewig dürftig sind die Wiesen und Äcker, die sich fast terrassenförmig bis teilweise über 1500 m emporziehen. Auf den Hang-

leisten aber hochen in mehreren Zeilen, einzeln oder in Gruppen, die Höfe deutscher oder romanischer Herkunft, wie die Namen besagen. Das ist das weite Revier des Raunerberges, das sich hinauszieht bis gegen den Willersattel und hinein bis über Kaltenbrunn. Hier herrscht seit jeher harte Arbeit, Entbehrung und Not, besonders in trockenen Jahren; denn „die Berger haben erst genug Regen, wenn die Taler schon beinahe ertrinken“. Die Niederschläge sind wie im ganzen „Oberem Gericht“ schon an und für sich niedrig (um 600 mm) und Sonne und Steilhang tun ein übriges.

Der Ruf nach dem kostbaren Raß war es auch, der nach dem letzten Kriege einen weitgespannten Plan einer großzügigen Bewässerungsanlage erstehn und in Angriff nehmen ließ. Den bisherigen Anlagen der künstlichen Bewässerung fehlte es ständig, besonders im Hochsommer, an Wasser. So ging man nun daran, den Abfluß des Gallrutgleiters in einer 8—9 km langen Hauptleitung, davon 800 und 400 m durch Stollen, die ganze Hanglehne des äußersten Raunergrates hinauszuführen, um damit über viele Nebenleitungen hinweg rund 700 ha Acker-, Wiesen- und Obstbauflächen zu bewässern. Ein Gutteil dieses Planes ist schon — freilich mit erheblichen Kostenaufwand — verwirklicht, $\frac{1}{3}$ der 135 Höfe wurde schon mit Beregnern versehen. Durch eine Verstärkung des Futterbaues (Luzerne, Silomais und zweimahlige Wiesen) und des Kartoffelanbaues sollen vor allem über die Viehzucht neue Einnahmequellen geschaffen werden (Wollereiprodukte, Mastschweine). Da die Gegend die klimatischen Voraussetzungen für sehr gutes Obst besitzt, eröffnen sich auch hier neue Möglichkeiten. Mag auch leßthin eine bessere Rentabilität nach der Fertigstellung in Frage stehen, sicher ist, daß diese Bergbauern in einer Kampfzone der Besiedlung neuen materiellen und wohl auch ideellen Rückhalt bekommen und so wieder stärker an die Vätertscholle gebunden werden. Besiedlungsrückgang und Verödung so manches Hofes dieser Gegend vor dem Kriege bestätigen diese Überlegung.

Unser Weg führt mitten durchs Dorf Rauns selbst. Leider finden wir vom alten behäbigen, gemauerten Väterhaus mit dem großen Rundbogeneingang für Haus und Scheune nicht mehr allzuviel. Der Brand wütete allein im letzten Jahrhundert nicht weniger als dreimal (1862, 1911 und 1925), das letztmal durch den entarteten Sohn der Gemeinde, den weinum gefürchteten Schneegg, heraufbeschworen. — Schicksal aller so malerisch ineinandergebauten Vätertsiedlungen?

Sinter dem Dorfe schürzt sich der alte Talboden zu einem bescheidenen Hügel empor, eh' er in schwindelnden, fast überhängenden Stürzen in die gurgelnde Tiefe des Baches fällt. Darauf steht, von unserer Seite mit dunklen Fichten und üppig rankendem Strauchwerk umfost, die Ruine Berned. Die Romantik allen alten Schloßgemäuers weht uns an — Lage, wo noch Meister Peß im unheimlichen Wildtal dem Umvieh nachlungerte und die Schloßherrn ihn mit der Armbrust zur Strecke brachten, steigen herauf und grinsen aus den leeren Mauerlöchern. Unerreichbar, uneinnehmbar erscheint die alte Burg vom Tale aus — krönende Zinne einer ragenden Felskanzel. Ja, ein geheimer Gang soll wohl irgendwo hinaufführen und droben soll ein „Puß“ (Geist) zu mitternächtlicher Stunde herumirren. Das alles erhöht nur noch die Romantik. — Mächtig wächst der noch gut erhaltene Burgfried aus dem Stein — für unsere Sicht ein ebenbürtiger Sockel zum gigantischen Berghintergrund. Die Talfront des übrigen Teiles ist zum Großteil verfallen oder in die Tiefe gebröckelt. Von künstlerischem Interesse sind für uns heute noch der Erker über dem Haupttor und die Schloßkapelle mit erst jüngst aufgedeckten Fresken. — Noch ein Bild taucht in uns auf aus der 800-jährigen Geschichte des Schlosses. Wir sehen den Edlen von Müllinen, Schloßbesitzer und Pfleger von Laudeck, im innersten Gemach zu heimlicher Stunde seinen Freund Friedl mit der leeren Tasche bewirten; der fand hier auf der Flucht vom Konstanzer Konzil seinen ersten Zufluchtsort. Der jagdfreundliche Kaiser Max fand hier später mehrfach ein wirklich Dach bei Gejaid und Waidmannsfahrten auf Gams und Steinbock im innern Tale.

Wir schütteln das Bild aus Auge und Sinn, nur ein Hauch von Vergangenheit geht mit uns. Aus dem Schloßbach drüben glänzt seltsames Gestein. Hier drinnen beim

Martinsbach sind alte Schürfe aus Kupferkies. Und da sind wir auch schon an der Grenzzone zu den Ötztaler Gneisen angelangt. Diese sind hier auf die jüngeren Gesteine des Engadiner Fensters aufgeschoben. Die Formen werden härter, strenger, die Hänge steiler, karger; der nackte Fels steigt da und dort an die Oberfläche und die spärlicher werdenden Höfe kleben oftmals schier auf abschüssiger Seite. So äugt von ganz zuoberst, von der Alm nur durch einen schmalen Waldstreifen getrennt, gelassen und über die Zeit erhaben, der uralte Weiler Falpetan hernieder. Mach' dir, wenn du ein Freund des Tales geworden bist, ruhig einmal die Mühe, den steinigten Steig hinaufzusteigen, die Anstrengung wird sich lohnen. Du kannst ja den gar nicht so abwegigen Versuch unternehmen, vom Stubenfenster des ersten Hofes aus in den 600 m tieferen Bach zu spucken. Es wäre auch nicht ratfam, auf dem Ader vor dem Hause ins Rollen zu kommen. Sicher aber wirst du eine gehörige Portion Achtung vor diesen schweigsamen Menschen bekommen. Wenn du diese engste Verbundenheit von Haus und Wald und Feld und Stein und Berg mit dem Menschen empfunden hast, dann mag es dich auch nicht mehr wundern, daß von einem dieser drei Häuser aus der größte Sohn des Tales in die weite Welt zog, sein Glück zu versuchen: Franz Zauner, später mit dem Prädikat Ebler von Falpetan geadelt, Direktor an der Akademie der bildenden Künste in Wien und Schöpfer des Kaiser-Josef-Denkmals. Ja, eine „gute Hand“ haben diese Berger nicht selten und ihre „Lehrstunden“ als Autodidakten beginnen im Bubenalter droben bei Geißen und Kühren; versteht sich, daß jeder auch heute noch einen „Taschenfittel“ zum „Schnazeln“ als wichtigstes Ausrüstungsgerät im unergründlichen Bubenhosensack bei sich trägt. — So ein Raunerberger Bübl wurde auch einmal Hofbildhauer des Fürstbischofs in Passau (Balthasar Horer, 1725—1787).

Diese Falpetaner waren in der letzten Generation noch berühmte Jäger und — Wildschützen; man hat schließlich zum balzenden Spielhahn auch nicht allzuweit. — Heute schaukelst kaum mehr eine Wiege in all den drei Häusern, seit vor zwei Jahren die Larvne den jungen, hoffnungsfrohen Bauer unweit vom Hause erfaßte und seine junge Witwe drauffhin mit dem Kinde zu ihren Eltern ins Tal zurückzog. Aufgegebene Vorposten an der vordersten Front der menschlichen Ökumene?

Bei jeder Biegung in winzige Buchten und Seitentunnale unseres abwechslungsreichen Pfades wurde der weiße Fleck auf der schwarzen Wald-Hinterkulisse größer, Konturen wuchsen daraus wie die Backen und Schläffe von Schweikert und Hochtimmed, die wichtig aus dem Raunergrate traten. Die Wallfahrtskirche von Kaltenbrunn steht vor uns. Die Marienwallfahrt vom kalten Brunnen ist eine der ältesten und ehrwürdigsten im Lande, ja eine Art Nationalheiligtum des obersten Juntales. Der Ort war an der Wende zur Neuzeit wohl noch berühmter als heute und das alte Landknechtlied:

Unsere liebe Frau vom Kaltenbrunnen
bescher' uns armen Landknecht eine warme Sonnen

dürfte auf diese vielbesuchte Stätte weisen. Der kühle Labetrunk ist auch wirklich in reichem Maße vorhanden und ladet zu kurzer Rast. Und wir erfahren aus frommer Legende und Geschichte — vom Marienbild auf tischgroßem Stein, das schon im frühen Mittelalter die Talbewohner verehrten und um das sich wunderbare Dinge taten — vom Edelmann von Schöntenberg, der sich hier nach böser Schuld als Büßer und Einsiedler niederließ, nachdem er sein reiches Gefolge in Prutz mit einem Abschiedstrunk entlassen — vom Brand der alten Gnadenkapelle und Werden eines neuen, würdigen Gotteshauses, unterstützt durch Stiftsbriefe von Kaiser und Landesfürsten (besonders Siegmund dem Münzreichen).

Drinnen in der Kirche aber an der Seitenwand mit den schier unzähligen Botivtaseln kannst du mitten in die Seele des Volkes hineinblicken, ja eine kleine Zeitgeschichte herauslesen — Hilfesuchen in Kriegsnot und dunklen Tagen und Dank für Errettung aus mannigfacher Gefahr — Menschen in der alten Tracht und meist stereotyper Haltung, ein starkes vergangenes Geschlecht.

Vor wenigen Jahren erst — im August 1937 — lag schweres Bangen um den Ort. Das war, als sich über Nacht ringsum allenthalben Sprünge zeigten, die zusehends wuchsen, und drunten im Tal der Fahrweg wie ein Kuchenteig aufgewölbt und an vielen Stellen in den Bach gedrängt wurde. Der ganze Hang wanderte in einer Ausdehnung von ca. 350 × 250 m, von verborgenen Wassern unterspült. Nicht menschliche Macht war es, die ihn nach Tagen wieder zum Stillstand brachte, ehe noch größerer Schaden erwachsen. Wohl aber mußte drunten die Straße auf die andere Talseite verlegt werden und man schritt an den Bau von Betonschwellen im Bach zur Verhinderung einer weiteren Unterspülung.

Noch einen Blick zurück — er trägt uns noch einmal über milde, sonnige Kuppen, die lachende Gesichtshälfte des Tales. — Ein idyllischer Fichtenwald nimmt uns nun auf und atmet uns mit köstlichem Harzduft an. Zum Greifen nah erscheinen uns die Wipfel auch vom gegenüberliegenden Gehänge, die in breiter Front zwischen schwarzem Geshchröfe und Schuttreißen vom Bach heraufkriechen. Der grollt weit drunten in schaurigen Bässen und erfüllt die Waldenge mit donnernden Afforden.

Dann wird wieder mit einem Male Menschenbauwerk sichtbar. Genau am Rehrpunkt des Tales liegt auf lustiger Anhöhe mit prächtigem Talblick der alte Romanenhof Nufels („Neuraut“). Zum Blick zurück bis zu den Kalkklöben über dem Landeder Becken kommt nun die Sicht durch die Talkerbe hinein bis zum majestätischen firngekrönten Talabschluß dazu. Über schwarzer Nfchel hebt die Weißseespitze ihr matelloses Haupt ins Blau. Willst du die Ganzheit des inneren Tales erfassen, tu's von hier, wo du weit hinein Böden und Engen, eisgeschliffene Seitenwände und gletschergeformte Trogschultern übersehen kannst.

Beim Weiler Platz mündet unser lustiger, alter Höhenweg in den eigentlichen Talboden und in die neue Fahrstraße ein. Diese kann sich hier erstmalig von äußerer Nachschlucht, Loben und sprühender Sicht so richtig lösen und der Fahrgast atmet wieder erlöst und frei auf. Die Sohle wird ein Stück hinein zusehends breiter, die Bergböse haben aufgehört, fänden auch an den mächtigen Granitstürzen, die allenthalben nun das Tal säumen, weder Grund noch Krume. Ja, die Talwandung ist schroff geworden, vom Gletscher aus härtesten Amphibolitstüben geschliffen, die sich dann zu den berühmten Kletterriesen des Kaunergrats türmen. Die Seitentälchen enden hoch droben „blind“ und ihre Bäche stieben dann oft in weißen Bändern zur Tiefe. — Tal der Wasserfälle. Der erste größere überrascht uns schon hinter dem wohl nahezeitlichen Bergsturzgürtel, der mit grobem Blockwerk und zerzaustem Waldbwuchs die ganze Talbreite sperrt. In vier verwegenen Rastaden springt dahinter der Gfallbach hernieder, stäubt fast zu uns herüber. Wage es nicht, hier stehen zu bleiben, wenn im Winter an Lawinentagen stürzende Schneemassen ihre Fallkünste zu wildem Schauspiel vorführen.

So wildromantisch und fast menschenfeindlich diese Flanke niederdroht, so zahm und lieblich äugt uns die grüne Talbreite an. Fast eben zieht sie sich in saftigen Böden mehrere Kilometer hinein bis hinter das Kirchdorf Feichten, die letzte größere Siedlung des Tales. Rässig ländelt der Bach zwischen einer Reihe von Weilern dahin, unter denen Bergötschen der älteste ist. Von da ab begegnen uns bei den Siedlungen nur mehr deutsche Namen. Linker Hand wuchtet der Schweifert, der Hausberg des Ortes, in den Himmel; er duldet, wie die Leute sagen, im Winter kaum eine Handvoll Schnee auf mageren Bändern und Rutschbahnen. Ihm zu Füßen speit ein dunkler Schlund den Mühlbach (= Berpeilbach) in weitem Bogen über die letzte Stufe. In manchen Jahren ein gefährlicher Wursche, wie die weit in den Wiesengrund vortretende Lärchenwildeis beweist. An jenem fürs Tal so verhängnisvollen Augusttag 1923 fiel es ihm zur Abwechslung ein, versuchsweise einmal mit einem Gutteil Wasser durch ein Haus zu fließen. Daß dir auch einen anderen Blick nicht entgehen: Für ein paar Schritte nur würdigt uns noch einmal einer der „Großen“, die sich sonst hier so bescheiden und erhaben im Hintergrund verbergen, eines Blickes — der wuchtige Schwabentopf. Ewig schweigend wie ein Buddha, als

trüge er das tiefste Weltgeheimnis in der Felsbrust; vielleicht grübelt er über die Menschen, die er in den letzten Jahren in seine tödlichen Abgründe geworfen. — — —

Schade, daß der Zauber von Alm und Bergflüsse des Verpeitales, dieses schönsten Winkels der Gegend, verborgen bleibt.

Feichten (1273 m) — ein junges Dorf, eigentlich nur ein Sammelbegriff der weit und malerisch verstreuten Häuser und Weiler. Um 1500 stand von der eigentlichen Talsiedlung erst ein Haus „zur Läsche“ (Fichte, einheimisch „Feichte“) und die Kulturgründe mußten erst allmählich aus Nadel- und Knuwald herausgerodet werden. Es war auch zu gefährlich, dem ungestümen Gletscherviwdling zu nahe zu kommen, der bis in die letzte Zeit, wo ihm ein Betonzaun angelegt wurde, viel Unheil anstiftete. — Der Ort zählt heute bei 250 Einwohnern und erlebte nach einem beträchtlichen Bevölkerungsrückgang in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts seit etwa 50 Jahren durch den Fremdenverkehr einen neuen Aufschwung. Von hier aus hauptsächlich wurde der Kaunergrat und die Gepatschgletschermwelt erobert. Die Kirche aus dem Jahre 1792 birgt wertvolle Barockaltäre, wahrscheinlich eine Arbeit des berühmten Fendler Meisters Kölle. Sie stammen aus dem von Josef II. aufgehobenen Kloster „Wiesele“.

Auf den Ädern an den sonnseitigen Lehnen gedeihen Gerste und Kartoffeln, ja seit einigen Jahren wird auch mit Erfolg Roggen und Weizen gebaut. An geschützten Stellen findet man auch immer häufiger junge Obstbäume früherer Sorten — sicher sind da Zusammenhänge mit Gletscherrückgang und Klimaänderung.

Der Wald beginnt knapp über der Talsohle und hält wenigstens von den Häusern selbst die Lawinen ab — durchaus nicht verlässlich und mancher Bauer zittert in bösen Wintern. Sie sausen in wilder Eier zu beiden Seiten des Ögghofs nieder, dieser stolzen Talzinne über dem Dorfe. Mit sonnengebräuntem Antlitz schaut diese Hofgruppe talaus und -ein in die Weite. Sie stand schon neben dem in der Nähe gelegenen Weirhof, als drunten im Tal noch kein Haus stand. Der Weirhof war ein uraltes landesfürstliches Lehen und scheint bereits im Urbar Meinharbs II. (um 1300) als „mehnes Herrn Schwaige im Chunertal“ auf. Diese Höfe durften auch schon sehr früh ihren Besitz einfrieden, während die Bauern im Tal (es standen um 1450 von Nufels einwärts bereits 15—20 Höfe) ihre Felder vom St. Jörgentag bis zum „heimgehenden Maien“ (damals Anfang Juni) dem fremden Umvieh zur Weide offen lassen mußten und noch lange um das Einfriedungsrecht einen erbitterten Kampf führten.

Feichten ist der Fremdenverkehrsort des Tales. Es ist vortrefflich geeignet als Ausgangspunkt für Hochtouren (Verpeithütte — Kaunergrat-Hütte; Gepatschhaus — Brandenburger Haus). Die mit der stummen Wucht der Umgebung verbundene Anmut, die windgeschützte Lage, die Stille und die würzige Waldluft machen den Ort auch als Erholungsaufenthalt sehr geschätzt.

Nun noch das letzte 16 km lange Talstück hinauf. Die erste 5 km lange Wegstrecke gibt uns einen einzigartigen traurigen Anschauungsunterricht von der Entsiedlung eines Tales. Heute begegnet uns nach der malerischen Häusergruppe des Weilers Grasse nur mehr ein einziger Hof Wolflehn neben dem herrlichen Madatschwasserfall. Das Platt-Häuschen war noch vor wenigen Jahren von einem alten Sonderling zusammen mit Hötten und Geissen bewohnt.

Bei 13 Höfeläber an sieben getrennten Flecken wurden meist um die Mitte des letzten Jahrhunderts, durch Naturkatastrophen veranlaßt, aufgegeben und sind heute gänzlich verschwunden. Am Campened, ebenso am Stabele gleich hinter Feichten hausten die Laminen — übrigens auch bei einem Haus bei Unterhäuser, wo 1669 elf Menschen den Tod fanden; am „Jagdhau“ war es eine Überschwemmung, zu Kupp ging 1857 die Mure durchs Haus; im Herzogenmahd, einem landesfürstlichen Lehen, in der Riefe, dem Nächstigungsplatz der Landesfürsten auf dem „Gjaid“, und im See, wo einst vier Höfe standen mit insgesamt über 40 Stück Großvieh, waren es auch durchwegs Wasserkatastrophen von Faggenbach und Seitenbächen, die den Bewohnern die Lebensgrundlage nahmen und sie vertrieben — ins äußere Tal, weiter weg, ja bis nach Amerika.

Interessant mag sein, daß diese Entfiedlung auffallend mit dem letzten Gletschervorstoß (zwischen 1850 und 1860), bzw. dem nachfolgenden Rückgang und dem Ausbruch mehrerer Moränenseen zusammenfällt. Natürlich mögen noch andere — auch geistige — Ursachen mitgespielt haben.

Der Bevölkerungsrückgang war empfindlich. Die Seelsorgengemeinde Feichten zählte

1820 — 273 Menschen

1838 — 307 Menschen (Höchststand)

1858 — 215 Menschen (1856 Maximalstand des Gletschers)

1864 — 219 Menschen.

Obgleich die Bevölkerung später wieder zunahm, ist der alte Höchststand noch nicht erreicht.

Heute erinnern nur mehr Wiesen und Stadel an die einstigen Heimstätten. Wir stapfen weiter — über zwei bewaldete Gefällslufen bis zum letzten Teil des langen Tales, wo uns unerwarteter Weise wieder sanfter ansteigende, oft bis weit hinauf begraute Talhänge entgegenkommen. Der Talboden selbst ist vor dem Felsriegel des Gepatschhauses überraschend weit, alles ist zu einer einzigen Alm geworden. Der Wald, am Beginn der „Mandarfe“ noch einmal geschlossen und reich, wird immer schütterer und ist von unzähligen Lavineengängen durchsetzt. Dort bluten bis weit in die baumlose Region hinein im Frühsommer die Alpenrosen in verschwenderischer Fülle. Herrliche Firschen stehen zwischen Lärche und Fichte und übernehmen gegen die Baumgrenze hin die Alleinherrschaft; einsam in den Naturgewalten stehen darüber noch vereinzelt sturmzerzauste, oftmals vom Blitz getroffene „Frontkämpfer“. Ein Windstoß bringt uns dumpfes Gurgeln und Kläuschen aus Farnen und von Wasserfällen. Herrlichste Landschaft des herrlichen Tales, wo sich wilde Romantik und Lieblichkeit treffen bis hinein zum prächtigsten Talschluß, den man sich denken kann! Die Weißseespitze mit ihren unvergleichlichen Firnsfeldern, Wächten und Brüchen ist zur machtvollen greisnahen Wirklichkeit geworden. Zu Füßen aber — hinter dem zirbenbestandenen Rücken, von dem Gepatschhaus und Kapelle herniederlugen, leckt die Zunge des Gepatschfeners heraus in die Almgründe, umsäumt vom mächtigen Bogen der deutlich sichtbaren 50er Moräne.

2. Der Mensch dieser Landschaft

Die Landschaft prägte ihren Menschen. Freilich fand sie keineswegs einheitliches „Baumaterial“ vor. Die Jäger, Hirten und Sennleute kamen aus dem Innital herein und an einer alten Heeresstraße, wie es die Römerstraße über den Reschen war, konnten mannigfaltige Blutmischungen entstehen. Daraus mochte sich der urwüchsige Schlag dunkelhaariger, mittelgroßer Menschen mit kurzem Hinterkopf und meist hartem Profil entwickelt haben, der heute noch das Grundelement der Bevölkerung des „Oberen Gerichts“ wie auch des benachbarten Engadins ausmacht. Unter den schwarzblühenden Augen setzt mit kräftiger Wurzel die häufig gebogene Nase an. Bei der älteren Generation prangt darunter über einem derben, verschlossenen Mund ein stolzer Wirbel-Schnauzbart. Holzschnittfiguren mit harten Schädeln, kräftigen Armen und sicherem Gang.

Dazwischen hinein siederten — im Oberland viel später und in bescheidener Anzahl gegenüber dem Unterinnital — die größeren, blonden Bajuwaren, die sich wohl teilweise mit der illyrisch-rätoromanischen Vorbevölkerung vermischten, teilweise in Neurobungsgebieten noch lange ziemlich rein erhielten. So ist in unserem Tale auffallend, daß die jüngeren inneren Siedlungen öfter den hellhaarigen, großen Typus zeigen als etwa Rauns und Raunerberg. Gewisse Sippen fallen durch Langschädel und Flachshaare geradezu auf.

Es ist ein gesunder Schlag, in Wettern erprobt; was überhaupt „aufkam“, hatte alle Aussicht, 90 Jahre zu werden. Vor gar nicht so langer Zeit war der nächste Arzt erst in Landed und noch heute hat der Sprengelarzt in Bruz manches Stündlein zu den obersten

Höfen zu leuchten. Nun, man starb eben früher „ohne den Doktor“ — etwa am „Grimmen“, worunter recht viel zusammengefaßt war. Einen Kräuterdoctör mit Pechpflaster, „Zochfamilien“ und anderen Wunderdingen für Vieh und Leut gab's schließlich seit jeher auch im Tal.

Sie lernen früh die harte Arbeit und die Frauen verblühen schon in jungen Jahren auf den Berghöfen, wo sie oft im Sommer den Mann ersetzen und zuweilen heute noch schwere Heulasten auf dem Rücken in den Stadel tragen müssen. Abgehärmt, doch zäh und unverwundlich gehen sie noch im Alter. Die Männerhände lernten seit Generationen neben dem Gebrauch von Sense, Hammer, Hobel und Schusterahle für Haus und Hof den Umgang mit Armbrust und später dem Stutzen nach altem Landesbrauch. Was wäre in dem Wildparadies auch anderes zu erwarten! Ein echter Kaunertaler hat heute noch einen Schuß Jägerblut im Leib und vielleicht auch — einen Kugelstutzen in sicherem Versteck.

Wetterfest wird man so richtig auch auf sturmunstosser Höhe, wo schon der Schulbub, in Donner und Blitz auf sich allein gestellt, mit früher Verantwortung für seine Herbe steht. Dann beim „Bergmahd“ auf schwindelnder Lehne, beim Holzstritzen und -ziehen auf eisiger Furt und neuerdings als Bergführer in Fels und Spaltengewirr. Betrachte nur die schruindigen Hände und die Faltenzüge in der gezeigten Haut so eines Charakterkopfes!

Du wirst dir erst das Vertrauen dieser Menschen erringen müssen, ehe du ihr Wesen erfassen kannst. Sie sind wortfarg und fast verschlossen. Langsam und bedächtig ist ihre Art und doch wirst du nicht selten ausgesprochenen Mutterwitz und ein treffendes Wort hören. Ja man kann auch nach den Leistungen der Schulkinder geradezu von einer überdurchschnittlichen geistigen Begabung der Bewohner sprechen. Schließlich müssen sie auch am Markt die Ohren spitzen und blitzschnell den Vorteil ausrechnen, hängt doch oft das Wohl und Wehe einer großen Familie für ein ganzes Jahr davon ab. Ja, das Leben war hier schwer und zu Zeiten waren allzufrüh Selchammer und Brottschrein leer; so ist in Stube und Gastzimmer trotz der guten musikalischen Begabung vieler Familien die heitere Sangesweise nicht so heimisch wie im Unterinntal, wenngleich ein fastiger Zödler und ein gefalzenes Schnadahüpfel auch nicht gerade selten aus gut angefeuchteten Kehlen klingt. Das „Fensterln“ mitzuerleben, darf man auch nicht ins Kaunertal reisen — es gehört nicht zum „Eingeborenen-Brauchtum“. Die Wesensart ist eben ernst und herb, — wie die Talschlucht und die Gipfelsamkeit. —

Dafür schlummert in diesen rauen Menschen Treue, Verlässlichkeit und zuinnerst Heimatliebe und der Glaube — eine tiefverwahrte Frömmigkeit, die aus dem völligen Ausgeliefertsein an höhere Macht entsprungen, in Hergottswinkel, Wegkreuzen, häuslichem Abendrosenkranz, Bittprozessionen und Almsegen usw. ihren Ausdruck findet. Behaupte nicht, dies sei mehr Bäterart und reines Brauchtum; das mag vereinzelt der Fall sein und die neue Zeit machte auch vor dem Hochtal nicht halt. Ein sprechendes Zeichen für die Heimattreue aber kann der eherner Adler bei Pontlag sein, wo 1703 und 1809 auch Söhne des Tales stritten und fielen. (Im heurigen Jahr wurde das 150jährige Gedächtnis als großer Heimattag des Oberen Gerichtes feierlich begangen!)

Nun einen Blick auf Erwerb und Lebensweise der Bewohner.

Die Güter sind durch die früher geübte Realteilung (Aufteilung auf mehrere Kinder) klein und der Besitz ist weit verstreut — auf vier bis acht und noch mehr Plätze. Die Durchschnittsgröße wird rund 3 bis 6 ha (samt den einmahdigen „Saltwiesen“) betragen. Das reicht gerade für 6 bis 12 Stück Großvieh der genügsamen Oberinntaler Grauwiehrasse. Wer mehr Vieh hat, gilt als „Großbauer“. Dazu kommt wohl noch ein Schüppel Schafe, Ziegen und „Zieservieh“ (Riße und Böcke). Zur Winterung dieser Tiere geht man im Herbst noch in die „Soaden und Zochaten“ (Besenheide und Wacholder) und „ins Bergmahd“ (Wildheugetwinnung). Auf Wändern und „Gärten“ wird da jedes Büschel Gras oft aus verwegenem Geströbe mit besonderer kleiner Sense, dem „Hacker“ gemäht oder besser gerupft und im „Tristbett“ bis zum Winter aufgeschichtet. Das Berg-

heuziehen ist meist eine gefährliche Angelegenheit und ein frisches Marterl erzählt von einem der kühnsten Bergführer, dem Vater von elf Kindern, der 1946 dabei den Tod fand.

Für Ziegevieh tauschte man einst auch Brotgetreide vom äußeren Tale ein, denn damit steht es weiter drinnen schlecht. Das bißchen „Hennengerste“ war alles und doch mußte man ehemals mit dem „gristenen“ Brot zufrieden sein, denn Weißmehl zu Krapsen und zum „Ruie Schmalz“ (Weizenmehl mit Schlagobers und Honigüberguß), dem Nationalgericht, gab es nur für den Kirchtag und bestenfalls noch für die „heiligen Zeiten“. Kartoffeln und Mais gaben dann eine neue, heute fundamentale Ernährungsgrundlage. „Kartoffel in die Haut — in all' Ewigkeit“, hörte ich einen Bauer halb scherzend, halb seufzend sagen. Dazu kam das Wassermehl, ein anderes Nationalgericht des Oberländers (aus Einbrenn, Maismehl und viel Wasser! und mit mehr oder weniger Butter obendrauf). Glückliche, wer in Notzeiten aus einer Erbschaft in Rauns draußen ein Türkenaderl hatte. Das ist auch heute noch nicht selten und begehrt. Es gab Hungerjahre, wo die Feichtner „Poppaplötscha“ (Kumex) sotten zu menschlichem Genuße.

Die ausgebehten Waldungen brachten den Talbewohnern von jeher schon zureichlichen Verdienst. Früher gab es einmal eine eigene Zunft fremder Holzfäller, die im Dienste der Saline Hall standen — da gab's oft Feindschaften mit den Bauern.

Tal der Almen! Ursprünglich eine einzige große Alm. Die größten und besten Weidegründe, meist über der Waldkrone, wurden, wie die Namen verraten, schon von den Römeromanen von Rauns und vom Zuntal aus genützt (Werpeil, Fißlad usw.). Gerade diese wirtschaftlichen Interessen knüpften später eine Reihe von Orten zu einer großen Wirtschaftsgemeinde zusammen, dem sogenannten „Zweidrittel“. Dazu gehörten Prug, Nied, Eßens, Fendels, Faggen, Rauns, Raunerberg und Raunertal; die Dingstätte war in Prug. Das dritte Drittel „am Berg“ mit Ladis, Fiß und Serfaus hatte sich aus diesem Verbände schon sehr früh herausgelöst. Diese Zweidrittel-Gemeinde hatte nun vor allem im Raunertal ihre großen Almen und bis zur Aufteilung der Melkalmen um 1470 wurde jedem Bauer jährlich durch das Los ein bestimmter Weideplatz zugewiesen. Später zerfiel der Verband in die beiden Restdrittel „am Land“ und „im Tal“ und dann in die heutigen Teilgemeinden. Die Melkalmen sicherten sich die neuen Gemeinden nach ihrem Machteinfluß. Die große Galtviehalm im „Bierg“ wird aber — lediglich in eine stets wechselnde „Rauner-“ und „Prugerseite“ geteilt — heute noch von allen acht Gemeinden gemeinsam befahren und die Bürgermeister treffen sich alljährlich vor der Auffahrt zur „Weidbbschau“ und spitzen dann beim anschließenden Biertele die alte Zusammengehörigkeit.

Insgesamt werden alljährlich in der zweiten Junihälfte gegen 400 Kühe auf die 5 Kuhalmen des Tales und etwas früher gegen 1000 Stück Kalbinnen, Ochsen und Kälber auf verschiedene Galtviehalmen getrieben. Die Aufstiegswege sind mitunter zu steil, ja gefährlich.

Tal der Jagd. — Wenig Reviere Tirols werden sich mit seinem Wildreichtum messen können. Die letzten Steinböcke im Land fanden sich neben der Floite (Zillertal) in seinen Schlüffen. Der letzte Bär wechselte noch um die Jahrhundertwende durch seine Wälder. Eine gediegene Jagdpflege — der größte Teil des Jagdrevieres ist ärarisch — sicherte immerhin bis heute noch einen Stand von etwa 800–900 Gemsen, 2000 Murmeltieren und 200–300 Rehen. Das äußere und seit einigen Jahren auch das innere Tal birgt außerdem eine stattliche Anzahl von Rotwild. Drobien in Lützen aber kreist über Lämmer und Gamstg mit reglosen Schwingen der König Adler. — Das ist ein Teil des Reichtums dieses Tales, der nicht im wirtschaftlichen Gewinne liegt, sondern von dem du, Berg- und Naturfreund, bei deinen Wanderungen schöpfen kannst, in der Begegnung mit der Fauna, aber auch mit einer einmaligen Flora.

In Feichten steht ein kleines Häuschen, heute noch „Arzlasten“ genannt. Ja, auch der Bergwegen am Ischingl und in Fißlad auf Kupferkies und silberhältiges Gestein gab einst Verdienst. Das alles aber reichte in früheren Tagen meist nicht hin, die vielen Mäuler

zustoßen, und so suchten sich die Raunteraler über den Sommer oftmals eine Saisonarbeit. So verdangen sie sich bis zur letzten Generation herauf als Holzfäller nach Bayern, als Handlanger und Maurer in die Schweiz und — bis etwa 1900 — als Bergknappen nach Eisenerz. (Der Urgroßvater des Verfassers wanderte noch durch Jahre zu Fuß dorthin.)

Nicht wenige Raunteraler aber mußten das geliebte Tal für immer verlassen. Ein Ziel war auch — das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. So brachte es ein Josef Zangerle aus einem der aufgelassenen Höfe später in Chicago zu einem Großunternehmer, in das er mehrere Landsleute nachzog. Es wanderten aus dem innern Tal im Laufe der Zeit gegen 20, aus dem äußern noch mehr nach Amerika aus.

Eine neue Ära des Tales begann mit dem Aufkommen des *Alpinismus* und dem einsetzenden *Fremdenverkehr*. Der *Dormröschenschlaf* war ausgeträumt. Hier ist es das Verdienst der damals neugegründeten Sektion *Frankfurt am Main* und ihres sehr rührigen ersten Präsidenten Dr. Petersen, daß eine der ersten *W-Bütten* im hintern Tal entstand. Bereits am 21. 7. 1873, also vor genau 80 Jahren, wurde das *Gepatschhaus* feierlich eingeweiht und schon 1882 das erste mal erweitert. In den 20er Jahren waren bereits über 20 autorisierte Bergführer auf der *Führertafel* verzeichnet und die tüchtigeren unter ihnen verdienten sich über den Sommer den Erlös für 1—2 Stück erstklassiges *Großvieh*. Der große seelische und körperliche Strukturwandel eines Dorfes begann, an dem freilich hauptsächlich nur das innere Tal Anteil nahm. Eine bescheidene Wohlhabenheit zog allmählich ein, nicht zuletzt durch die tatkräftige Unterstützung der *Gastsektion*. Und doch behielt das Dorf seine Ursprünglichkeit; es wurde bis heute noch keineswegs zum *Hotelort*! Der anspruchsvolle *Gast* kommt zwar heute noch nicht auf seine Rechnung, dafür aber umso mehr der *Bergsteiger* und der wirklich *Erholungsbedürftige*. Es wäre freilich zu wünschen, daß der *Postautoverkehr* bis zum *Gepatschhaus* nach einer *Wegverbesserung* wieder, wie vor dem *Zweiten Weltkrieg*, in *Gang* gesetzt würde. Wo in *Nordtirol* kann man so nahe an einen *Gletscher* fahren?

Die *Tracht*? — Sie ist nur mehr in alten *Schreinen* zu finden. Dort magst du noch den weitfaltigen *Wilsing* (*Frauenrock*) mit dem gleichfarbigen *Mieder* und ein blühweißes *Leinen-Miederleibchen* mit dem geblühten *Seidentuch* finden oder — als besonderes *Kuriosum* — die *bienenkorbartige Fäzzellappe* der *Frauen*, vielleicht auch eine *Belzmütze* und einen endlos langen *buntgestreiften Strumpf* der gleichen *Frauentracht*. — Die *Männer* trugen seit *Menschengedenken* bis heute ein einfaches „*larchenes*“ *Bodengewand*. Die *Ursache* des *Verlustes* ist wohl in der *Armut* der *Bevölkerung*, vielleicht im *Kennerlernen* fremden *Volkstums* durch die *Saisonwanderung* zu suchen.

Fester hielt man am *Brauch* um weltliche und kirchliche *Festzeiten*. Neben allerorts *Bekanntem* sei das „*Baltna*“ (*Zeltenanschneiden*) zur *weihnachtlichen* Zeit erwähnt. Die *jungen Burschen* treffen sich bei den *heiratsfähigen Mädeln*; der *Außertorene* erhält das „*Ransfl*“ (*Anschnittstück*). Kommt aber bis *Nichtmeh* kein *Berehrer* um die *symbolische Gabe*, so wird der *Zelten* „*brüllat*“ und das *Mädchen* hat alle *Aussicht*, ins „*Sterzinger Moos*“ zu kommen (nicht unter die *Haube* zu kommen). — Am *Rasfonntag* (1. *Fastensonntag*) wurden früher die *Hirten* angestellt (jetzt schon am 1. *Adventsonntag*). Man bewirtete sie dabei mit „*Rasknöbel*“, da ja ehemals das *strenge Fasten* schon begonnen hatte. An diesem *Tage* kommt auch der *Bursch* zu seinem *Mädel* „*brockna*“; dabei werden nämlich in *mitgebrachten Wein* *eingebrochte Brezen* gelöffelt. — Das *Scheibeneggele* bei *Feichten* und der *Scheibenbichl* bei *Rauns* erinnern noch an den *abgekommenen Brauch* des *Scheibenschlagens*. Dabei wurden in *Sommernächten* entzündete *Holz-scheiben* unter *Abzingen* eines *Spottverses* auf eine *Dorfpersönlichkeit* den *Gang* *hintergetrieben*. — Am *Pfingstdienstag* treffen sich in *Kaltenbrunn* neun *Prozessionen* der *umliegenden Seelsorgsgemeinden* zum im *Bestjahr 1634* *verlobten* „*Gerichtskreuzgang*“. Die *Wenner* kommen über den *Piller Sattel* und müssen schon um *zwei Uhr* *früh* *aufbrechen*. Zu *allen Zeiten* kamen auch über das *Wallfahrersjochl* aus dem *Piztal* und, heute zwar *seltener*, über das *Weißseejoch* aus dem *Langtaufers Wallfahrer*. —

Am Laurenzitag (10. August) werden die Bergmäher „angeschlagen“; d. h. der Interessent nimmt den besitzlosen Grasfleck durch Anmähen eines Stückes in Beschlag und kundschaftet ein Triftbett (Lagerfläche) aus. — Im Spätherbst versammeln sich die Frauen mit ihrem Flachsb beim „Grammelosen“, wo die dürren Halme geröstet und gehächelt werden. Schönste Zeit für die rings sich tummelnden Kinder, wenn die gelben Dörchen lange Schatten werfen und an der Walbkone die Moosbeerstauben verglühen. — Dann kommt die Zeit der langen Nächte und des „Hoangerts“ (Heimgartens) in den Spinnstuben. Früher suchte sich das junge Volk an bestimmten Tagen eine große Stube aus. Die Burschen brachten dann die Häber und wohl auch die Mädchen auf Schlitten dorthin. Gesponnen wurde an solchen Abenden nicht viel, dafür umso mehr getanzt. Draußen im gottgesegneten „Türkenland“ Kauns fieseln sie derweil den Mais aus und feiern den Erntesegen bei Scherz und frohem Trunk.

Damit aber, lieber Freund, der du mit mir gewandert bist, nehmen wir Abschied von einem dir wahrscheinlich bis jetzt noch unbekanntem Fleck Tirolerland. Wir schauten, erlebten und tranken zusammen vom Überfluß einer heroischen kleinen Welt. Wir begegneten schweigamen, von der Landschaft geformten Menschen, die aber auch ihrerseits, soweit es Menschenhand vermag, diese Landschaft gestalteten, Menschen die auf Vorposten stehn. Es soll mein Wunsch sein, daß du dabei selber Freund geworden bist — von Landschaft und Mensch im Kaunertal.

Literatur

(wichtigste, vollständige)

- Lorenz Joh., Siedlungsbild im Kaunertal im 16. Jh., Tir. Anz. 1923, Nr. 43, S. 2.
 Ruzerdorfer Franz, Siedlung und Bevölkerung im Kaunerberg und Kaunertal, Diss. in Gesch., 1938.
 Planensteiner Johann, Verschwundene Höfe im inneren Kaunertal, Tir. Heimatbl. 1927, 5, 332 ff.
 Jäger Josef, Der mar. Wallfahrtsort Kaltenbrunn, 1946, Selbstverlag Kaltenbrunn.
 Festschrift zum 25-jährigen Bestehen der Sektion Frankfurt a. M., Frankfurt a. M. 1894.
 Leopold Hans, Unbekannte Schönheiten des Frankfurter Hiltlengebietes, Nachrichtenblatt d. S. Frankfurt 1939, 7.
 Moriz V. Die Kauner Bewässerungsanlagen, Land. Gemeindeblatt, 1950, Nr. 10, S. 1.
 Erdrutsch im Kaunertal, Bl. Nachr. 1937, 166, 177.
 Wasserkatastrophe im Kaunertal, Tir. Anz. 1923, 189, 190.

Inskrift des Verfassers: Dr. Walter Planensteiner, Schwarz, Innsbruder Straße 74

Natur und Geschichte in den Hochgebirgsnamen des Piztals und Raunertals

Von Karl Finsterwalder, Innsbruck

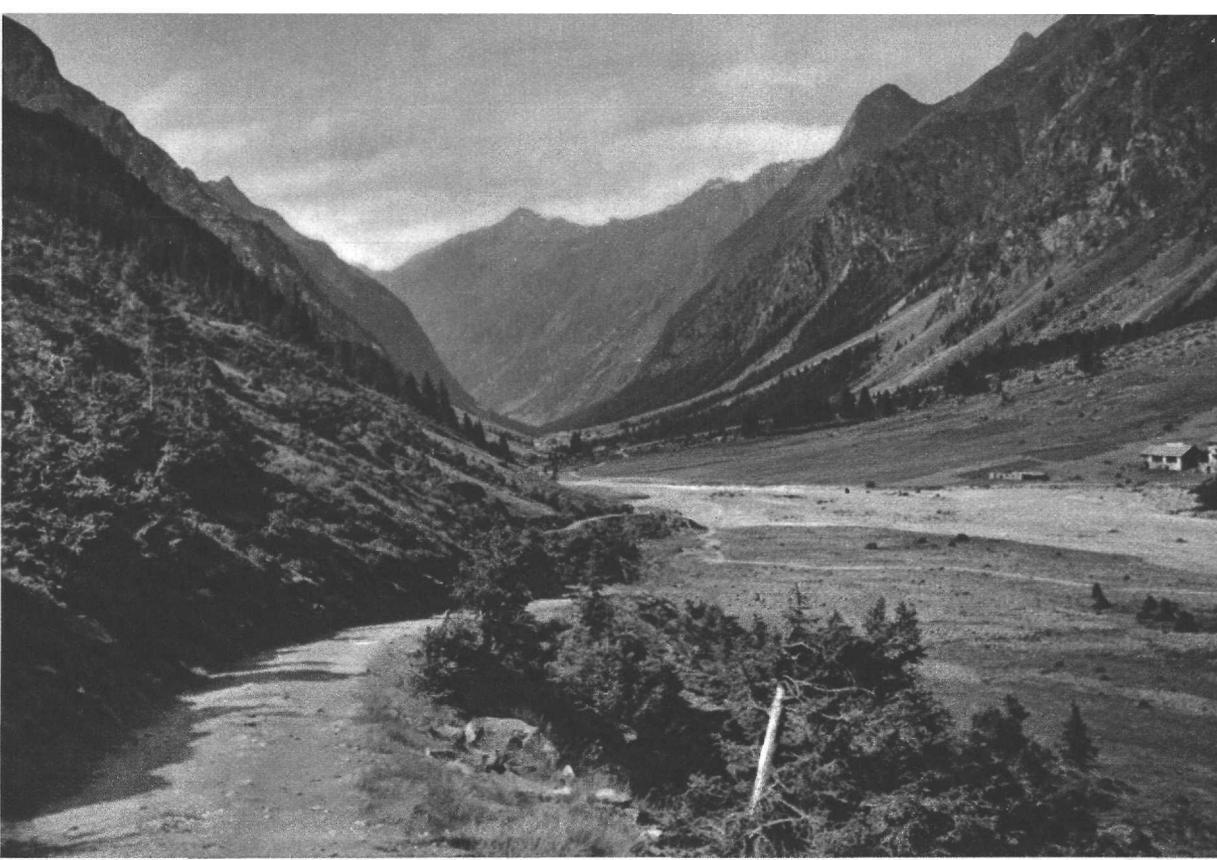
1. Namen- und Siedlungsschichten

Die Namen des Kartengebiets von Blatt „Raunergrat“ klingen dem Ohr wie gemischt aus Heimischem und Fremdartigem: Hohe Geige, Quittfogel, Roseletwand, Neurer, Trentwald, das alles ist uns irgendwie verständlich oder vertraut; aber andere, so im Raunertal Gallrutt, Gfall, Berpeil, Madatsch, Rafferein, Fißlad, möglicherweise auch Mandarfen im Piztal, — diese Worte mit dem rhythmischen Wechsel ihrer vollen Vokale und den betonten Endsilben klingen ungewohnt und scheinen an vordeutsche Siedler zu erinnern. Tatsächlich spiegelt sich auch in diesen zwei Schichten von Namen die Besiedlung des Gebiets, die mindestens in zwei Abschnitten, einem vordeutschen und einem deutschen erfolgt sein muß. Es ist kein regelloses Durcheinander, in dem diese alten Geschichtszweigen verstreut liegen; sie sind in örtliche Gruppen geordnet, die auf alte Siedlungsvorgänge zurückzuführen lassen. Die ältere Namensschicht ist im Piztal mit den Ortsnamen des äußersten Tales und andererseits mit den Almnamen am Talschluß vertreten; den älteren vordeutschen Almnamen, die sich am Ursprung des Raunertals finden, entspricht etwas Vorderdeutsches auch im innersten Piztal, der Ortsname Mandarfen, 1288 Muntborff genannt, und der ehemalige Name der inneren Talschachalpe, Sertzen oder Sertzen¹. Die von Natur waldfreien oder schütter bewaldeten Weideböden an den Talschlüssen gehörten als Almen (Gemeindebesitz) zu den alten Siedlungszentren, die wahrscheinlich schon in vordeutscher Zeit im Haupttal draußen oder an der Talmitte bestanden hatten und bekamen daher schon in dieser Zeit ihre Namen. Für das Piztal war das älteste Zentrum die uralte Großgemeinde Jmst, von der sich erst nachträglich die Tochterpfarren Werns, Arzl und Wald (im äußersten Piztal) losgelöst hatten. Ungefähr so weit als deren geschlossene Ruhungszone im Mittelalter reichte, bis Ferzens, gehen — freilich nur als vereinzelt Spuren — auch die vordeutschen Ortsnamen ins Talinnere hinein². Die Strecke innerhalb Ferzens bis nach Mandarfen ist dagegen fast ganz leer an vordeutschen Namen, ein Zeichen, daß man diesen Talabschnitt in ältester Zeit kaum genutzt hat, daß bei der Alpfahrt, die man alljährlich ins Talinnere hinein unternahm, diese Zone nur durchschritten wurde. Nur auf dem halben Wege dieser Alpfahrt findet sich ein ganz altes Überbleibsel, „Piosmes“, 1312 Piesens (Pi-esens) geschrieben, als Name einer geräumigen Talweitung, in deren schütterem Auenwäldern damals der Zug der Herden am Talbach gewohnt war, zu rasten. Für diesen Namen kann uns nicht einmal das Romanische, sondern wohl nur eine vorgeschichtliche Sprache den Schlüssel liefern. Noch einen vordeutschen Rest scheint uns hier, außerhalb St. Leonhard ein linksseitiges hochgelegenes Seitental aufzubewahren, den Namen Saruiren.

Den Zeitpunkt, zu dem das Mittelstück des Piztales, diese Oblandschaft oder kaum genutzte Almen der romanischen Zeit, höchstens eine Alpe im deutschen Frühmittel-

¹ Dieses Sertzen lebt im heutigen Namen Segezertzen noch fort, vgl. Verfasser im Jahrbuch 1951, S. 37 — Mandarfen wird auf der zweiten Silbe betont, das zweite a hell gesprochen.

² Die Flurnamen der Orte Arzl und Werns sind laut ihrer Sammlung in den dortigen „Dorfbüchern“ fast ausschließlich deutsch.



Das Piztal bei Mandarfen (Bild talaus, die Trogtform zeigend)

Aufn. H. v. Kiebelberg



Kaltenbrunn im Raunertal

Aufn. H. Fetsch



Äußeres Raunertal von der Frommes-Alpe aus

Aufn. E. Schneider

alter, in einen lückenlos besiedelten Landstrich verwandelt wurde, können wir mit einer Genauigkeit feststellen, die für manche bedeutende Stadt nicht gegeben ist. Das Datum ist ungefähr das Jahr 1300 und die Leiter der Siedlung sind die reichbegüterten Herren von Starckenberg bei Imst¹. Denn damals erhoben die Bewohner der Gemeinde Imst laut Urkunden von 1300 und 1312 beim Landesfürsten Klage gegen die Starckenberger, daß diese Dynasten sie ihrer Almen Neurur und Blanchenroß (Blanggeroß) „entwert“ (beraubt) und darauf zwei Schwaighöfe (Wiehhöfe) errichtet hätten! Durch dieses grelle Licht, das auf eine „Rechtslage“ im 13. Jahrhundert geworfen wird, erhält auch der Name Muntdorf-Mandarfen einen für damals aktuellen Sinn, der ihn ganz genau in die Reihe der in Höfe verwandelten Almen stellen läßt. Nach der Angabe der Einwohner von Imst wurden die Schwaighöfe des Pitztals auf ihrem eigenen Grund und Boden, auf ihrer Alpe errichtet. „Mandarfen“ scheint aber gerade „Gehöft auf der Alpe“ zu bedeuten. „Dorf“ wird nachweisbar in Tirol um diese Zeit noch für „Gehöft (wahrscheinlich Gruppenhof)“ gebraucht². Das Wort munt, im Radinischen heute noch für „Berg“ im Sinne von „Alpe“ gebraucht, kann um 1300 auch den Deutschen verständlich gewesen sein, so daß der Name Muntdorf ein auf der Alpe errichtetes Gehöft bezeichnet haben mochte, andernfalls „Gehöft auf Munt“. — Und noch so einen direkten Beitrag zu diesem Siedlungsabschnitt kann der Erforscher seiner Namen liefern. Es fällt auf, daß der damalige Almname Blanchenroß — im ersten Teil — den bei Imst um 1300 nachweisbaren Einwohnernamen „Blanch, der Blanche“ enthält; ferner, daß der Almname Luibis bei Pödsmes mit dem Namenstamm Leub- gebildet ist, der ebenfalls damals im ältesten Siedlungszentrum für das Pitztal, in Imst auftritt (siehe unten, alphabetische Liste!). Da scheint sich doch die Ausbreitung der Imster Bevölkerung in Almnamen des Pitztales noch abzuzeichnen.

Viel stärker sind, wie schon die eingangs gegebenen Proben zeigten, die vordeutschen Reste im Raunertal. Romanische Namen (freilich nur eingestreut unter die zahlreicheren deutschen) reichen von Rauns im Talboden bis Vergötschen, auf den Bergen östlich davon etwas weiter, bis Madatsch. Bei Feichten beginnt aber auch hier eine Talstrecke ohne alle romanischen Spuren, die bis Fißlad im Talinnern reicht. Das Mittelalter, die deutsche Siedlungszeit, hat hier, innerhalb Wolfskehr, in dem für Siedlung äußerst ungünstigen murengefährdeten, engen Tal eine ununterbrochene Reihe von Siedlungen, Schwaighöfen wie Jaghaus, Herzogsmahd, Rupp, Platt, See, Rifen geschaffen, die aber alle gegen Mitte des 19. Jahrhunderts wieder aufgelassen wurden³. Nach den abgegangenen Höfen Rupp und Rifen wurden darüber gelegene Kare und Gipfel genannt, Ruppkarlesspiz, Rifenkar, Rifenkarspiz (fälschlich „Hohes Riff“ geschrieben), Rifenferner. Und ganz ähnlich wie für Hofnamen im Pitztal lassen sich im Raunertal für Bergnamen dieses Talstückes noch jene Höfe oder mittelalterliche Siedler in der Nachbarschaft nachweisen, von denen sie ausgegangen sind: zum Bergnamen Schweikert bei Feichten, der urföndlich Schweigger heißt (siehe unten), findet sich 1427 in Fieß ein Hofbesitzer namens Schweigger, anscheinend im Zusammenhang mit dem Schwabentopf ebendort ein Hofname Swab. Auch das Kostiztal (Kostizkogel), das nach der Talgegend Kostiz in der Sohle des Raunertals benannt wurde, enthält einen Personennamen, der schon 1275, freilich etwas weiter weg, bei Imst vorkommt, nämlich „Chunz Kost“; „Kost“ ist ein so seltener Name, daß sein Vorkommen hier und dort kaum Zufall sein kann, sondern auf Siedlungszusammenhänge zurückgehen wird.

¹ Ein Teil der Höfe des innersten Pitztals war aber doch vom Tiroler Landesfürsten angelegt und in seinem Besitz, so das gleich unten genannte Mandarfen.

² Viele gefürzte oder weggelassene Belege zu Erklärungen dieses Aufsatzes sind in dem Werk des Verfassers „Die Familiennamen in Tirol etc.“, Schlern-Schriften Bd. 81, Innsbruck 1951, enthalten, so für „Dorf“ unter dem Namen Notdurfter, für Blanggeroß unter dem Familiennamen Plank. Vgl. auch die Schlussbemerkungen!

³ Genauere Angaben darüber bei Otto Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol, München 1930 und im Beitrag von Dr. Plankensteiner.

Manche der Namen aus der deutschen Siedlungszeit gehören sprachlich nicht bloß einer, sondern zwei Siedlerschichten an, sie enthalten nämlich Wörter, besonders Geländebezeichnungen, Pflanzennamen, die von einer älteren Bevölkerungsschicht auf die jüngere, nachfolgende vererbt wurden. Was im Ob- und Niztal heute mit „Muhr“ ausgedrückt wird, muß dort einst „Rosen“ geheißt haben (auch im Bündnerromanischen ist dafür *rofna*, *rovèna* in Gebrauch)¹. Dieses Wort lebt z. B. noch im Namen der Rosenhöfe bei Vent, im Namen der Roselewand fort, der eigentlich „Rosenlehnwand“ bedeutet und von einer „Rosenlehn“ über *Piössmes* abgeleitet wurde. Aber im Raunertal und westlich davon tritt das mit Rosen verwandte Wort „die Rife“ auf, es lebt dort noch in der Umgangssprache und war einst auch im Burggrafenamt zu Hause, wo schon 1395 ein „Heinrich ab der Rifen“ bezeugt ist². In Verordnungen aus dem 15. Jahrhundert wird im Raunertal streng davor gewarnt, durch zu starkes Bewässern an steilen Hängen „ruffen zu stoßen“ d. h. Erdabrutschungen zu verursachen. Aus der „Rife“ der einheimischen Sprache, die man einst urkundlich „ruse(n)“ und ähnlich schrieb, hat allerdings die Alpenvereinskarte von 1890 einen Namen „Riffellar“ gemacht, indem sie das deutsche Wort „Riffel“ eindeutete (siehe unten!), aus der „Hohen Rife“ im Bergler Tal gar ein „Hohes Riff“, das sie zum Überfluß noch ins Raunertal versetzte.

Weniger häufig als der Begriff „Rife“ kommt „Rupp“ vor, anscheinend auch eine von der Vorbevölkerung ererbte Geländebezeichnung, die sich nur mehr im Namen eines abgegangeneren Hofes im Raunertal verbirgt; auch im Gurgler Tal muß sie einst üblich gewesen sein, da der Platz, auf dem die Schäfershütte am Wege zum Ramolhaus steht, „das Ruppelle“ heißt. . . An lebenden Mundarten zeugt m. W. für das Wort in den Alpen noch die Mundart des Chiese- und Stenzenatales, da mehrere Orte im Hochgebirge dort mit *Cop* bezeichnet sind, so der „Cop di Breguzzo“ in der Abamellogruppe³, der Cop di Casa, der Copidello.

In einem anderen Fall hat sich die deutsche Bevölkerung das Denken der vordeutschen Bewohner angeeignet und einen bildlichen Terminus der Romanen für eine Naturerscheinung in die eigene Sprache übersetzt. Wenn gerade hier, wo romantische Spuren auch sonst öfters vorkommen, gleich dreimal auf kleinem Raum als Name von Wasserfällen das nicht besonders fein klingende Wort „die Bachsai“ vorkommt, so ist das sicher bloß die Übersetzung des heute noch in Graubünden üblichen „pisch“ für dünne, strahlartige Wasserfälle!

Aus der Übereinanderschichtung von Romanisch und Deutsch im obersten Innental mag ein unkritischer Beurteiler auch die „Vorliebe“ des Oberinntals für Namen auf -s herleiten und so das -s in Luibes, Kaisers, Köfels (Köfles), Pollestal als etwas Romanisches betrachten. Wie ich aber aus einem umfangreicheren Beweismaterial belegen kann, ist dieses -s aus mehreren Quellen entsprungen und hauptsächlich aus der deutschen Wortbildung des Gebietes zu erklären. Bei manchen Flurnamen wie „Raggas, Günzas“ in Inzing oder „auf Rodles“ in Rauns-Schattseite können deutsche Einwohnernamen am gleichen Ort, nämlich Ragg, Günz, Rodler schon um 1400 nachgewiesen werden, das sind wohl Besitzer und Namengeber der Flur. Und so ist es auch mit dem Tal Polles bei Huben im Ötztal, in der Mundart genannt „im Polles“, dem benachbart noch ein Polltal und ein Pollental (bei Sölden) auf unserer Karte zu finden ist. Sie alle werden von einem 1312 vorkommenden Berchtold Polle oder wenigstens von seiner Sippe ihren Namen haben. Ähnlich dürfte sich ja auch der Bergname Ortles — das ist die ältere Form für „Ortler“ — erklären, nämlich als ein besitzanzeigender Alm- oder Bergname, der von den Ortlhöfen in Sulden ausgegangen ist — Ortler ist ein geradezu überhäufiger

¹ Nach Klüber, Deutsche und romanische Ortlichkeitsnamen Graubündens, Heidelberg 1926, S. 179.

² Nach Larneller, Hofnamen des Burggrafenamts, Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 100, S. 179, Nr. 776.

³ Wahrscheinlich liegt das romanische *ouppa* in einer seiner vielen Anwendungsarten (darunter auch Schäffel, Hohlform) hier vor, Meher-Lüste, Rom. etymol. Wörterbuch (MWB) Nr. 2409.

Nufname in Tirol im Mittelalter gewesen¹. Die Ortsnamen Kaisers in der Sechtaler Gruppe und im Ötztal heißen bis ins 17. Jahrhundert „am Kaiser, zu Kaisern, Kaiserberg“ und erhalten erst ganz spät ihr Endungs-s. Der Ortsname Köfels, 1615 Köfles geschrieben und heute noch so gesprochen, enthält das deutsche Wort Köfel (= „Felsblöcke“), das in dieser Form (mit ö) gar nicht romanisch sein kann, der Name ist also keinesfalls für diesen Ort von Romanen geschaffen worden — und hat trotzdem ein Endungs-s erhalten. Aus dieser häufigen Anfügung von -s erklärt es sich, daß dann auch zu Personennamen wie „Schütz“ oder „Luib“, denen eigentlich keine Endung mit -s zutame, Namen wie Schützes, Luibis gebildet wurden. Ja, das -s dringt in Zusammensetzungen mit dem Worte „Lehn“ = Lawenstrich ein; zum Flurnamen Parflehn (siehe unten) wird der Bergname Parflestogel gebildet, zur Flur Alzelehn bei Blanggerof „Alzelestar“; die alte Aussprache für Kofelewand ist „Kofelestwand“ — nach der Kofelehn, eigentlich „Kofelehn“, die vom Norden gegen den Berg emporzieht. — Daneben gibt es freilich einige Namen auf -s, die rein romanischer Entstehung sind wie „Googles“ (siehe unten).

Die Namen von Teil I alphabetisch angeordnet und erklärt:

- Alzelestar** (Blanggerof): darunter die Alzelehn, ein Bahner mit „Alze(n)“, Elsbeerstauben (*Prunus padus*).
- Fallendenbach**; der Wasserfall bei der Anton-Kent-Hütte gab dem weiten Kar bis zum Pfroschkopf hinauf den Namen Fallende-Bach-Kar; er wird schon 1500 genannt „an die Wand Fallendenpach und die Pachsaichen“, auch „Wachvalewand“.
- Fißlab** (Kamerthal), 1500 mehrmals Faslal; romanisch *fossa lata*, „Breiter Graben“.
- Gallrutt** (Alpe, Kamerthal), 1615 Gallruth; romanisch *collis ruptu*, „niebergebrochener Kopf, Berg“.
- Googles** (Alpe am Benetberg und Kopf über der Stalanzalpe); romanisch *occula, oocla* „Kopf, Kugel“, *RGW Nr. 2011*.
- Gfall** (Hochtal über Feichten), Gfallkopf; 1460 Gfall, 1778 Gfallbach, mundartlich „Gfallbach“, was einer früheren Form „Gfell“ entspricht; nicht von *casella* „Hüttchen“, sondern aus *conobella, concella* „romanisch“, „Kleine Mulde, Wanne“, zu „Gjell“ zusammengezogen; Wortgeschichte von „Gjell“ bei Segeten im Pustertal, urkundlich *Cunasella* genannt, hier zu vergleichen! *Gelles a!*
- Köfels** (Ötztal und Bisttal), 1406 Chöfelleins hof; zu deutsch „Köfel“, große Steine, Blöcke“.
- Luibis, Luibistogel**; die Alpe heißt mundartlich „auf Luibis“, 1500 Fluibis, auf Submoiß, 1778 Luibistogel; „Besitz eines Mannes namens Leube“; ein *Leuble* 1312 urkundlich in Znst genannt.
- Mandarfen** (Bisttal), urf. 1288 Muntsdorf, 1370 Muntsdörff (sprich Muntbarff), in der ersten Silbe steckt romanisch *munt*, das ist „Berg“ im Sinne von „Alpe“; im zweiten Teil -dorf das deutsche Wort „Dorf“, aber in seinem alten Sinn von „Gehöft“ s. oben im Text!
- Madatsch**, 1500 Madactsch, 1778 Madatsch; nicht = *montaciu* „Hoher Berg“, sondern wahrscheinlicher = *mutacia* „Hohe Mut, Hohe Kuppe“ (siehe *Zeitschrift* 1949), da dieser Sinn für die „Madatsch“ auf der Serfauser Terrasse und für den Madatschopf besser paßt.
- Pissmes**, urkundlich im Jahre 1312 Piesens. Rorömischer Name. Die Endung -essen auch in der „Salsöyne“, Schlucht bei Znst und anderen Namen.
- Blanggerof** (Bisttal), um 1300 mehrmals Blancherof, 1778 Blangger Hof; zum Personennamen „(der) Planche“, 1275 um Znst; der zweite Teil des Namens -ros ist verwandt, wenn nicht identisch, mit dem engadinischen Wort *rossa* „Teich zum Rößen des Flachses“, wahrscheinlich auch „feuchte Niederung, wie jene, die zum Flachsrößen dienen“; *rossa* ist selbst Lehnwort aus dem Germanischen; vgl. Verfasser, „Schlern“, Bozen 1950, S. 233; 1949; S. 461; also „feuchte Niederung des Mannes namens Planche (Plant)“. Die Erklärung von romanisch *plana grossa*, „dicke Ebene“ unhaltbar! Die Schreibung „Blanggerof“ nur mit einem g (nichtamlich) ist falsch. Das gg drückt ein k ohne Hauchlaut aus, wie bei Pirgg (Enns), Blunggezer (Znnsbruck), Manggen u. a.
- Kupp** (südl. Feichten), 1427 als „Kupper“ genannt, 1615 Kshup; zur Erklärung siehe oben den Text.
- Rifen** verlassener Hof südl. Feichten, 1500 zu Ruffen, 1615 zu Rufen (lies beides als „Rüfen“!); danach Rifenkar, Rifenferner darüber benannt; unabhängig davon ist der Name „Hohe Rife“ im Bergler Tal (Ob- u. Böfens) entstanden, schon 1500 heißt es dort „an der hohen Rufen“; auf der alten Karte dies zu „Hohes Riff“ verballhornt. In der Mundart „die Rife“ = „Ruhe“, wahrscheinlich entlehnt

¹ Vgl. Verfasser, Eine wenig bekannte Gattung von Bergnamen, in „Berge und Heimat“, 1950, S. 132; vgl. auch „Ortler“ im oben erwähnten Familiennamenbuch, S. 328. Darüber derselbe in „Die deutschen Flur- und Hofnamenbildungen auf -s“, in „Znnsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft“. Wölg. Namenkunde, *Zeitschrift* f. f. Ammann 1954, hrsg. v. Johann Knobloch, Universität, Selbstverlag,

- aus dem romanischen roven, rofina oder einer Vorstufe rövina; schweizerdeutsch Rüsfi; siehe obiges Familiennamenbuch unter „Rübner“ und „Rofner“!
- Rostiz, Rostizmaiß am Talbach, der Fagge, wahrscheinlich davon übertragen auf das Tal und den Berg Rostizvogel darüber; 1500 heißt das Hochtal „über Rostus“, einmal auch Rostus, 1616 „in der Rostiz“; „Epe, Weide eines Mannes namens Rost“ (Rost als Familienname oder Beiname 1275 bei Jmsi bezeugt).
- Saxuire, mundartlich af saxuire; eine romanische Bildung saxu (de) supra (mit Weglassung des „de“) „Oberer Stein“, durchaus denkbar, nur bleibt das vi unerklärt, da ein ähnlicher Name bei Strengen Tablasur, nicht Tablasuire lautet (Tablasur etwa „Oberer Heustapel“, Rübler Nr. 1447, mit vielen Parallelfällen).
- Schienenes (Fißfab), mundartlich schiemes; Schienmaiß, das ist „Schön-maiß, schöne Dichtung, Blöße“. Siehe zweiten Teil!
- Schipes, Gegendnamen bei Neurur, Pißtal; Schißbach, 1778 ebenso, Schißgärten; zum Berufs- oder Personennamen Schüz, das ist „Jäger“, häufig beurlundet um Jmsi und Fließ, siehe oben im Text!
- Schwabentopf, 1778 Schwabe Kopf; nach dem Hausnamen Swab, 1427 in Fließ, dürfte der Name eines Weidengrundes — etwa Schwabenlehner, am Nordfuß des Schwabentopfes — geschaffen und dann auf den Berg übertragen worden sein.
- Schweifert, 1500 an den Schweigger, 1778 Schweider Berg; nach dem hier im Mittelalter häufigen Personennamen Schweigger, 1427 in Fließ, Swöiker 1312 bei Jmsi, Swiker 1275 im Pißtal. Schweifertschrofen auch bei Wenus.
- Berggötschen, Weiler bei Feichten: wie im Jahrbuch 1951 S. 33 gezeigt, konnte aus einem Namen Rofinad Bernagg (im Schnaller Gebiet) entstehen; daher auch für Berggötschen Entstehung aus „rovina coccina (cotschna)“ das ist „rote Mühle, rotes Mautsch, Rößigköp“ anzunehmen, da val cotschna „Rotes Tal“ absolut unzutreffend wäre. — Den mächtigsten Eindruck hat auf die Siedler der romanischen Periode unbedingt das Blockwerk eines mächtigen Bergsturzes, heute „die Gande“ genannt, gemacht, auf dessen unregelmäßigen Hügeln die Häuser von Blaz malerisch gruppiert sind, während die Häuser von Berggötschen oberhalb des Bergsturzes, auf vollkommen ebenen Terrassen stehend, anscheinend die Spiegelhöhe eines aufgefüllten Sees hinter dem stauenden Blockwall des Bergsturzes markieren. Das für die Landschaftsgeschichte wichtigste Naturereignis hat auch den Ortsnamen hervorgebracht! (Die Bruchfläche der Bergsturzböcke ist braunrot.)
- Berpeil (Alpe), Berpeilspiz, 1500 als Jagdgebiet Fronperol, 1616 Fahrpell genannt, 1778 Berpeil; die erste Silbe ist = rom. forame „Loch“ (auch in Frommes bei Labis und in Frumjalbair, Pißtal, enthalten); das Althochdeutsche besitzt ein Lehnwort (aus dem Romanischen) verpilot, das ist „verperrt, verriegelt“, vom romanischen pilu, das auch die Bedeutung „Sperrbalken, Riegel“ hat; dieses Wort ist vielleicht in Berpeil enthalten; Bedeutung ist vielleicht „verriegeltes, das heißt schwer zugängliches Loch“.
- Wazberg, Wazespiz; schon 1778 Woze-Berg für die Alpe und Woze-Oberig-Berg für die Schattseite des Tales geschrieben (Waze-Nörberig-Berg das ist Waze-Schattseite-Berg); wahrscheinlich wie Schweifert, Schwabentopf, Quibis nach einem Umbesitzer benannt, diesmal mit dem Namen Wazo, der mehrfach in ähnlichen Personennamen Tirols im Mittelalter vorkommt, Wato, Waza, Watzhart, aber allerdings in der Nähe nicht nachzuweisen ist. Ähnlich der Bergname Wazmann zu erklären.

2. Die Einstellung des Menschen zum Gebirge nach den Namen¹

Naturbetrachtung

Das Auge des Gebirglers und das des Geographen oder Alpinisten, so verschieden beider Einstellung zum Gebirge sein mag, sieht manches doch ähnlich, wenn es auf den geschärften Blick für wesentliche, zusammenhängende oder sich wiederholende Züge im Antlitz der Alpen ankommt. Auch schwächste Ansätze von Verebnungen zwischen den Steilpartien, also Formen, die der „Trogschulter“ entsprechen, werden im Detail und öftlich davon als die „Felder“ bezeichnet, daher Feldern und Felbertogel im Gauerseegebiet, das gleiche bei der Breitlehalm (Faldertgl.), ähnliches bei Riez (Feldring) und bei Sölden (1). Diese Charakterisierung einer Geländeform reicht hinaus bis zum Alpenvorland (Feldern, Feldernkreuz im Narwinkel, Soiergruppe), von wo eben die deutsche Bevölkerung des Oberinntals im Früh- und Hochmittelalter, auch nach ihrer Mundart zu urteilen, gekommen ist. Im Pißtal und Raunertal tritt dagegen für den

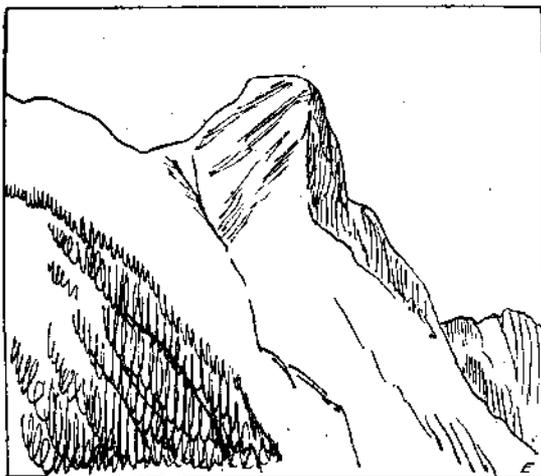
¹ Die nach den Namen folgenden eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf das alphabetische Namensregister am Schluß dieses Teils.

Begriff „Felsern“ meist das Wort „die Fleche“ (= Fläche) ein. Aber eine ganz auffallende, fast einmalige Form von Verebnung war es, die einen wohl ganz vereinzelt Bergnamen, nämlich Sturpen hervorbrachte (2). In ungebrochener Steilheit, in einem Saß sozusagen, schwingt sich der Sturpen über das Tal von Bißens auf, um dann in einer völlig ebenen, sehr geräumigen Gipfelflatte zu enden, die dem primitiven Namensgeber ebenso wie dem Morphologen von heute den Eindruck von etwas Abgeschnittenem, Gefapptem, Verstümmeltem gemacht haben muß. Nun heißt vulgärlateinisch exturpiare „verstümmeln, abhacken“, das Wort hat im Romanischen storpiar ergeben und danach ist wahrscheinlich ein Lehnwort Sturpe für etwas Verstümmeltes, Abgehacktes geschaffen worden. Wenigstens konnte ich in dem Gebiet zwischen Jar und Jun für den Begriff „Stoppeln“ das Wort „Storpeln“ feststellen, das auch in den südlichen deutschen Sprachinseln vorkommt.

Eine Metapher recht jungen Alters wird der Name einer braunen Felsfigur westlich der Hohen Geige „Kapuziner“ sein (3). Auf der alten Alpenvereinskarte wurde er irrigerweise nach Norden versetzt, aus diesem Irrtum wieder hat man die irrige Benennung Kapuzinerjoch für das Röttarjoch der neuen Karte abgeleitet, vgl. Obersteiner S. 48.

Bis weit in die östlichen Alpen reicht der Brauch, eine zackige Felspartie mit den Zähnen des Flachsammes, der Riffel zu vergleichen (4). Fast jede Gruppe der Ostalpen weist Beispiele dafür auf. Im Piztal war es eine zackige Felspartie hinter dem Riffelsee, die schon im Gejaidbuch als Wildwechsel genannt ist („... flieht an die Riffel hindern se...“). Von diesem Wort Riffel ist natürlich der Begriff Rife zu unterscheiden (siehe oben). Ganz sachlich nach seiner glatten Plattenwand hat man den Galkogel benannt, mit dem Mundartwort hal „glatt“ (5). Ungefähr den Gegensatz dazu drückt das Wort Gschrapp aus (in Gschrappkogel) (6), das auch im Karwendel vorkommt und rauhe, schrofige Felspartien bezeichnet¹. Auf weißgrauem Blockwerk weist der Name „Weißmaurach“ hin (7), auf einen vorgeschichtlichen Bergsturz der romanische Name Bergötischen (siehe oben). Die Schneewächten, die sich am aussichtsreichen Joch nächst der Chemnitzer Hütte auftürmen, sind mit dem Namen Gahwinden (fälschlich Gabinten) ausgedrückt (8).

Viel sinnfälliger als unser Wort „Wasserfall“ drückt das altdeutsche „Urfall“ (urval) den Begriff eines aus enger Klamm hervorbrechenden Wasserschwall aus — eigentlich ist Urfall = „Herausfallen“; im Raunertal als „Urfel“ erhalten, im Rachtal in der Bedeutung „Wasserfall“ fortlebend, hat es sich im Ostal, um Huben eine Umdeutung in „Urfeld“ gefallen lassen müssen und so versteht man heute die schöne Weidelandchaft des oberen Bollestals — oberhalb des Klammis, aus dem der Bach hervorbriecht — unter diesem Namen Urfeld. Eine ganz andere Art von Wassersturz ist die Bachsaiche, das bündnerromanische „pischa“ (siehe oben).



Der Sturpen von Bißmes aus gesehen

¹ Gschrapp ist Sammelbegriff für „Schroffen“, das ist ebenfalls = „flache Felspartien, Felsköpfe“ z. B. im Pustertal).

Menschliche Nutzung

Welche Domäne das Pitz- und das Raunertal, zum Teil sogar ein Steinbockrevier, für die landesfürstliche Jagd war, davon gab ich nach der farbigen Schilderei des Gejaidbuches schon im Jahrbuch 1951 eine kleine Skizze. Eben dort wies ich auf die Möglichkeit hin, daß der „Kaiserberg“ im Raunertal von dem unter den Hohenstaunern von 1250—54 ausgeübten Jagdregal seinen Namen habe. Die Tiroler Landesfürsten benutzten nach dem Gejaidbuch im Pitztal als Jagdherberge das „Dörfel Neuentur (Neurur)“, um das herum sich auch besonders viele Jagdnamen finden: Gamezfoget, Hirschpfil unter der Hofelewand, das in Wirklichkeit „s'hiärschpfil“ gesprochen wird (9) und schon 1500 in der richtigen Form Hüenerpfil erscheint (Spiel = „Hahnspfalz“); dann der Waldname Schizges (10), Schizbach, Schizgarten („Schüh“) und der Talname Hundsbach, Hundstal (Hundstallfoget) (11). Daß durch die lateinische Ausdrucksweise „Hundsbach, Hundestal“ einfach eine Gegend bezeichnet worden sein soll, in der einer besonderen Jagdart mit Hunden gehuldet wurde (vgl. englisch hunter „Jäger“), mag der Zeitgenosse von seinem heutigen Sprachgefühl aus schwer verständlich finden. Er müßte aber beachten, daß der prägnante Stil des alten Deutsch besonders gern eine solche symbolische Verwendung der Einzähl von Tiernamen für Gegenden anwendet, die als besonderer Bereich dieser oder jener Tiergattung galten: „Rammes Aue“ (jetzt Ramsau) = „die Rabenau“; Geiresbach = „Geierbach“ (bei Sölden); „Pochestal“, jetzt Bockstall (Mackenkirch) „Tal, wo Rehböde stehen“; und ebenso Hundstal „Gegend, die für die Jagd mit Hunden geeignet ist“. Die „Hundsföll“ (zweimal im Kartengebiet vorkommend) ist eine Steilpartie (altdeutsch velle), über die die Hunde des Jägers nicht drüber kommen.

Den Pflanzentwuchs im Hochgebirge hat das Volk vor allem unter dem Gesichtspunkt seiner Alm- und Weidennutzung gesehen. Diese wurde denn auch — in der Zeit des Landausbaues durch die Schwaighofgründungen — durch ein rücksichtsloses Zurückdrängen des Waldes erweitert. Zum geschlossenen Waldkleid, das einstmal das Tashachtal seinem Namen nach bedeckt haben muß, steht sein heutiger Zustand in grellem Gegensatz. Denn mit „taasche“ bezeichnet der Volksmund Nadelbäume (Tare nach Schmeller = pinus abies, Weißtanne), Tashach bedeutet wohl „Nadelwald“ (12). Eine mächtige Fichte muß dagegen der Ortschaft Feichten den Namen gegeben haben (1500 Serfeuchten). — Auf den durch Holzschläge entstandenen Waldblößen, mundartlich Maissen genannt, wuchert niedriges Strauchwerk, sucht das „Hayvieh“, Ziegen und Schafe, seine Weide, daher Haymes, Haymeskar im Raunertal (urkundlich 1470 Hatmaiß geschrieben) (13). Auch der Loob, mundartlich im Pitztal löach „Jungwald“, ist zur Weide noch geeignet — Loobach außerhalb Planggeroß (die bisherige Schreibung Laibach war unrichtig; das geschulte Ohr hört eine Aussprache Löbach heraus, die nur auf ein „Loobach“ zurückgehen kann) (14). Niedriges Gesträuch von Laubgewächsen, im Volksmund Reiserig, in den Urkunden „das Reiserach“ genannt, ist vom Boden der Breitlehnalpe so weit ins Kar hinaufgestiegen, daß das Kar und der Gipfel darüber, der Reiserfoget, seinen Namen davon bekam (15). Und ähnlich das Gebüsch der Hedenrosen über der Alpe Fißlad, das ins Pfrosklar hinaufwucherte (1778 Frosenkar); mit Pfrosen, Pfroslen benennt der Oberinntaler die Hagebutte und das Hedenrosengesträuch; der Pfroskopf, mißverstanden „Pfroskopf“ geschrieben, hat auf diesem Umwege seinen Namen bekommen (unterengadinisch frousla „Hagebutte“) (16).

In alten Weistümern und bei anderen Rechtshandlungen wird im Oberland oft vom Recht des Langezberges gesprochen, ja auch ein Zeitwort „das Langezbergen“ angewandt; so nämlich hieß man das Recht, im Langes oder Langez, im Frühjahr das Vieh zur allerersten Weide auf den „Berg“ das ist die Alpe zu treiben; „Langesberg“, unter anderen auch eine Alpe im Raunertal, entspricht also den Vorsäßen, Matensäßen der benachbarten Memannen (17).

Für die Rossweide hat man Plätze herausgesucht, die, wenngleich hoch gelegen, durch ebenen und weichen Grund es den Pferden erlauben, sich in gestrecktem Lauf

zu tummeln. Eine Kofsalpe wird von dem fremdartig klingenden und doch einheimischen Namen „der Stupfarr“ bezeichnet (zwischen Gallrutt-Kaunertal und dem Bistal nächst dem Wallfahrtsbüchl (18). Im nahen Ödtal liegt oberhalb Öh ein Hof, der heute Stufreich heißt, um 1300 aber mehrmals „Stuotphaerreich“ genannt wird und Stuf-pferch das ist „Stuten-Pferch“ bedeutet. Das ist die Wurzel unseres „Stupfarr“¹.

Trotzdem der Berg, den wir heute Hohe Geige (19) nennen (auch bei Ulrich 1778 so genannt), so weit der Talregion entzückt ist, daß menschliche Nutzung dort nichts mehr zu suchen hat, ist der Name wahrscheinlich von nutzbaren Gegenden, wenn auch von ziemlich weit entfernten Örtlichkeiten ausgegangen (schon der Zusatz „Hohe“ weist auf eine Örtlichkeit hin, die Geige heißt, aber tiefer gelegen ist). Es konnte der wahrscheinliche Ausgangspunkt für den Bergnamen im Posttal nächst Huben (Ödtal) ermittelt werden. Hier heißt ein Kar bei allen Einheimischen „das Geigenkarle“. Über ihn erhebt sich — nach den gleichen Gewährsmännern — der weithin auch vom Tal aus sichtbare Gipfel, der auf der alten Karte als Breitlehntogel bezeichnet wurde (dort B. 3140, auf der neuen Karte 3163), aber in Huben die „Kleine Geige“ heißt. Als Breitlehntogel wird dagegen im Volk nur der massige Klotz südlich der Breitlehnalpe bezeichnet, der nach der neuen Karte ca. 2810 m hoch ist und dort als Niederer Breitlehntogel bezeichnet ist zum Unterschied von der „Kleinen Geige“, die dort auch als Hoher Breitlehntogel angeführt ist. Jedenfalls ging von hier aus der Name Geige auf die Hohe Geige über.

Es fällt auf, wie oft „Geige“ in Bergmähderlagen vorkommt! Die „Geigen“-Namen reichen — ganz flüchtig gesehen — von der Granatspitzgruppe über „Geigenboden“ bei Gschwendt (Walchsee) und Geigenbüchel bei Seefeld übers Ödtal (Auf der Geige, Gries im Sulztal) bis weit in die deutsche Schweiz hinein; z. B. heißt ein Wildheupflätzchen in Betschwanden, Glarus, „Auf der Geige“². Der Versuch, diese Geigennamen als Vergleich der Form des Grundstücks, des Bergmahds mit der Gestalt einer Geige zu verstehen, will bei diesen Bergmähdern, die doch keine so scharfen Grenzen wie ein Acker haben und deshalb gar nicht zu einem Vergleich mit einer solchen Figur anregen können, wenig einleuchten. Warum nicht an das sicher aus dem bairisch-österreichischen Sprachgebiet belegte Wort Heugeige denken, das dort „Stecken mit seitwärts abstehenden Ästen zum Aufschobern des Heus“ bedeutet, verwandt mit einem ähnlichen schweizerdeutschen Begriff „Geigle“ für solche Baum- und Astformen?³ Diese „Geige“ hängt zwar mit dem Musikinstrument Geige auch zusammen, aber nicht als Vergleich, sondern ist aus dem gleichen Sprachstamm mit eigener Bedeutungsentwicklung früh abgezweigt.

Man kann es sich hier kaum versagen, der gewaltigen Leistungen zu gedenken, die der Bergmäher — auch ein „Geld der Arbeit“ — inmitten einer übermächtigen und mittelstojten Hochgebirgsnatur vollbringt. Wer die Bergmäher auf der „Hohen Seide“ am Hauereckogel bei Huben sieht, der fragt sich, wie man wohl aus einer Höhe von 2900 m über steiles Gelände die Heulasten im Winter auf den Talboden bei 1200 m herabsteuern kann! Seit einer Generation werden freilich diese Mähder nicht mehr geerntet. Aber im Brühlkar südlich davon wird noch jedes Grassäckchen ausgenützt. Die Hänge sind dort viel zu steil, als daß man mit Schlitten das Heu heimbringen könnte. Es wird daher in Plachen gewidelt, fest zu Bündeln verpackt und durch die im Winter von Schnee fast ganz ausgefüllte Klamm des Birchlkarbaches hinabgerollt.

Eine besonders schlechte Grasart auf den Mähdern ist das Bürstlinggras, *Nardus stricta*; es heißt im Öh- und Bistal „der Parscht“ d. h. „Vorste“; nach ihm ist hier die Parsflehn bei Planggewöß und der Parsflestogel genannt (auf der alten Karte irrig an den Obervinschgauer Bergnamen Portles angeglichen und Portlestogel geschrieben) (20). Ein Platz mit „saurem Gras“ wird „In der Säure, Seire“ genannt worden sein und den Bergmähdern „Seirlöcher“ unter dem Seirlöcherogel (salzig Seidlacherogel) den Namen verschafft haben (21). Eine „Seier“ kommt am Stauerjoch bei Schwarz vor, ein urkundlicher Name „Sauergrub“ am Niederdorferberg im Unterinntal.

¹ Die Entstehungsbedingungen dieses Namens genauer gegeben in dem Beitrag „Stupfarr“ in „Berge und Heimat“, 1951, S. 422. Der Name ist identisch mit dem Ortsnamen Stupferich bei Karlsruhe.

² Schweizer Idiotikon, Bd. II, S. 150.

³ Walde-Potorny, Vergleich. Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, Bd. I, S. 550 und Schmeller. Das Wort Heugeige ist aber jetzt im Gebiet kaum mehr üblich, man sagt dafür etwa „Driftsteden“, für den Platz zum Aufstellen der Heuschuber „Driftbett“.

Die Puit ist im Oberinntal heute noch ein umzäuntes Grundstück. Der Puitkogel (22) — kein Einheimischer spricht Puitkogel — ist dagegen nicht nach einer richtigen Puit in der Talsohle benannt; inmitten seiner steilen Westabbrüche finden sich schöne grüne Grasflecken, die aber für das Weidenvieh unerreichbar sind, so liegen sie zwischen Wänden und Abstürzen eingeschlossen. Sie sind also so abgeschlossen von der allgemeinen Weideflur wie die durch eigenen Zaun und Haag aus der Allmende ausgeschiedene Beunde oder Puit in der mittelalterlichen Agrarverfassung. Eine ähnliche Vorstellung des Abgeschlossenenseins liegt dem in Westtirol, im Öp- und Piztal ungeheuer verbreiteten Flurnamen „Garten“ zu Grunde (Wildgarten, Wildgartenkogel; Bodgarten, Kitzgarten u. a.).

Mit dem ersten Blumenflor ist zur Hochsommerzeit von den Wiesen des Tales auf die Bergmäher auch der Wirtschaftszweig des Jmterz, die Bienenzucht emporgestiegen („Biene“ heißt in der Mundart wie im alten Deutsch „Beie“); in vergangenen Zeiten, wo man die höchsten Gebirgslagen überhaupt viel gründlicher nutzte als heute, verletzten viele Jmter ihre Stöcke, wenn die Bergwiesen blühten, in diese Region, um nach dem Verblühen der Talpflanzen noch eine zweite „Tracht“ Honig im Hochgebirge zu ernten. Daher finden sich hier manche Namen, die auf ehemalige Bienenstände weisen, die Altnamen Beistandalpe im äußeren Öptal, Peistallehn und Peistakogel im Niedertaler Tal und dasselbe im Peischlkopf nächst der Gallrutttal im Raunertal (Peischlkopf auch am Krlberg und nördlich von Steeg im Lechtal) (23). Die sonnigen, gestuften Felspartien über Gallrutt heißen heute noch „der Peisch!“, d. i. Peistal, Bienenstand.

Das seelische Verhältnis des Gebirglers zur Natur war einst mehr von mythischen Vorstellungen beherrscht als heute. Manche Namen weisen noch ins Reich der Sage! Häufig wissen Volksüberlieferungen, besonders im Westen Tirols, von einem unheimlichen Überhandnehmen der Schlangen auf dieser oder jener Alpe zu berichten; dem konnte dann erst durch irgendeinen eisgrauen Zauberer Einhalt geboten werden, dem es gelang, das Gezücht zu „bannen“ oder zu zwingen, sich in die Flammen eines Scheiterhaufens zu stürzen. In die Entstehungszeit solcher Sagen scheinen die in Westtirol ungemein häufigen Namen wie Wurmtal, Wurmbach, Wurmeskar zurückzureichen; man wird nicht überall an ihrer Stelle einen besonderen Reichtum an Schlangen finden. Sie beginnen schon bei Innsbruck (Wurmbach in der Mühlaier Klamm) und gehen über Sellrain (Wurmeschrofen bei der Alpe Lufens), Ranggen (Wurmtal) und Stamsertal, Untergurgl, Hauertseegebiet bis ins innerste Raunertal (Wurmtalerkopf). Im Piztal, bei Mittelberg sind sie anscheinend mit dem Wurmsitzkar (Wurmsitzkogel) vertreten; ist es ein „Wurmesitz“, ein Aufenthaltsort von Schlangen oder ist es aus altdeutsch wurmes-säze (sprich säze) umgebildet und das Wort säze „Sinterhalt, Schlupfwinkel“ hier von einem Drachen gemeint? Bei den wenigen bodenständigen Einwohnern des letzten Talwinkels in Mandarfen und Mittelberg konnte eine Drachensage nicht erfragt werden (25).

Sagengestalten sind es jedenfalls, mit denen das Volk das unheimliche Fanggenloch nächst Kalltenbrunn im Raunertal bevölkerte (Fangga — helles a — ist „Wilde Waldfrau“). An solche wilde Leute erinnert auch das „Wilde Mannle“ am Wurmsitzkogel — eigentlich ist dies der einzige richtige Name des Wurmsitzkogels, da die ganze Namenreihe vom Waffertalkogel bis zum Wurmsitzkogel durch den Alpenkartographen Simon 1890 nach Süden verschoben worden ist² (26): Vom Öptal westwärts bis in die deutsche Schweiz treten Bergnamen wie Altmann (am Sántis), der Mann, die Mannen (Elm, Glarus), Mohnesfluh (? Bregenzer Wald) auf, „Altes Mändl“ steht nach der Anichkarte von 1778 auch im Grat westlich Hochsölben zwischen Kofkirpl und Griefkogel³. Es sind das nicht

² Im Jahre 1613 wird am Venetberg ein „Peistal“ erwähnt (Peistorb kommt als Flurname im Gaiminger Gebiet, im Föhrenwald nächst der Station Öptal vor).

³ Siehe die Schlußbemerkung!

⁴ Kofkirpl, hier öfter vorkommend, ist natürlich = „Kofkörper“, der Bedeutung nach aber „Kofkadaver“. Vielleicht liegt auch hier etwas Sagenhaftes zu Grunde. Der Berg Kofkirpl bei Sölben hat die Form eines Pferdeköpfes.

einfach kleine Felsfiguren, die den Vergleich mit der Menschengestalt herausfordern und weiter nichts als „Steinmannlein“ darstellen; sondern es sind höhere Berge, freilich auch von schrofferer Form, die aus der Umgebung auffallend herausragen, und die Phantasie beschäftigen konnten. In dem enger umgrenzbaren Verbreitungsgebiet dieser Bergnamen zeichnet sich schon eine ausgesprochene ältere Sagenlandschaft ab, in der man mit diesen Namen nicht bloß einen flüchtigen Vergleich mit einer Menschengestalt, sondern einen wirklichen älteren Sagengehalt aussprach. Wahrscheinlich hat man in diesen eindrucksvolleren Bergen mythische Wesen personifiziert, man darf vielleicht an Fortleben germanischer Riesenfage denken, wie das „Schweizer Idiotikon“ vermutet¹. Und so trägt der „Alte Mann“ über der Anton-Kent-Hütte tatsächlich etwas von jenem urweltlichen Gehalt in sich, den der Dichter dieser Bergheimat und zugleich Erstbesteiger des Gipfels, Anton Kent fühlte und in seinem Gedicht „Der alte Mann“ sprechen läßt (27).

Mit seinen Wurzeln reicht in ebenso alte Vorstellungen der Sprachgebrauch hinab, in denen der Blitz als „Feuer, Wildfeuer“ angesprochen wird; zumindest erinnert er an die Epoche der Menschheitsentwicklung, da der Mensch seinen wichtigsten Helfer, das Feuer des heimischen Herdes dem vom Himmel geschleuderten Brand entnahm. Und doch ist dieser Name des Blitzes noch so lebendig in volkstümlicher Rede, daß die Bergnamen „Feuertogel“ (im Oxtal, Luibistogel) und im Bistal (bei Saruren) (28) heute noch verstanden und ohne langes Ausfragen von Einheimischen spontan so erklärt werden: „weil döt (dort) z'wilbe fuir gearn einschlet (einschlägt)“. Wie weit dieser Sprachgebrauch reicht, wie rein germanisch diese Überlieferung des Tiroler Bodens, der doch so viel Vordeutsches in eingedeutschter Form bewahrt, ist, das zeigt die Verbreitung des gleichen Wortes „Willfuer“ im altgermanischen Niederfachsenland!

Die Namen des 2. Abschnittes alphabetisch geordnet:

(Die Zahlen verweisen auf die im Abschnitt 2 im Text eingefügten Ziffern)

Alter Mann 27 — Feichten 24 — Felsertogel 1 — Feuertogel 28 — Geige, Hohe und Kleine Geige 19 — Gahwinden 8 — Gschrapptogel 6 — Gumpes 13 — Galtogel 5 — Gierspil, Gierschpill 9 — Hundstaltogel, Hundsbach 11 — Kapuziner 3 — Laibach, Loobach 14 — Langeberg 17 — Parflesstogel 20 — Reichstlopf 23 — Pfoststlopf 16 — Pruitogel 22 — Reiserkogel 15 — Riffel 4 — Schipes 10 — Seiblachertogel, Seilbächerkogel 21 — Stupfartl 18 — Sturpen 2 — Tachach 12 — Weismaurach 7 — Wildes Mannle 26 — Wildgartentogel 22 — Wurmsitzkogel, Wurmtal, Wurmeskar 25.

Als Literatur wurden in diesem Beitrag dieselben Werke von Kübler, Meyer-Wilke, Stolz u. a. benützt, die in dem Beitrag zum Jahrbuch 1951 „Von den Namen des Weißkogel-Glodturmgebietes“ zitiert sind, außerdem die bekannten Mundartwörterbücher von Schmeller, Schöpf, Fischer (Schwab. Wörterbuch) u. a.

Dieser Aufsatz wurde aus der Namenarbeit heraus geschrieben, die der Alpenverein ermöglichte; dank ihm konnten Ergebnisse gewonnen werden, die sich nur bei der Arbeit in einem Gebiet selbst, durch Einblick in seine Volksüberlieferung und seine Naturverhältnisse, aber nicht am grünen Tisch ergeben. Die Erklärungen von Chr. Schneller in seinen „Beiträgen zur Ortsnamenkunde Tirols“, Innsbruck 1893—1896 und „Ein onomatologischer Spaziergang etc.“ in „Zeitschrift des Museum Ferdinandeum Innsbruck“ 1906 zu einzelnen Namen des Kartengebietes sind heute hinfällig geworden — ausführlich widerlegt sollen diese und andere ohne die richtigen Voraussetzungen unternommenen Versuche an anderem Orte werden.

Durch die Kartenarbeit wurden sprachliche Verballhornungen der Namen berichtigt. Daß eine Revisionsarbeit aber auch aus geographischen Gründen notwendig war, das zeigen die vielen auch geographisch falsch eingetragenen Namen auf der alten Alpenvereinskarte der Oxtaler Gruppe 1:50000! Zunächst wurde von mir eine Berichtigungsart erstrebt, die die praktische Benützung der Karte gewährleistet, die den Zusammenhang mit der alten Karte und der darauf fußenden Führerliteratur trotz ihrer vielen Fehler wahr². Über die dabei angewandte Methode möge der Leser meinen Bericht „Namenberichtigungen auf den Alpenvereinskarten“ in den „Mitteilungen des österreichischen Alpenvereins“, 8. Jahrgang 1953, Heft 3/4, S. 28f. vergleichen. Vor allem sind die neue Karte und der neue Führer durch die Oxtaler Gruppe von Klier und Prochaska miteinander in Einklang gebracht worden.

¹ Bd. IV, S. 243; Bd. I, S. 244.

² Ausgesprochene Verballhornungen sollten eigentlich nicht auf Karten berichtigt werden. Trotzdem wurde aus touristischen Gründen der Name Pauschlerkogel, eine Verballhornung, in Klammern neben den richtigen Namen Kl. Driftkogel gesetzt, „Bruchtopf“, von Simon falsch gehört und falsch gelagert, noch neben „Muttler“ geschrieben.

Die Wald- Wirtschaftsverhältnisse im Piztal, Rauner- und Radurschtal

Georg Fromme, Innsbruck

Mit dem Erscheinen des neuen Blattes der Alpenvereinskarte „Raunergrat-Geigenkamm“ wurden uns kartographisch zwei Gebiete erschlossen, die nicht nur in alpinistischer Weise besondere Beachtung verdienen, sondern auch durch ihre Waldverhältnisse sich unter den Tiroler Tälern kennzeichnend hervorheben. Die Landschaft unserer Hochalpentäler gliedert sich im wesentlichen in drei Stufen: Erstens in die Talsohle, welche die Siedlungen und Kulturen trägt, zweitens in die kahle Alm-, Fels- und Eiszone, aus welcher vielfältige Gefahren, vor allem Lawinen und Muren die Siedlungen bedrohen und drittens in die dazwischen liegende bewaldete Hangzone. Den besten Schutz der Talgebiete gegen die Bedrohungen aus der Kahlregion kann nur ein gesunder Waldbestand auf den Hängen gewährleisten. Wir finden nun einerseits im Rauner- und Radurschtal noch verhältnismäßig gut erhaltene Schutzwälder, andererseits aber im benachbarten inneren Piztal Waldzerstörungen, die bereits schlimmste Folgen für die bergbäuerliche Wirtschaft zeitigen. Der Unterschied zwischen Rauner-, Radurschtal und Piztal in Bezug auf den Wald fällt auch in dem neuen Kartenwerk des Alpenvereins auf und so mag hier von forstlicher, wildbach- und lawinentechnischer Seite ein bescheidenes Geleitwort gegeben sein, welches überigens auch für andere Talchaften allgemein gültig zutrifft.

Seit den schweren Lawinenunglücken der letzten beiden Winter wurde die Aufmerksamkeit aller Alpenländer erweckt und auf die großen Gefahren gerichtet, die einer Verwahrlosung und Zerstörung der Bergwälder durch unüberlegten Raubbau folgen. Durch Jahrhunderte hindurch wurde der Wald unserer Hochtäler sowohl von der Bevölkerung als auch von landesfürzlich-staatlicher Seite als reines Ausbeutungsobjekt betrachtet und allmählich in einen Zustand versetzt, daß er heute in vielen Gegenden nicht nur keinen Holztrag mehr liefert, sondern auch als wichtigstes schützendes Element gegen die drohende Hochgebirgsnatur versagt. Ein geschlossener Wald mit einer standfesten Waldkrone verhindert den Abbruch von Lawinen, wirkt hangbeseftigend, murrehemmend und bodenverbessernd, übt auf das Lokalklima der Gebirgstäler einen schirmenden und ausgleichenden Einfluß aus, bannet die in manchen Berggemeinden immer kritischer werdende Brennholznot, kann beträchtliche Mengen Holz zur Ausfuhr liefern und bildet letzten Endes in der Gesamtheit der Gebirgslandschaft einen nicht zu unterschätzenden segensreichen Bestandteil. Nicht umsonst nennt W. S. Riehl den Wald den besten Förderer der körperlichen und seelischen Gesundheit eines Volkes.

Einst dienten die alpinen Hochtäler dem Menschen als wertvolle Siedlungsstätten. Damals waren sie von weiten, bis 2400 oder 2500 m Höhe emporsteigenden Wäldern beherrscht. Heute gehen sie der Verwahrlosung und damit der Verödung entgegen. Zahlreiche Gehöfte mußten infolge der immer größer werdenden Lawinengefahr oder infolge von verheerenden Murrüchen oder aber auch durch den fortschreitenden Rückgang des landwirtschaftlichen Ertrages von ihren Besitzern aufgegeben werden, ebenso viele Almen sind bereits verfallen, das Volksvermögen in den Berggemeinden befindet sich in einem andauernden Schrumpfungsprozeß, wenn nicht, wie an einigen wenigen Stellen, der Fremdenverkehr die Not der Bergbauern lindert.

Es wurde nun durch die Tiroler Wildbach- und Lawinenverbauung mit Untersuchungen begonnen, um das Ausmaß und die näheren Ursachen dieser Schäden sowie die Möglichkeiten einer Änderung der traurigen Zustände festzustellen. Vorauszuschicken sei noch, daß die Lawinen in Tirol im Winter 1950/51 rund 66½ Millionen österr. Schilling allein an landwirtschaftlichen Sachwerten vernichteten und 46 Tote sowie 8 Schwerverletzte forderten. Alle zuständigen Stellen der Wildbach- und Lawinenverbauung, Forst- und Landwirtschaft und auch viele Einheimische der betroffenen Gebiete stimmen darin überein, daß sich die katastrophale Lage gleichlaufend mit einer unüberlegten Waldrodung und Waldschwächung entwickelt hat. Es ist sicher, daß in den Gebirgstälern das Schwergewicht der Landwirtschaft auf der Viehzucht liegt und daß diese zu ihrem Bestande genügend Weideflächen braucht. Was nützt es aber, wenn der rücksichtslose Übergriff der Viehbauern auf den Bergwald zugunsten der Weide schließlich akute Lebensgefahr und anderes Unglück hervorruft, das oft nicht mehr gutzumachen ist und die Gebirgsbewohner letzten Endes zum Verlassen ihrer Heimat zwingt. Weil Lawinen-, Mur- und Hochwassergefahr und die klimatischen Schäden wie Trockenheit, rauhe Winde usw. meist erst mit einiger Verzögerung irgendwelchen unbedachten Eingriffen in den Wald nachfolgen und weil viele Bauern, besonders vergangener Generationen, in ausgesprochener Kurzsichtigkeit nur den augenblicklichen Vorteil der Gewinnung von Neuland für die Viehzucht oder den mühelosen Mehrgewinn an Geld, der einem übermäßigen Alnaufrtrieb entspringt, vor Augen hatten, hörten sie nicht auf die warnenden Stimmen, welche sich schon zu Beginn und im Verlaufe des vergangenen Jahrhunderts von Seiten des Landesgouvernements, naturwissenschaftlicher und sogar einheimischer Seite erhoben und die auch heute immer wieder auftreten.

So kommt es, daß heute die Wildbach- und Lawinenverbauung in ihrem Bestreben, die Schäden zu heilen und die notwendigen Schutzwälder wieder aufzuforsten, vielfach mit großen Hindernissen zu kämpfen hat. Die Bauern wollen gewisse Gebiete, in welchen Lawinen oder Muren abgehen, nur ungern zur Aufforstung freigeben, weil sie dadurch eine Verkleinerung ihrer Weideflächen befürchten, obwohl die in Frage kommenden Flächen infolge mangelnder Pflege (Düngung, Entsteinung usw.) und des lange Zeit hindurch zu starken Alnaufrtriebes ohnedies meist vollkommen verheidet (Zwergsträucher, z. B. *Rhododendron*, *Juniperus nana* = Zwergwacholder, *Calluna* etc.), verborstet (*Nardus stricta* = Borstgras), von Hangbrüchen zerrissen und versteinert daliegen und demnach für eine Viehweide nur geringen Wert besitzen. Weiterhin wollen sie nicht auf die Waldweide verzichten oder sie einschränken, welche die noch vorhandenen Waldreste durch Jungwuchsverbiss und Viehtritt äußerst schwächt. Ebenso wird die Bergmahd in gefährdeten Strichen nicht aufgegeben, obwohl diese jeden Waldjungwuchs, der über die heutige Waldgrenze gegen die Lawinen- und Murenbrüche emporzustreigen versucht, radikal durch Abmähen vernichtet. Von den vielen anderen waldschädigenden Einflüssen durch die Viehwirtschaft soll noch später zusammenfassend gesprochen werden. Außer bei unbefugten Holzschlägerungen, die immer wieder heimlich, sogar in Naturschutzgebieten, versucht werden, hat die Forstbehörde keine Handhabe, den Wald vor solchen Eingriffen zu schützen, da er in Tirol zum größten Teil Gemeindeeigentum ist. So kam es, daß die Waldkrone, also die Bestände an der oberen klimatischen Verbreitungsgrenze geschlossenen Waldes, zusammenbrachen und den Katastrophenelementen der Weg freigegeben wurde. Die Lebensverhältnisse in den Berggemeinden werden dadurch immer unerträglicher. Die im Tal ansitzende Bevölkerung scheint den zerstörenden Gewalten des Hochgebirges schutzlos ausgesetzt. Selbst die modernen technischen Mittel der Wildbach- und Lawinenverbauung werden bei dem heutigen Schadensausmaß unwirtschaftlich und sind deshalb nicht anzuwenden. Die Waldverwüstung hat einfach jede verantwortbare Grenze überschritten. Nur eine großzügig geplante Wiederaufforstung ist geeignet, die Lage der Hochtäler zu verbessern und Lawinen, Muren und Klima zu beruhigen.

Betrachten wir nun näher das walddarme innere Piptal, welches uns das Musterbeispiel eines Katastrophengebietes darstellt. Schon bald nach Überschreiten der Grenze

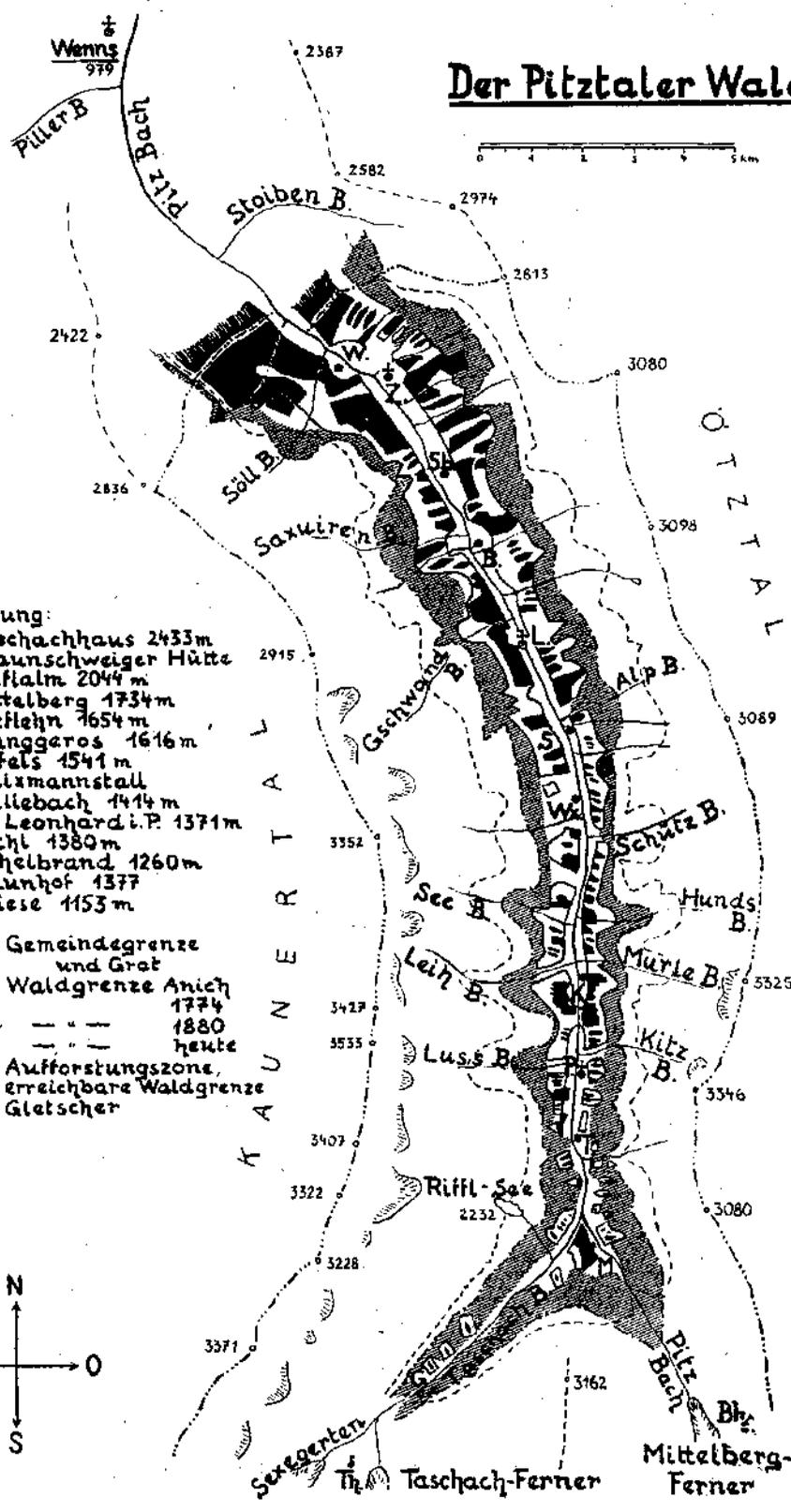
der Gemeinde St. Leonhard im Piztal kurz außerhalb Zaunhof-Wiese (1153 m) sehen wir, wie sich der geschlossene Wald in zerfetzte, durch Lawinenführende Schneisen getrennte Einzelparzellen auflöst. Taleinwärts fällt dies immer stärker auf, bis wir schließlich zu den gänzlich verwüsteten Steilflanken des Talschlusses gelangen. Der Mensch hat hier wie in zahlreichen anderen alpinen Hochtälern seit Jahrhunderten durch den holzverzehrenden Bergbau und vor allem durch Rodung und Waldschädigung durch die Land- und Alpwirtschaft Gefahren heraufbeschworen, welcher er jetzt kaum mehr Herr zu werden scheint.

Der große Schaden aller lokalen Bergwerke bestand in der planlosen Ausschlägerung des Waldes in Reichweite des Baues. Es handelte sich meist um mittelalterliche Erzschnürfe, welche das geförderte Gut an Ort und Stelle verhütteten und dazu Feuerungsholz benötigten. Natürlich wurde auch der Bedarf an Grubenholz aus dem nahen Wald gedeckt. Ein solches Bergwerk bestand im Piztale schon in vordeutscher Zeit in der Gegend von Blanggeroß. Ein arger Waldräuber war die Saline zu Hall in Tirol, die ihr Sudholz zur Gänze aus dem Oberinntal bezog. Sie besaß in fast allen Nebentälern des Oberlandes Holzbringungsanlagen, Miesen und Klauen, mit deren Hilfe das Holz von den Nahschlägen zum Innfluß hinaus und dann weiter bis Hall hinunter getriftet wurde. So gab es auch ein „opus lignorum ad Putzenthal“ (Piztal). Der Jahresbedarf der Saline an Holz zum Salzjud betrug nach Rechnungen des „Salzmairambtes“ gegenüber der landesfürstlichen Kammer schon zur Zeit der Eröffnung des Betriebes um das Jahr 1232 rund 350.000 Hallholz = 63.000 fm. 1576 war der Verbrauch schon auf 600.000 Hallholz = über 100.000 fm jährlich gestiegen.

Die rücksichtslosen Einschläge führten damals zu einer Waldgrenzsenkung von 400—500 m. Doch werden wir später im Kauner- und Raburßthale sehen, daß sich diese Schäden nicht so verheerend hätten auswirken können, wenn nicht von landwirtschaftlicher Seite über einen noch viel größeren Zeitraum hinweg schwere Angriffe gegen den Bergwald geführt worden wären. Von der Biomierzeit der Hochalpentäler an, als vor Beginn unserer Zeitrechnung rätoromanisch sprechende Volksstämme aus dem Süden über den Hauptalpenkamm nach Nordtirol einbrangen, bis in die Gegenwart dauerten diese Angriffe an und richteten im Piztal den Wald endgültig zugrunde. Die Räter kamen vorerst als Jäger oder als Bergknappen ins Piztal und gründeten bei Mittelberg und Blanggeroß erste Niederlassungen. Später als sie sich über den Brennerpaß ins Innthal hinein ergossen, wurden die Nebentäler auch von unten her besiedelt. Sie brachten eine intensive Viehwirtschaft mit sich. Der 79 n. Chr. verstorbene Römer Plinius berichtet über die Tüchtigkeit der Räter in der Kinderzucht und erwähnt die Ausfuhr von Käse. Wir wissen nicht genau, wann die ersten Almen gegründet wurden, doch stammt der älteste sicher überlieferte Nachweis der Alpwirtschaft aus der Zeit der Römerinvasion in Tirol um 14 v. Chr. (A. Kerner-Marilaun, Der Wald und die Alpenwirtschaft in Tirol, Wln. 1908). Die Räter rodeten an der Waldgrenze zugunsten der Almen, die dort entstanden (Hochalmen). W. Grabherr hat aus dieser Zeit Rodungen bereits mit Hilfe von Feuer nachgewiesen (Der Einfluß des Feuers auf die Wälder Tirols, Zentralblatt f. d. gef. Forstwesen, 60. Jg., 11, 12). Zahlreiche Anklänge an die einstige Romanenwirtschaft spiegeln sich noch in Namen wider wie z. B. Senner = senior der Alpe, Madaun oder Mathon (ein Futtergras) = montanum oder Speiß = spica, ebenfalls in den zahlreichen Ortsbezeichnungen und Almnamen mit den Endungen auf s, st, sch, z usw.

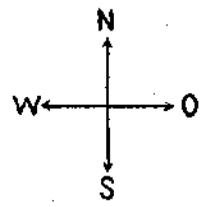
Die Hauptbesiedlung der Alpentäler erfolgte erst im 12.—13. Jahrhundert durch die Bajuwaren, welche den Ackerbau mitbrachten. Doch da dieser in den klimatisch benachteiligten Hochtälern Tirols wenig ertragreich war, gingen auch die bajuwarischen Dauersiedler bald zu der weniger mühsamen, freilich aber waldschädigenden Viehzucht über. Die romanischen Almen wurden übernommen und ausgebaut. Der Volksreichtum der Bajuwaren führte dazu, daß in den engen Gebirgstälern der Lebensraum bald zu klein wurde. Zahlreiche Hofneuanlagen mit den bekannten Rodungsnamen auf die Endsilben holz, schlag, reith, reuth, brand, gschwandt usw. lautend künden von der Ausbreitung

Der Pitztaler Wald



- Erklärung:**
- Th. Taschachhaus 2433m
 - Bh. Braunschweiger Hütte
 - G. Guffalm 2044 m
 - M. Mittelberg 1734m
 - T. Tieflehn 1654 m
 - P. Planggeros 1616m
 - K. Köfels 1541 m
 - Wx. Weismannstall
 - S. Stillebach 1414 m
 - L. St. Leonhard i. P. 1371m
 - B. Bichl 1380m
 - Sb. Schelbrand 1260m
 - Z. Zaunhof 1377
 - W. Wiese 1153 m

- - - Gemeindegrenze und Grat
- - - Waldgrenze Anich
- 1774
- 1880
- heute
- Aufforstungszone
- erreichbare Waldgrenze
- Gletscher



der Bajuwaren, so z. B. Scheibrand, Gschwandt, Trentwalb, Weißwalb im Piztal. Weitere Rodungen größten Ausmaßes schufen Platz für neue Almen. Damals entstanden die Waldalmen in mittleren Höhenlagen, von welchen aus eine systematische Zerstörung der Waldkrone erfolgte, so daß es heute fast keine waldbeschlossene Alm mehr gibt.

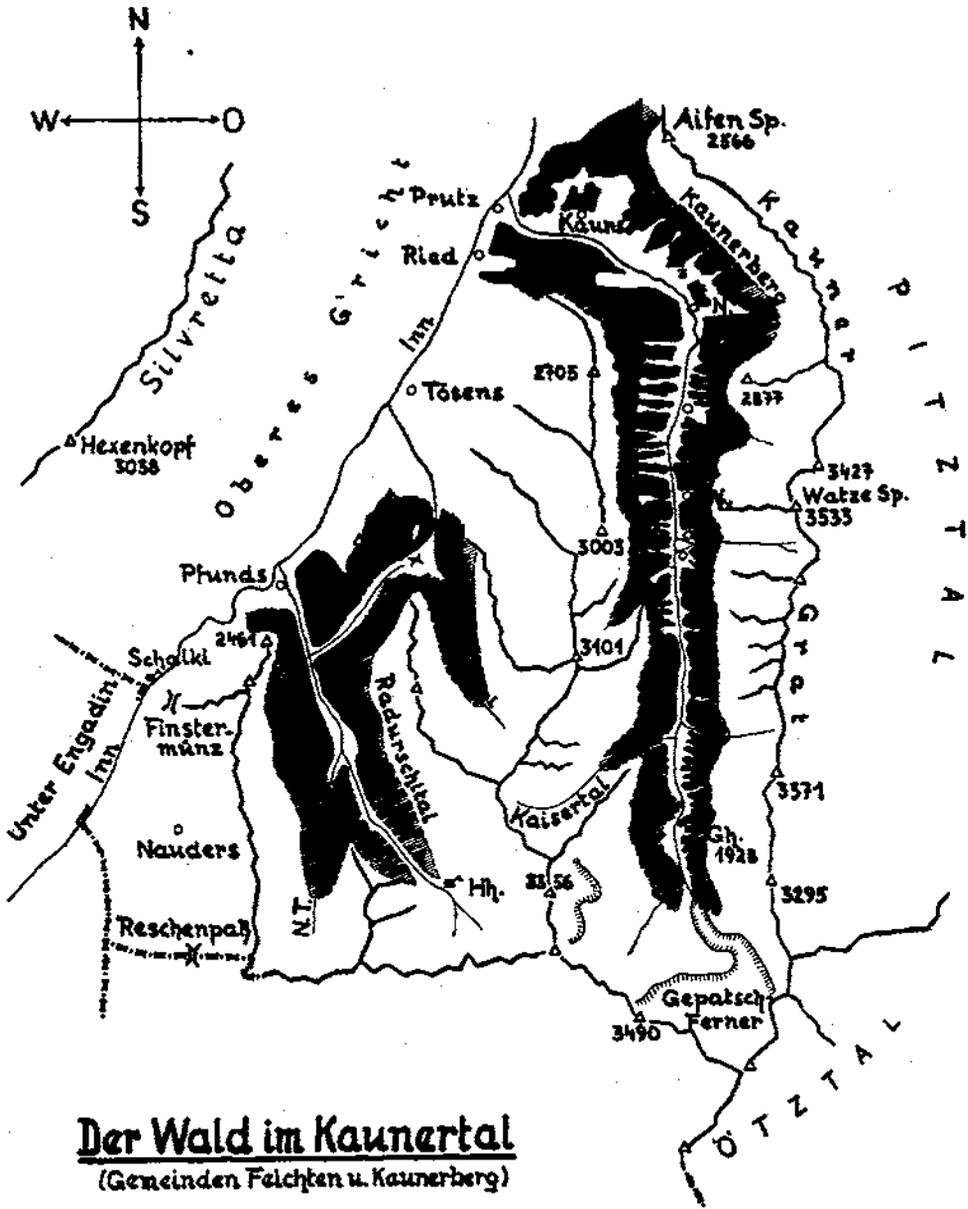
Schon zum Ausklang des Mittelalters stellte sich die Besorgnis ein, daß sich die Waldsubstanz unter den fortgesetzten Angriffen erschöpfen könne. Mitte des 15. Jahrhunderts wurde durch landesfürstliche Gesetze die Brandrodung verboten. Wäldererschöpfungsoperale aus den Jahren 1459, 1555, 1694 und 1774 sollten den Holzeinschlag für Bergbau und Bevölkerung regeln. Neue Hofgründungen unterlagen der strengen Aufsicht der Oberforstbehörde. Da jeder Hausbau Holz verschlang und jeder Hof als neue Holzverzehrende „Feuerstätte“ einen weiteren Schaden für den Wald bedeutete, wurde zu Neugründungen nur selten die Erlaubnis erteilt. 1565 verfügte Kaiser Ferdinand die sogenannte „Inhammerierung“ der Tiroler Wälder, womit die bisher sich im Gemeinschaftsbesitz der Bauern befindlichen Wäldungen unter Aufsicht der landesfürstlichen Kammer gestellt wurden. Diese von den Bauern sehr übelgenommene Maßnahme verhinderte oder verzögerte die Waldverwüstung auf die Dauer von drei Jahrhunderten.

Als jedoch nach der Revolution 1848 die Rückgabe der Wälder an die Bauern erfolgte, setzte der letzte schwere Großangriff der Landwirtschaft auf den Wald ein. Die Viehzahlen waren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts über 60% angestiegen. Um Weideland zu gewinnen, wurde ein Wald nach dem anderen abgeholzt. Das Niederschlagswasser, welches früher auf den steilen Hängen durch das Laub, die zahlreichen Äste, Stämme und Wurzeln der Bäume, durch die Moose und den porösen Waldboden zurückgehalten wurde, nagte Furchen in den fahlen Boden, der schnell der Erosion unterlag. Vermurungen im Talgrunde und rasch um sich greifende Hangbrüche, Erosionstobel und Bläken in der Almzone entziehen der Wirtschaft fortgesetzt ertragsfähige Flächen. Besonders die Viehzucht, welche in diesen Gegenden die Hauptverdienstsquelle darstellt, leidet darunter sehr. Von 16 Almen im Piztal mußten bereits acht aufgelassen werden, während die restlichen von Jahr zu Jahr mehr verfallen. Von einem in rückschreitender Erosion sich jährlich um mehr als einen Meter erweiternden Murtobel wird z. B. die Oberlehner Alm im Piztal in Kürze erreicht und in den Abgrund gerissen sein.

Es wurde durch die Rodungen auch keineswegs die erwartete Weide erhalten, sondern, wo der Boden nicht unmittelbar der Erosion anheimfiel, nur Borstgras- und Zwergstrauchheiden auf ausgedörrten, versteinerten Hangflächen und vermurte oder versumpfte Talsohlen, auf welchen das Vieh hungernd herumirrt, bei Schönwetter praller Sonne und bei jedem Wettersturz der Kälte ausgesetzt. Die bewußte Vernichtung von Waldstüden durch heimliche Brandlegung von Seiten der Hirten kommt sogar heute noch vor. So brannte im Piztal unterhalb des Rißflusses 1946 die Krone des Tschachwalbes durch ein Hirtenfeuer nieder. Ein oder zwei Jahre lang wuchs dort besseres Futtergras, doch heute rücken Zwergwacholder und harte Gräser auf den Brandflächen vor. Es ist verständlich, daß durch das Feuer auch der Humus aufgezehrt und somit jeder gesunde Vegetation der Boden entzogen wird.

Wichtig ist es festzuhalten, daß für die Waldverwüstungen in der Zeit nach 1850 ausschließlich die Landwirtschaft als schuldtragend anzusehen ist, denn seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Montanindustrie von der Holz- zur Kohlenfeuerung übergegangen und eine Holzentnahme aus den Wäldern für den Bergbau wurde überflüssig.

Die vom ehemals geschlossenen Piztaler Wald verbliebenen heutigen schütterten Horste üben keinen klimatisch ausgleichenden Einfluß mehr aus und können weder hangbefestigend noch lawinsichernd wirken. Nach der 1774 von Peter Anich aufgenommenen Karte von Tirol hatte der Piztaler Wald eine Fläche von über 4000 ha. Anich zeichnete in seine Karte 1:103.000 Nadelbaumsignaturen ein, die uns heute gestatten, die damalige Waldverbreitung annähernd zu rekonstruieren. Die Aufnahme gilt für die damalige Zeit als sehr genau, allerdings finden wir in den Berghängen nur wenige markante Punkte



Der Wald im Kainertal
(Gemeinden Feichten u. Kaunerberg)

0 10 km

Erklärung:

- N.T. Nauderer Tscheytal
- Hh. Hohenzollernhaus
- Gh. Gepatschhaus
- S. Am See 1500m

- R. Riefenhöfe 1776m
- W. Wolfkehr 1400m
- F. Feichten
- N. Nufels

- Gegenwärtiger Waldbestand
- Aufforstungszone, erreichbare Waldgrenze

eingetragen, so daß die Höhe der Waldgrenze um 1774 nur an einigen Stellen genau festgelegt werden kann. Zum Beispiel war nach Anich der 2232 m hohe Niffisee von Wald umgeben. Am Westufer des Sees finden wir heute noch alte Birbenstrünke. An anderen Stellen sind es quer zum Tal streichende Felsvorsprünge, typische Bachkrümmungen und dergleichen, welche die Bestimmung von Hangtoten und damit der Höhe der Waldgrenze vor rund 200 Jahren ermöglichten. Ganz genau hingegen konnten die Waldausdehnungen in der Länge der Täler erschlossen werden. Demnach war zu Anichs Zeiten noch das ganze Tschachtal bis hinter die heutige Gufel-Hütte dicht bewaldet. Heute sind von der Waldfläche nach Peter Anich im inneren Piztal nur mehr rund 900 ha vorhanden. Der Jahresertrag an Holz ist seit 1774 auf knapp 25% gesunken, wobei der Wald innerhalb St. Leonhard überhaupt keinen nennenswerten Holztertrag mehr abwirft (5,5% von 1774). Seit ca. 80 Jahren wuchsen die von Lawinen und Murten beherrschten Flächen dabei fast um das Neunfache an. Die Zahl der verbauungsbedürftigen Mähe ist seit der Kollaudierung der Piztaler Wildbäche von 1911 von zehn auf 21 gestiegen, die Zahl der schweren Lawinen seit ca. 1900 von 32 auf 39.

Seit der Entwaldung machen sich schließlich auch die rauhen, den Ackerbau schädigenden Fallwinde und eine allgemeine Lokalklimaver schlechterung unangenehm bemerkbar. In vielen Stellen, wo der Waldgürtel aufgerissen wurde, mußten Acker aufgegeben und in Wiesen umgewandelt werden.

Der Rohertrag der Piztaler Landwirtschaft hat sich zwangsläufig stetig gesenkt und beträgt heute nur mehr insgesamt 79,8% vom Jahre 1850. 20 Höfe sind in diesem Zeitraum eingegangen, eine ganze Ortschaft, Tieflehn (1654 m), das heute nur mehr als Alpe bewirtschaftet wird, mußte nach 1900 aufgegeben werden. Die landwirtschaftliche Bevölkerung reduzierte sich auf 75,6%. Von den 172 heute bestehenden Höfen kann sich nur mehr einer ohne Nebenberuf (Hilfsarbeiten auf Baustellen der Straße, Wildbachverbauung, Kraftwerke usw.) erhalten. In der Folge wird die Landwirtschaft vernachlässigt und ist noch mehr dem Verfall geweiht. Die bedeutendsten Rückgänge verzeichnen folgende Wirtschaftszweige:

Art	Heutiger Bestand in % bezogen auf 1850	Gattung	Heutiger Bestand in % bezogen auf 1850
Ackerfläche	34,1	Großvieh	86,1
Roggenertrag	11,5	Jungvieh	72
Gersteertrag	44,3	Schafe	53
Kartoffelertrag	70,8	Siegen	62

Diese Zahlen deuten unmißverständlich an, daß hier ein bösariger Verarmungsprozeß im Gange sein muß. Freilich bleibt bei all diesen Berechnungen zu bedenken, daß auch soziale und psychologische Momente bei der Landflucht und dem Wirtschaftsrückgang eine Rolle spielen. Die jungen Leute scheuen vielfach das harte Leben des Bergbauern und sehen sich nach anderer Arbeit um. Doch wäre die alpine Landwirtschaft ertragreicher und nicht so mühsam, dann wäre kein Grund vorhanden, sich von ihr abzuwenden. Daß sich aber die Verhältnisse erst durch die Verwüstung der Wälder derart ungünstig entwickelten, steht außer Zweifel.

Der Wald im Piztal ist heute fast überall noch im Rückzug. Trotzdem sind zu einer Wiederaufforstung biologisch freundliche Bedingungen gegeben. Dies zeigen die zahlreichen jungen Forstpflanzen an, meist sind es die in der Waldkrone sehr erwünschten Birben und Lärchen, die heute in weniger bewirtschafteten Gegenden bis über 2200—2300 m Höhe ansteigen und mit den gleichfalls bis in diese Höhe vorkommenden Waldresten wie Horsten, Einzelbäumen und Strünken eine mögliche Waldgrenze andeuten, welche den Gebirgstälern ein völlig anderes Bild geben und den Bergbauern wesentlich aus ihren wirtschaftlichen Schwierigkeiten heraushelfen könnte.

Frägt man nun nach den Wegen, die zur Erreichung einer leistungsfähigen alpinen Land- und Forstwirtschaft beschritten werden müßten, so ist es zuerst notwendig, sich mit



Raunertal vom Röpfele

Aufn. G. Schneider



Aufn. B. Gruber

Wagzspitze (3533 m) von Südosten

den Schadenseinflüssen auseinanderzusetzen, welche Wald- und Landwirtschaft so übel zugerichtet haben. Denn nur unter deren Vermeidung kann eine Wiederaufforstung erfolgversprechend sein. Zusammenfassend kommen folgende Schädigungen in Frage, die im Piztal beobachtet und zum Teil schon in den historischen Ausführungen dieses Aufsatzes behandelt worden sind:

Abodungen zum Zwecke der Weide- oder Kulturlandgewinnung, oft durch Brandlegung und meist im Kampfgürtel des bestandesmäßigen Vorkommens, in der Waldkrone. Unbedachte Schlägerung der besten und stärksten Bäume, oft sogar von Samenbäumen, die in der Waldkrone ohnedies selten sind; dadurch dauernde negative Auswahl der stehen gelassenen Bäume. Waldweide als besonders schädlicher Einfluß infolge des Viehtrittes und Verbisses auf den Jungwuchs, auf die Wurzeln und Rinden älterer Bäume und infolge der durch den Tritt der schweren Tiere bedingten ungesunden Dichtelagerung des Waldbodens. Bergmahd, welche regelmäßig den Holzjungwuchs durch Abmähen vernichtet. Mutwilliges Ausreißen junger Forstpflanzen auf den Bergmahd- und Weideflächen, wozu in vergangenen Jahrzehnten im Piztal die Schuljugend gegen Entgelt aufgeboten wurde! Waldstreugewinnung, welche dem Waldboden den natürlichen Düng entzieht und Wurzeln und Jungwuchs durch Rechen verletzt. Holzziehen und Holztreiben durch Schneisen in der Falllinie des Ganges, was den Waldboden zerreißt, schließlich das Strauchbrennen über der Waldgrenze (Brandrodung von Alpenrosen, Zwergwacholder u. a. Zwergsträuchern), wodurch die Vorbedingungen zur Keimung von über die Waldgrenze steigenden Forstpflanzen vernichtet und Hangbrüche ausgelöst werden und der scharfe Huftritt der Schafe über der Waldgrenze, der bei Überbesozung der Almen zu Murbrüchen gegen den tiefer liegenden Wald führen kann.

Die Abgrenzung von Weide und Wald wäre demnach das erste dringende Gebot, um eine Aufforstung sicherzustellen. Zweitens müßten die noch vorhandenen Bestände vor einer Überbewirtschaftung verschont werden. Soweit die Aufforstungen durch Lawinen bedroht sind, was ja in vielen Fällen zutrifft, kann ihr Hochstamm durch einfache, vorübergehende Verbaumungen gewährleistet werden, z. B. durch die bewährten billigen Stolltafeln (eine moderne Art der Lawinenverbaumung, welche die Schneepressung durch den Wind ausnützt, um die Lawinen am Abbrechen zu verhindern), durch Verpflockung oder Terrassierung. Außerdem sind derzeit im Piztal bereits Aufforstungen von Versuchstreifen im Gange, auf welchen die verschiedenen Holzarten mit diversen Pflanz- und Bodenverbesserungsmethoden erprobt werden sollen. Unter Einhaltung dieser Maßregeln müßte der Tiroler Wald bis auf eine Höhe von mindestens 2200 m hochzutreiben sein. Unsummen von Wildbach- und Lawinenverbaumungsmitteln könnten durch all dies eingespart und viel Schaden und Unglück verhütet werden.

Wollen wir nun noch einen vergleichenden Blick auf das eingangs als waldbreich erwähnte Rauner- und Radurschtal werfen und den Gründen nachforschen, warum sich dort der Wald besser erhalten konnte als im Piztal. Auch hier gab es seit alters her Bergwerke, so z. B. einen Schurf auf Bleiglanz und Kupfer- und Schwefelkies im Pizlabdtal an der Kontaktstelle zwischen Gneis und Glimmerschiefer, der um 1550 eröffnet wurde. Auch die Anicharte zeigt einen Bergbau am Mooskopf südöstlich Feichten. Ebenso verschonte die Haller Saline das Rauner- und Radurschtal nicht. Dennoch sind von den 3350 ha Waldflächen um 1774 heute noch 2668 ha vorhanden. Das heißt, daß sich die Waldsubstanz im Raunertal im Laufe von 200 Jahren bloß auf 80% vermindert hat, hingegen wir im Piztal ein Abfinden auf 23% feststellen müssen. Im Radurschler Gebiet sind noch 77% der Wälder von 1774 erhalten. Obwohl in Radurschl bonitätsmäßig noch wertvollere Wälder stehen als im Raunertal, ist dort der Prozentsatz der übriggebliebenen Wälder etwas kleiner, was durch die völlige Kahlliegung des in die Berechnung miteinbezogenen Platzertales erklärbar ist, in welchem noch bis Ende vorigen Jahrhunderts ein großes Bleibergwerk in Betrieb war. Abgesehen vom Platzertal konnten alle Wunden, die der Bergbau einst geschlagen hat, im Raunertal und Radurschler

Waldbezirk wieder verteilen. Die Waldflächen sind schon nach einem groben Vergleich mit dem Piztal viel geschlossener. Im Piztal beginnt die Auflösung des geschlossenen Waldbestandes bereits 15 km von der Pizbachmündung aufwärts, und zwar bei Zaurhof bei einer Talsohlenhöhe von knapp 1200 m. Im Kaunertal befinden sich noch bis zu einer Entfernung von 28 km von der Ausmündung der Fagge dichte Waldungen. Erst auf der Höhe des Kaiserbaches linksufrig und des Wurmtalerbaches rechtsufrig (etwa bei 1700 m) verliert sich der geschlossene Bestand in streifenartige Horste, um sich dann aber beim Gepatschhaus (1928 m) nochmals fester zusammenzuschließen.

Urges Waldzerstörungen und schwere Lawinenbedrohung treffen wir jedoch im äußeren Kaunertal in der Gegend von Feichten. Dort müssen im Weiler Bergöfchen die Leute zur Winterszeit tagelang in den Kellern bleiben, um vor den Lawinen von der Langesbergalpe Schutz zu suchen. Innerhalb Feichten wird der Wald aber immer besser und wir können beobachten, daß das innere Kaunertal trotz größerer Seehöhe und der Nähe der Gletscher hinsichtlich der Wald- und Wirtschaftsverhältnisse besser gestellt ist als das Talgebiet von Feichten oder das gesamte Innerpiztal. Das innere Kaunertal ist infolge verschiedener Katastrophen, welche sich dort im Laufe des vergangenen Jahrhunderts ereigneten, heute nahezu siedlungsleer. Der letzte dauerbesiedelte Hof inner Feichten steht in Wolfsehr (1400 m). 18 Höfe zwischen Feichten und der Örtlichkeit „Am See“ sind eingegangen. Die schwerste Katastrophe spielte sich 1865 ab, als am Wakegletscher — wahrscheinlich infolge von Verschiebungen in den Eismassen während des Gletschervorstosses um 1850 — eine Wasserhube brach und eine verheerende Mure zutal wälzte. Ein ähnliches, durch den Menschen unverschuldetes Naturereignis war der Ausbruch eines Moränensees am Gallruttfener, als dieser 1890 in den See kalbte. Doch viele andere Hofeingänge lassen sich auf Überweidung von Almgebieten an der Waldgrenze, Rodungen usw. zurückführen. Jedenfalls mußte die menschliche Siedlung aus dem Innerkaunertal schon seit geraumer Zeit weichen und es liegt nahe, den Schluß zu ziehen, daß eben die Nähe der menschlichen Siedlung entscheidend auf den Wald den nachteiligen Einfluß nimmt, der zur Waldverwüstung führt, wie wir sie im Piztal und äußeren Kaunertal vorfinden. Das waldbmäßig noch bessere Radurschtal ist überhaupt seit jeher siedlungsleer gewesen und birgt nur einige Almen.

Forschen wir nun genauer nach, vor welchen schädlichen Einflüssen der Innerkaunertaler und Radurschtaler Wald im Gegensatz zum Feichtener und Piztaler Wald verschont geblieben sind, so erkennen wir folgendes. Im Piztal und bei Feichten steigt der Bergwald unmittelbar hinter den Höfen an den Hängen empor und ist daher ganzjähriger Beweidung vom ersten bis zum letzten schneefreien Tag ausgesetzt. Im Innerkauner- und Radurschtal erleidet der Wald nur während der Alpperiode Schäden, also maximal 4 Monate. Weiters gibt es im ganzen Kaunertal fast keine Bergmahd. Die Talwiesen befriedigen dort den Bedarf an Winterfutter, auch eine lokalklimatisch bezeichnende Tatsache. Die Waldstreu wird ausschließlich aus den siedlungsnahen Waldungen gewonnen. Innerhalb Feichten findet man nur mehr geringe Spuren der Waldstreugewinnung, innerhalb Wolfsehr gar keine mehr. Dementsprechend macht der Waldboden vergleichsweise z. B. im Massereiner und im Langesberger Wald einen völligen anderen Eindruck. Im ersteren trifft man noch auf lockere Moospolster, Farne, Sauerklee, Schattenblümchen u. a., im letzteren nur mehr auf die Preiselbeere, Heidelbeere, das Heidekraut und Flechtigen, also auf Anzeiger ungünstigen Waldbodens. Zu allem hinzu tritt noch der wichtige Umstand, daß linksufrig innerhalb des Maierhoferbaches und rechtsufrig innerhalb des Kammes nördlich des Kostzbaches die Bundesforste beginnen, wo jede Schlägerung nur nach sachmännischen Gesichtspunkten erfolgen darf, während sich außerhalb der angegebenen Grenzen, im Gemeinewald, der Einschlag zur Hauptsache nach dem Bedarf der Bauern richtet. Leider sind auch die Bundesforste mit dem Waldbweidenservitut belastet, das aber eben nur in vier knappen Sommermonaten genutzt werden kann.

Die Rückwirkungen des besser erhaltenen Waldbestandes im Kauner- und Radurschtal sind deutlich an dem besseren Zustand der Almen, an der weitaus geringeren

Lawinendichte und an dem bedeutend kleineren Rückgang des Ackerbaues zu erkennen. So bestehen in der Gemeinde Raunertal noch 80% der Ackerflächen von 1850, der Roggenenertrag ist nur auf 25% (gegen 11,5% im Piztal), der Gerstenenertrag bloß auf 81,6% gesunken, während die Kartoffelernte heute ihren höchsten Stand erreicht.

Die Untersuchungen der Wildbach- und Lawinenverbauung konnten an Hand des Beispiels zweier Talkomplexe, des Piztales und des Raunertales, klar aufzeigen, daß der Bestand unseres Bergbauernturnes untrennbar mit dem Bestand des Bergwaldes verbunden ist. Geht der Wald zugrunde, so muß auch der Mensch weichen. Weiterhin konnten wir zu dem Schluß gelangen, daß einerseits die einstmalige Überbevölkerung und Überbewirtschaftung der Hochalpentäler dem Wald das Verderben bereitet hat und daß anderenteils heute nur eine Änderung in der Bewirtschaftung den Fortbestand der Siedlung in den Tälern gewährleisten kann. Doch nur wenn die Bevölkerung der gefährdeten Täler selbst den Willen zur Mitarbeit an der Aufforstung und Pflege des Hochgebirgswaldes aufbringt, kann das Werk gelingen, das ja nur die Sicherung der eigenen Existenz betrifft.

Näheres in G. Fromme, Schach der Waldverwüstung, Österr. Produktivitätszentrum, Wien 1962, und Schach der Waldverwüstung, II. und III. Teil, Heliographierte Broschüre der Wildbach- und Lawinenverbauung, Sektion Innsbruck.

Anschrift des Verfassers: Dr. Georg Fromme, Innsbruck, Mandelsberger Straße 5.

Der Kaunergrat in den Öztaler Alpen

Von Fritz Rues, Augsburg

Der Kaunergrat ist der mittlere der drei vom Hauptkamm (Weißkamm) der Öztaler Alpen nordwärts streichende Käme. Er beginnt am Ölgrubenjoch, endet im Zintal, wird westlich durch das Kaunertal und östlich durch das Piztal begrenzt. Seine Gipfel sind relativ und absolut höher und schroffer als die seiner Nachbarn im Osten und Westen, des Weigen- und Glodenturmkammes, und sind deshalb auch stärker vergletschert. Die Berge bestehen aus kristallinen Gesteinen, vorwiegend aus Graniten und Gneisen mit Zwischenschichten aus leicht verwitternden, glimmerreichen Schiefergneisen, welche sich an vielen, tief eingeschnittenen Föchern finden. Von den 29 Erhebungen über 3000 Meter seien nur die zwölf wichtigsten erwähnt. Die südlichsten, die Bordere Ölgrubenspitze (3456 m) und die Bliggspitze (3454 m), sind vom Tashachhaus erreichbar. Die letztere wird seit etwa 1930 häufiger im Winter als im Sommer bestiegen und bietet eine genußreiche, offseitig gelegene Schiabfahrt vom Bliggshartl auf den Seeregertenerner hinab. Weiter im Norden schließen die mehr oder weniger sanften Gipfel an, welche die Umrahmung des Nissellars bilden und deren bedeutendste die im Hauptkamm gelegenen, der Lächerkogel (3326 m) und der Kostizkogel (3392 m) sind. Dieses Gebiet ist für den Winterbergsteiger durch den knapp vor dem zweiten Weltkrieg erfolgten Bau der Nisselsee-Hütte (2293 m) am Nisselsee erschlossen worden und besitzt bereits zahlreiche Freunde.

Die nördlichen Dreitausender des Gebietes, die Roselewand (3354 m), der Gfallkopf oder Grieskogel (3278 m) und der Driftkogel (3059 m), welche Felsgestalten mit spärlicher Vergletscherung an ihrem Fuß, besitzen als Stützpunkt die Berpeilhütte (2025 m) und noch als Notunterkunft einige Almhütten, die aber mit einer Höhe von 1800—1900 m sehr niedrig liegen.

Das Herzstück des Kaunergrates, das sind die höchsten und stolzesten Gipfel, die zwischen Bliggspitze und Roselewand liegen, gehören sämtlich zum Bereich der Kaunergrathütte, die der akademischen Sektion Graz gehört und deren 50jähriger Bestand 1953 gefeiert wurde. Sie ist das fast selbstverständliche Ziel, wenn einer sagt, er fahre in den Kaunergrat. Sie liegt nach den letzten trigonometrischen Messungen 2811 m hoch, die bisherige Angabe von 2860 m beruhte auf einer alten barometrischen Bestimmung.

Sie nimmt damit unter den höchstgelegenen Hütten die 10. Stelle im österreichischen Alpengebiet ein. Der Vorteil ist unverkennbar, sind doch alle Gipfel ihrer nächsten Umgebung in einer Zeit zwischen zwei und vier Stunden gut erreichbar. Es sind dies in erster Linie der Hauptgipfel des gesamten Kaunergrates, die Wagespitze (Hauptgipfel 3533 m, Südgipfel 3503 m) in ihrer unmittelbaren Nähe, die Berpeilspitze (3425 m) und der Schwabentopf (3379 m) etwas weiter nördlich, die Seekarleschneid (3208 m), der Seekogel (3358 m) und der vorerwähnte Kostizkogel südlich von ihr. Der Seekogel kann auch von der Nisselsee-Hütte erstiegen werden, er erhält aber auch seit deren Bau noch eben soviel oder mehr Besuche von der Kaunergrathütte her. Übrigens wurde in den letzten 25 Jahren auch die Roselewand häufig als Tagesfahrt, und selbst die nördlichsten einsamen Dreitausender, Gfallkopf und Driftkogel, mehrfach mit Bivak von der Kaunergrathütte aus besucht. Ein lohnendes Ziel sind endlich die Madatschtürme, deren Fuß nur eine Stunde weit von der Hütte gelegen ist und deren reizvolle Formen den Kletterer gerne vergessen lassen, daß sie die Dreitausender-Grenze nicht ganz erreichen. Zusammenfassend kann man feststellen, daß die anderen Hütten des Gebietes gute Stütz-

punkte für einzelne Fahrten oder, wie das Tashachhaus und die Risselsee-Hütte, für längeren Winteraufenthalt sind, während die Kaunergrathütte das ideale Standquartier für den Sommerbergsteiger ist.

Die Erschließungsgeschichte des Kaunergrates, über die nur ein ganz kurzer Überblick gegeben werden soll, beginnt, abgesehen von früheren Besteigungen einiger Nebengipfel durch Gensjäger oder Vermessungsbeamte, über die keine näheren Nachrichten vorliegen, damit, daß der Führer A. Ennemoser am 29. September 1869 im Auftrage von Franz Senn von Planggerof aus über den Planggerofner und den Südgrat die Wagespizze erreichte und ins Wageslar abstieg. Bis zum Jahre 1900 waren sämtliche erwähnten wichtigsten Dreitausender erstiegen, wobei zwei Männer besonders hervortragen. Th. Peterfen erstieg 1873 die Kofelewand, 1874 die Bliggspizze, beide mit dem Erstersteiger der Wagespizze A. Ennemoser, 1886 die Verpeilspizze, 1892 den Schwabentopf und 1893 den Kofitzkogel, die letzten drei mit dem Führer J. Praxmarer.

A. Hörtnagl erstieg mit H. Margreiter 1899 den viel unvorbenen Seekogel und schon zwei Tage später den damals wegen seiner besonderen Schroffheit berüchtigten Driftkogel. Er war damit der erste erfolgreiche „Führerlose“ im Kaunergrat.

1900 und 1902 hat er noch fünf Erstbesteigungen kleinerer Gipfel und neun Erstbegehungen ausgeführt. Ein besonderes Verdienst hat er sich noch dadurch erworben, daß er in der Zeitschrift 1904 des D. u. Ö. A.-B. eine ausführliche Beschreibung und Erschließungsgeschichte des Kaunergrates schrieb. 1902 erschien erstmals J. Hechenbleitner am Kaunergrat, der bis 1906 siebzehn Neufahrten ausführte. Davon waren allein 1903 fünf Erstbegehungen zusammen mit R. Berger und E. Franzelin, darunter die erste Gesamtbegehung des Wages-Besgrates, die erste Begehung der Nordostwand der Kofelewand und die erste Besteigung des mittleren Madatschturmes. Von Hechenbleitners Neufahrten sind die Seekogel-Nordwand 1903, der Wagespizze-Nordpfeiler 1904 und die Verpeilspizze-Nordwestwand 1906 besonders zu erwähnen.

Nach diesen tatentreichen ersten Jahren des neuen Jahrhunderts erlebte die Erschließung des Kaunergrates noch einen stürmischen Höhepunkt in den Jahren 1920 und 1921 durch L. Obersteiner mit vierzehn Erstbegehungen, davon sechs mit R. Tegla, die anderen mit verschiedenen Gefährten. Seine wichtigsten Fahrten waren der Südwestgrat der Borden Ögrubenspizze, die Nordverschnaidung der Seekarleschneid, der erste Abstieg durch die Wagespizze-Nordwand, der Nordostgrat des Schwabentopfes, sämtliche mit R. Tegla, der Ostgrat des Südgipfels der Wagespizze mit H. Jungl und H. Schäftlein und der Südwestweg auf den Driftkogel mit A. Bucher. Von den vielen Bergsteigern, die in den ersten beiden Jahrzehnten des Jahrhunderts nur eine oder wenige Neubegehungen durchführten, seien nur zwei erwähnt, einmal die Seilschaft B. Pezzeri, L. Schärmer und J. Walch, die einen Weg eröffneten, der mit dem Eisweg noch heute zu den beliebtesten Anstiegen auf die Wagespizze zählt, den Ostgrat des Hauptgipfels. Zum anderen H. Wenger und H. Verfflinger mit dem Führer H. Döbler, die unter anderem als erste den Nordgrat der Verpeilspizze bezwangen. Aus den Erstleistungsdaten geht die merkwürdige Tatsache hervor, daß er in zwei Abschnitten mit einem Jahr Zwischenraum begangen wurde. Einer persönlichen Mitteilung H. Döblers verdankt der Verfasser die Kenntnis des Grundes dafür. Beim ersten Abschnitt war ein Hund mit von der Partie, dessen Kletterkunst man überschätzt hatte. Mit dem ereignisreichen Jahr 1921 war die Erschließung des Kaunergrates im wesentlichen abgeschlossen, die Nachlese zieht sich bis in die Gegenwart. In die späten Dreißigerjahre fallen die ersten Winterbesteigungen der Wagespizze, der Verpeilspizze, des Schwabentopfes und des Kofitzkogels und die erste Winterbegehung des Wagespizze-Ostgrates.

Einem größeren Kreis von Bergsteigern wurde der Kaunergrat durch die schon erwähnte Arbeit von A. Hörtnagl bekannt. Er hat neben der Beschreibung seiner eigenen Fahrten gewissenhaft alle erreichbaren Berichte über die früheren und mit ihm etwa gleichzeitig durchgeführten Besteigungen zusammengetragen, durch Zitate aus solchen gewürzt und mit Schrifttumsangaben versehen. Für die spätere Zeit gibt es noch keine

ähnlich erschöpfende Arbeit. Es fällt allerdings in seinem Aufsatz auf, daß er die Seckarleschneid, die ein durchaus selbständiger Gipfel ist, überhaupt nicht erwähnt, obwohl sie damals bereits erstiegen war. Sie hätte diese stiefmütterliche Behandlung nicht verdient, zumal da sie einige schöne Anstiegsmöglichkeiten bietet und vor allem gerade infolge ihrer geringeren Höhe gegenüber den sie umgebenden Gipfeln und ihre zentrale Lage den schönsten Nahblick auf die Hauptgipfel des Kaunergrates bietet. Ebenso auffallend ist die Tatsache, daß Hörtnagl unter den bis dahin unbegangenen Möglichkeiten einer Erstigung der Wagespitze den Ostgrat, der sich jedem Beschauer von der Kaunergrathütte aus als ideale Anstiegslinie geradezu aufdrängt, völlig verschweigt. Ausgesprochenes Pech hatte Hörtnagl mit den von ihm ausgesprochenen Vermutungen über die künftige Entwicklung. Die als kaum begehbar bezeichnete Nordwand des Seckogels ist zum normalen Führerweg geworden. Der Westgrat des gleichen Gipfels, der im Abstieg bereits durch Hechenbleitner und Harpß begangen war und an dessen Begehbarkeit im Aufstieg Hörtnagl zweifelte, ist gerade der am häufigsten begangene Weg derer geworden, die von der Kaunergrathütte kommen. Und gar der Nordpfeiler der Wagespitze, der auf Hörtnagl einen gewaltigen Eindruck machte, so daß er für seine etwa noch im Laufe der Zeit mögliche Überwindung heinrich vermessenen Wagemut forderte, war in der kurzen Zeitspanne zwischen der Niederschrift und der Drucklegung seiner Arbeit bereits von Hechenbleitner im Abstieg bezwungen und wurde viel später schon als Nachmittagsfahrt nach einer vormittägigen Seckogelbesteigung begangen.

Die Erschließungsgeschichte des Kaunergrates wurde nach Hörtnagl zwar nicht mehr zusammenfassend dargestellt, jedoch für die Zeit bis 1927 von L. Obersteiner in einer in der Zeitschrift 1927 des D. u. O. A. - B. erschienenen Arbeit ergänzt und in seinem Führer durch die Ostalpen verwertet, der 1925 erschien. Die Beschreibung der Wege auf die Berge des Kaunergrates, die er oft in Ermangelung von Berichten der Erstbegeher, zum großen Teile selbst begangen hat, sind heute noch richtig. Soweit sich Verbesserungen nötig erweisen, beruhen sie auf manchen Veränderungen infolge des Rückganges der Gletscher.

Weitere Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Kaunergrates, die in den letzten zwanzig Jahren da und dort in alpinen Zeitschriften bis in die letzte Zeit erschienen, brachten Erlebnis- und Bildberichte, die jedoch größtenteils oft begangene Wege auf neue Art schildern.

Eine weitere Verbreitung der Kenntnis der Kaunergratberge geschah durch zwei Umstände. Einmal waren es hunderte von ausgezeichneten Lichtbildvorträgen, die seit 1925 durch L. Obersteiner, später durch R. Koranek-Lumenstein und bis in die letzten Jahre durch F. Oswald im gesamten Wirkungsbereich des Österreichischen und des Deutschen Alpenvereins gehalten wurden. Zum anderen waren es die Bergsteiger-Vehrgänge, die seit 1930 von der akademischen Sektion Graz in ununterbrochener Folge bis heute abgehalten werden. Weit mehr als tausend Bergsteiger sind seither durch diese Schule gegangen, haben dabei viele Gipfel des Gebietes bestiegen, ihre dort erworbenen Kenntnisse in Fels und Eis der Ost- und Westalpen angewandt und dem Kaunergrat einen bleibenden Platz in ihrem Herzen bewahrt.

Sind die wenigen Jahrzehnte unserer Kenntnis des Gebietes auch nur ein winzigster Augenblick im Leben der Berge, so lassen sich doch im vertrauten Umgang mit ihnen und an Hand älterer Wegbeschreibungen und Bilder Veränderungen feststellen, welche Aussehen und Wegführung im kleinen beeinflussen. Dafür einige Beispiele aus der Erfahrung des Verfassers, der aus eigener Kenntnis einen Zeitraum von immerhin bald 30 Jahren überblickt.

Der fast überall in den Alpen seit Jahrzehnten beobachtete Rückgang der Gletscher hat zweierlei Folgen, die Veränderung der Eisoberfläche und die Freigabe von ehemals mit Eis bedecktem Fels. Die Eisoberfläche ändert sich im Verlauf des Rückganges von anfänglich sanfteren Formen zu starker Zerklüftung, bei entsprechender Steilheit zur Bildung wilder Eisbrüche und weiterhin zur Verflachung und Rückkehr zu sanfteren Formen. Dafür bietet der Eisweg auf die Wagespitze über den Blanggerößferner ein

Klassisches Beispiel. Hörtnagl vermutet in früheren Jahrzehnten, also wohl noch zu Ennemosefs Zeiten, stärkere Vergletscherung und weniger gefährvolle Formen. Bilder aus der Zeit von 1921 lassen eine starke Zerküftung erkennen, die 1929/1930 den Höhepunkt erreichte. Um diese Zeit konnte es im Juli und August geschehen, daß Wage-Besteigungen schon eine halbe Stunde nach Ausbruch von der Kaunergrathütte scheiterten, weil die Gipfelfürmer nicht durch das Spaltengewirr des Planggerofjernerers fanden. Im mittleren Teil des Eisweges mußte man unter Ausnutzung des Morgenfrostes über fragwürdige Brücken schleichen, im oberen Teil der Eisgasse oft Griff und Tritt ins Eis schlagen und am Rückweg am wärmeren Nachmittag manchen tiefen Sprung wagen. Mancher machte weite Umwege über den Südgrat und das Wageskar, um den Rückweg über den Eisweg zu vermeiden. Zu Ostern 1937 hingegen konnte der Verfasser bereits mit mehreren Begleitern vom Felsausstieg unterhalb des Gipfels den ganzen Eisweg seilfrei mit Schiern abfahren, was trotz des jahreszeitlichen Unterschiedes erkennen läßt, daß eine weitgehende Veränderung des Geländes eingetreten war. Zwischen 1930 und 1935 donnerten noch in jedem Sommer mehrere Eislawinen vom obersten Eisabbruch über den Eishang, der südlich an den Beginn des Wagespize-Ofigrates anschließt, segten ihn blank und machten bei warmem Wetter seine Begehung unmöglich. Eine dieser Eislawinen, die im Frühjahr etwa 1932 abging, trug Eisblöcke von mehreren Metern Kantlänge noch bis zu dem kleinen, jetzt verlandeten Eissee im oberen Drittel des Kaunergrat-Hüttenweges. In den letzten Jahren ist auch dieser in einer Höhe zwischen 3300 und 3400 m liegende Abbruch soweit zurückgegangen, daß Eislawinen kaum mehr abgehen. Eisstürme und auf Zwischenbrücken begehbare tiefe Spalten südlich oberhalb des genannten Eisangeses, eine unvergeßliche Erinnerung für die Lehrgangsteilnehmer, die um 1935 noch darin herumturnen durften, sind spurlos verschwunden.

Die Freigabe von Felsgrund durch das zurückweichende Eis läßt sich an vielen Stellen beobachten. Im Führer von 1925 ist der Nordgrat der Wliggspize als Firngrat mit stellenweisen Felsabfängen beschrieben. Es ist allerdings nicht sicher, ob die Angabe auf dem Bericht der Erstbegeher von 1905 oder auf eigener Kenntnis von L. Obersteiner von 1920 beruht. Jedenfalls wurde der Grat 1925 als reiner turmbewehrter Felsgrat kennengelernt.

Im gleichen Führer sieht in der Beschreibung des Kaunergrat-Hüttenweges eine Warnung vor herabstürzenden Eisblöcken, dort, wo er oberhalb des kleinen Gletscher-Sees damals auf das rechte Ufer des Gletscher-Baches übertrat. Tatsächlich sah man an dieser Stelle über den Rand eines Felsriegels stets absturzbereite Eisstürme des südlichen Planggerofjernerers blinken und oft lagen ansehnliche Eisblöcke noch unterhalb des Weges. Heute sieht man dort längst keinen Gletscherrand mehr und auf einem Rücken in der Nähe, etwas in Richtung zur Wagespize, an dem die Lehrgänge noch 1931 Aufseilen aus Gletscherspalten geübt hatten, tritt nur noch trümmerbesäter Felsboden zutage. Unterhalb des Einstieges zum Südwestweg der Werpeilspize reichte ein Eisfeld des nördlichen Planggerofjernerers bis ganz an den Felsaufbau, heute steigt man mindestens hundert Höhenmeter über losen Schutt, bis man den Felseinstieg erreicht und es ist nicht zu erkennen, wie weit etwa noch unter dem Schutt das Eis reicht.

Aber nicht nur der Rückgang der Gletscher bringt sichtbare Veränderungen mit sich, der Zahn der Zeit nagt auch am Felsgerüst so, daß der genaue Kenner in wenigen Jahrzehnten merkbare Unterschiede bemerken kann. In der Beschreibung des Ofigrates der Wagespize ist von einer angesprengten Platte die Rede, deren oberer und unterer Teil einen etwa ein Meter breiten und eineinhalb bis zwei Meter tiefen, etwa zehn Meter langen, horizontal verlaufenden Spalt bildeten. In diesen Spalt kam man von rechts herein, stieg auf den unteren Spaltenrand und von dort über den Spalt auf den oberen, sehr griffarmen Plattenteil. Eines Tages, etwa 1933, war der ganze untere Plattenteil, nach dem Augenschein auf etwa fünfhundert Kubikmeter zu schätzen, in die Tiefe gestürzt. Der obere, stehen gebliebene Spaltenrand bildete stark überhängend ein unüberwindliches Hindernis, so daß die Kletterstelle ungangbar blieb und durch die auch im

Führer beschriebene Variante ersetzt werden mußte. Die alte Stelle war nur noch im Abstieg durch Abseilen zu nehmen. Eine ähnliche Überraschung, wenn auch weniger folgenreich, erlebte man um dieselbe Zeit bei einem Wiedersehen mit dem Schwabentopf-Südgrat. Dort, wo eine tiefere Scharte die südliche Turmreihe von der nördlichen trennt, hing an der Westseite auf abschüssiger Unterlage ein klobiger Turm, der die Scharte um etwa acht Meter überhöhte. Eines Tages war er einfach nicht mehr da. Auch er dürfte einen Rauminhalt von etwa fünfhundert Kubikmeter besessen haben. Natürlich gab es auch andere Abbrüche, die aber weniger genau zu erfassen waren, da sie aus unbegangenen und weniger bekannten Wandfluchten abgingen.

Diese Beispiele irdischer Vergänglichkeit, auch der „ewigen“ Berge, die noch sehr vermehrt werden könnten, geben doch für den Bergsteiger keinen Grund zu Pessimismus, der Kaunergrat bietet wie eh und je seinen Besuchern genußreiche Wege und reiche Gipfelfreude. Auch eine Übererschließung, die manche Gebiete betroffen hat, ist nicht zu befürchten. Die betreuende akademische Sektion Graz hat es stets vermieden, außerhalb der wenigen gebahnten Hüttenanstiege und Verbindungswege Markierungen oder Versicherungen irgendwelcher Art anzubringen. Auch die bekannte Einsamkeit des Gebietes ist weder durch die Lehrgänge, noch durch eine gelegentlich recht volle Hütte bedroht. Immer noch kann der Bergsteiger dort lohnende Ziele verfolgen, ohne tagsüber mit anderen Menschen als seinen eigenen Seilgefährten in Berührung kommen. Besucht man gar einen Gipfel wie etwa den Driftkogel, so wird man feststellen können, daß die einzelnen Besteigungen heute noch mit mehrjährigem Abstand aufeinander folgen. Es gibt Stellen, nicht weiter als zwei bis drei Stunden von der Hütte entfernt, wie einen Zeltplatz in zweitausendachthundert Meter Höhe im Wazetar oder einen verträumten kleinen grünen See am Nordfuß der Parsleswand, denen man ansieht, daß sie jahrelang von keinem Menschen betreten werden, es sei denn, er wurde vom Hüttenwart besonders dazu angeregt. So sind alle Voraussetzungen dafür gegeben, daß der Kaunergrat noch für viele Bergsteiger-Generationen das bleiben wird, was er im Herzen seiner Freunde ist, ein besonderes Kleinod im Kranze unserer Alpen.

Anschrift des Verfassers: Dipl.-Ing. Fritz Ruel, Augsburg, Bismarckstraße 9.

Sti- und Winterfahrten in den Vorderen Öptaler Bergen

Von Herbert Kuntzsch, Innsbruck

Die ausgedehnte Firnfläche der Öptaler Alpen mit ihren weiten, sanften Gletscherfeldern, felsigen Gipfelgestalten, wenig zerklüfteten Fernern und unschwer mit Skiern überschreitbaren Scharten und Föchern hat schon bald nach der Jahrhundertwende zu Skifahrten angeregt. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg erfuhr die winterliche Erschließung ihre Vollendung und bereits 1925 erschien der erste Skiführer¹.

Verträumt und einsam wie ein verzaubertes Märchenland aber blieben die Vorderen Öptaler Berge. Freilich sind inzwischen beinahe alle Gipfel auch im Winter oder im Frühling besucht worden, aber von einer Überlaufenheit kann keine Rede sein. Das hat seine guten Gründe. In den wenigsten Fällen handelt es sich um reine Skitouren, sondern um kombinierte Fahrten, die neben der unbedingten Voraussetzung günstiger Schnee- und Wetterverhältnisse (Spätfrühjahr) viel Geländekenntnis und Erfahrung im Umgang mit Lawinen, Schneebrettern und Wächten verlangen, somit den Kreis der Besucher sehr begrenzen.

Als Vorderer oder Nördliche Öptaler Alpen benennt man die drei hohen, wildschroffen durch kühne Felsformen ausgezeichneten Trennwände zwischen dem Öh- und Biztal (Geigenkamm), dem Biz- und Kaunertal (Kaunergrat), Kauner- und Radurscheltal (Glockenturmkamm), die vom Jnnatal schmal und hochaufragend, kaum wesentlich die Dreitausendmetergrenze unterschreitend bis zum Fuß der zentralen Öptaler reichen. Mitglieder des Akademischen Alpenklubs Innsbruck führten um die Jahrhundertwende die sommerliche Erschließung² durch und hatten später maßgeblichen Anteil an der Skierkundung.

I. Der Geigenkamm

Darüber erschien 1950 ein ausführlicher Aufsatz³, welcher mir erlaubt, hier nur das stibergsteigerisch Wesentliche anzuführen.

Obwohl der Bolleskamm eigentlich nicht mehr zum Geigenkamm gehört, mag er dazugerechnet sein, um so mehr, als er mit Hochsölden (2070 m) ein sehr bekanntes und beliebtes Stigebiet stellt. Die kleine fremdenverkehrsbedingte Dauersiedlung entstand in den dreißiger Jahren aus der Hamrachalpe, zeichnet sich durch eine wunderhübsche, sonnige und schneesichere Lage aus und ist von Sölden zu Fuß oder mit dem Lift erreichbar. Haimbachjöchl (2727 m) und Rotkoglhoch (2600 m) sind die leichtesten Fahrten, Köpftrepl (2942 m), Dreitlehnerpiße (2793 m) und Rotkogel (2940 m) verlangen neben Ausdauer auch kräftiges Schneestapfen, während der Schwarzkogel (3018 m) die lohnendste Skifahrt darstellt.

¹ Sedner-Kuntzsch, Skiführer durch die Öptaler Alpen, Artaria 1925.

² Dr. Franz Hörtnagl, Die Berge des Geigenkamms, 9. Jb. d. *WAKZ* 1901/02.

Dr. Franz Hörtnagl, Die Berge des Kaunergrates, 10. Jb. d. *WAKZ* 1902/03.

Dr. Franz Hörtnagl, Die Berge des Glockenturkamms, 11. Jb. d. *WAKZ* 1903/04.

³ Herbert Kuntzsch, Der Geigenkamm in den Vorderen Öptaler Alpen, *Alpenvereinszeitchrift* Bb. 74 (1949).

Zwischen Bolleskamm und nördlichem Geigenkamm liegt das Bollestal, ein ebenso einsames wie schwierig zu erreichendes Stigellände. An seinem Dornröschenschlaf sind die drohenden Bahnsperren an den Zugängen schuld. Man kann es von Hochjöben aus vom Haimbachjöchl über sehr steile und unbedingt sichere Verhältnisse voraussetzende Hänge (Thalhammer und Gef. 1949) oder von Huben über den Sattel erreichen. Stützpunkte fehlen ganz, die Bördere und Innere Bollesalm sind äußerst primitiv, so daß es schon ziemliche Anstrengungen erfordert, die Fahrten von einem Talort aus zu unternehmen. Von der Umrandung des sanften Bollesferners seien der Bolleskogel (3035 m) (auch P. 3015 nördlich davon) empfohlen, durch eine Scharte östlich davon ist auch der Kettenbachferner zu erreichen, somit eine Verbindung zur Braunschweiger Hütte möglich. Das Bollestal wurde schon öfters von Einheimischen (1932) mit Skiern durchwandert, zu Ostern 1943 besuchte ich den Sonnenkogel (3170 m) und Waffertalkogel (3247 m), Fahrten, die 1949 von den erwähnten Kameraden wiederholt wurden, die auch den Puitkogel (3346 m) — bis zum Gratansatz mit Skiern — erstiegen. Die Bollestürme, vier klotzige Felszaden im Talhintergrund, wurden ebenfalls erstürmt.

Auch das Weißmaurachjoch (2969 m) ist über Mulden und Hänge gut erreichbar und von da kann man über das Birckar an den Fuß des Ampferkogels und der Silberschneide (3346 m) gelangen (Seidl und Gef. 1950).

Die Hohe Geige (3395 m) ist schon öfters mit Skiern betreten worden. Es ist klar, daß es vor allem die Gletscher sind, die eine Skiersteigung reizvoll machen, denn der übliche Sommerweg von der Thennitzer Hütte scheidet aus. Die nächstliegende Route führt über den Röttskarferner, dessen Beginn von Trentwald im Piztal durch das Hundsbachtal erreicht wird. Der Ferner ist in der Mitte stark zerklüftet und stellenweise sehr steil; es handelt sich um eine erstklassige hochalpine Fahrt (Kral und Gef.). Von der Ostalseite kann man durch das Bollestal sehr steil und anstrengend in das Kirckar aufsteigen. Der unmittelbarste Weg führt über den spaltigen Wildenschneidenferner an den Fuß der steilen, ihn abschließenden Firnwand und über sie auf die Firnsenke südlich des Gipfels. Eine andere Möglichkeit, die mir anlässlich der ersten Skiersteigung des Hohen (3296 m) und Breiten Kogels (3256 m) über den Geigenkarferner und anschließender Abfahrt über den sehr steilen und nicht zur Wiederholung empfohlenen Breitlehnerferner zum Breitlehnjoch (26. April 1943) einfiel, wäre die, von der oberen Mulde des Geigenkarferners über die leicht zu überschreitende Senke am Fuß des Geige-Nordgrates (3207) den Röttskarferner zu betreten.

Wie bei allen Fahrten hängt von der Überwindung der ersten, steilen und bei Schneebeleg fast immer lahnigen Talstufen die Betretbarkeit der weiter oben sich öffnenden schönen und muldigen Kare ab. Das Breitlehnjöchl (2630 m) ist ein typischer Fall dieser sich öfter wiederholenden Beobachtung, denn ist man einmal bei der Breitlehnam, hindert nichts mehr das Einbringen in die weite Talmulde. Das Keiserkar ist zu erreichen: der Keiserkogel durch eine steile Schneerinne zu ersteigen oder die Keiserscharte zu überschreiten und jenseits über das Quibisjoch der Hauerferner zu betreten und zum Hauersee abzufahren. Eindrücke, die durch die grenzenlose Einsamkeit und tieferrnste Wucht der Felsumgebung unvergeßlich bleiben. Im Mai 1945 erreichte ich aus dem östlich eingeschnittenen Kar ohne besondere Schwierigkeit auch den Hundstallkogel (3083 m), der seit fünf Jahren keinen Besuch mehr erhalten hatte. Obwohl Quibiskogel, Keiserkogel und Falderkogel schon verhältnismäßig früh von der inzwischen lawinenzerstörten Hauersee-Hütte (Wittor Gusler ab 1932) erreicht wurden, bedürfen diese Fahrten wie auch der Abstieg nach Längensfeld genauer sommerlicher Ortskenntnisse.

Die Frischmann-Hütte ist im Winter gesperrt, trotzdem wird das Gebiet, besonders der ausrichtreiche Fundusfeiler (3080 m) alljährlich von Einheimischen oder Innsbrucker Kennern besucht. An der Seite des Längensfelder Beckens sind in der Umregion schöne kleinere Skifahrten möglich, wie mir Pfarrer Waibl (jetzt Schönwies) mitteilte. Der Hainlachertseelkopf (3040 m) darf für sich die Ehre in Anspruch nehmen, als erster

Berg des Kammes im Winter bestiegen worden zu sein (28. 12. 1898: D. Ampferer und W. Hammer).

Im Wildgratstod und seinen nördlichen Vorläufern tritt wieder die sanfter geschnittene und reichlicher unterteilte Ötztalerseite in den Blickpunkt des Skitouristen. Pfarrer Thöni, der 1902—1908 während seiner Winter Tätigkeit die Ötztaler Skiereschließung begann, vollendete sie hier von seinem Altersitz Wenns in den nördlichen Ausläufern. Die Talorte Wenns und Ferzens, das Hochzeiger-Haus (Skifahrten: Zellberg 2283 m, Zeigerberg 2387 m, Niederjochl 2309 m, Hochzeiger 2582 m, eventuell Weiter Karkopf) und die Lehnerjoch-Hütte (1959 m; Skifahrten: Lehnerjoch 2512 m, Schafhimmel; schwieriger: Nördlicher Grieskogel 3022 m, Fundusfeiler 3080 m) sind zu Unrecht wenig bekannte Gebiete. Leierstal und Leierskar mit der Er-langer Hütte sind weniger zu empfehlen. Auch der Wildgrat (3074 m) ist bereits mehrmals besucht worden. Von Koppen im Fimtal führt das lange Walderbachtal an den Fuß des Wildgratstodes: Murmentenkar Spitze (2574 m) und Weiter Karkopf (2777 m) sind sehr selten gemachte, aber recht anregende Fahrten, Musterbeispiele des Gegenteils von Rodebergen.

II. Der Kaunergrat

Der am Fuß des Wildspitzstodes beginnende und 38 Kilometer nördlich zum Pillerfattel absinkende Kamm, zählt zu den westalpenähnlichsten Gebieten unserer Heimat. Es hat lange gebraucht, bis einzelne Bergsteiger sich im Spätfrühjahr dorthin wagten, aber als die Fülle skitouristischer und alpiner Möglichkeiten nebeneinander nutzbar wurde, nahm der Besuch überraschend zu. Wliggerpitzkamm und Wapenkamm zählen heute zum bekanntesten Teil aller drei Kämme. In Zeitschriftenaufsätzen schildern Dr. Krall¹ und Dr. Rutte² den südlichen Teil, F. Rues³ und H. Hointes⁴ den mittleren, E. Koch⁵ beide, während der nördliche Teil wohl nur im Tourenbüchlein oder am Wunschzettel ganz stiller und sehr verschwiegener Liebhaber verzeichnet ist.

Das Taschachhaus (2434 m) ist ein großartiger Stützpunkt im Südteil, der den Vorteil hat, die Erstbesteigung der Wildspitze in einer der edlen Gestalt durchaus würdigen Föhre (Taschachjoch—Peterfernspitze) zu ermöglichen.

Vom Ölgrubenjoch (3050 m), das als Übergang zum Gepatschferner mit dem Wannetjoch (3110 m) nicht weiterfernen kann, ist die St. Ölgrubenspitze (3296 m) unschwer zu erreichen. Eine schöne, nicht allzu lange Steilhangfahrt führt zum Wliggerkarl (3210 m), von dem aus es auch auf die Wliggerpitz (3454 m) geht.

Von besonderem Reiz sind die Fahrten im Gebiet des Risselferners, die seit Erbauung der Risselsee-Hütte (2243 m) allgemein bekannt geworden sind. Ein sehr hochalpiner, schwieriger und gefährlicher Übergang vom Taschachhaus führt unter dem Mittleren Eiskastensferner vorbei zum Vorderen Eiskastensferner und auf den Wurmalkopf (3228 m). Dieser und der Löcherkogel (3326 m) sind die schönsten Skifahrten im Bereich des Risseltales. Der schneidigste Gipfel ist der Kostizkogel (3392 m); die heute übliche Route leitet über den kleinen Löcherferner entlang der Südbabbrüche des Seefogels zum nördlichen Firnsattel und von dort zum Gipfel. Daß auch schon direkte Spuren hinab ins Tal gelegt wurden, ist bei der zunehmenden Beliebtheit von Steilhangfahrten kein Wunder. Nachdem die beiden wildesten Gipfel Seefogel (3558 m) und Seekarleschneid (3208 m) in mehr oder weniger schwieriger Winterkletterei schon oftmals bestiegen und überschritten wurden, lockt vielleicht auch die Möglichkeit, vom erwähnten Firnsattel des Kostizkogels den Seefogel-Westgrat an seiner tiefsten Stelle zu überklettern (der

¹ Dr. Karl Krall, Skifahrten im hinteren Ötztal, Der Bergsteiger 1935/36, Heft 5.

² Dr. Emmerich Rutte, Osterfahrt ins einsame Ötztal, Der Bergsteiger 1940, S. 149.

³ Ing. Fritz Rues, Öttern im Kaunergrat, Mitt. des ÖVAV 1938, S. 43.

⁴ Dr. Herfried Hointes, Pfingstfahrt in den Kaunergrat, Ost. A.-Z. 1939, S. 149.

⁵ Ernst Koch, Im winterlichen Kaunergrat, Ost. A.-Z. 1949, S. 42.

Zustand der Gratwächte ist der springende Punkt des Unternehmens), um jenseits den Seefarlesferner zu betreten, der oben flacher, unten dann allerdings in sehr steile Gänge ausläuft und fahrbar ist. Ein ungemein eindrucksvoller, jedoch sehr schwieriger Übergang von der Raunergrathütte zum Riffelsee wäre der Aufstieg über den abgeschmolzenen Firnlappen im südlichen Winkel des Planggeroßferners, über den man dem obersten Seefarlesferner zustrebt. Es soll nicht unterlassen werden anzumerken, daß der Wagesstock üblicherweise nur von den Talorten aus zu erreichen ist und der sommerliche Höhenweg von der Raunergrat- zur Riffelsee-Hütte um die günstigste Jahreszeit ungangbar ist.

Die Königin des Gebietes ist die doppelgipflige Wagespize (3533 m), die neben jähren Wänden und langgestreckten Urgesteinssgraten an ihrer Ostseite einen Hängegletscher eingebettet trägt. Nach einer mir erinnerlichen Gipfelbucheintragung wurde der Sattel zwischen den beiden Gipfeln 1931 mit Skiern betreten. Üblicherweise läßt man sonst die Bretter in der höchsten Mulde des Planggeroßferners und benützt den obersten Ostgrat. Auch fast alle anderen Anstiege wurden schon zur winterlichen Jahreszeit ausgeführt. Dasselbe gilt von der übrigen Gipfelumgebung der Raunergrathütte (Schwabentopf, Berpeilspitze), ein Zeichen der Wertschätzung der mühesparenden und erlebnisvertiefenden Vereinerung von Ski, Widel und Kletterschuh. Keine Skifahrten sind Schwabenjoch (3196 m) und Madatschjoch (3010 m), von dem man auch in das Berpeital abfahren kann.

Dieses ist ungleich einsamer, die Fahrtenmöglichkeiten sind infolge der schroffen Gipfelwände beschränkter und der Stützpunkt (Berpeilhütte, 2025 m; Wintertspitze, Sondererschloß) liegt tiefer. Soviel mir bekannt ist, vollführten die beiden Innsbrüder Rohrmayer und Kremsler 1932 die erste Winterbegehung der Kofelerwand (3354 m) und des Gfalltopfes (3278 m) über den Schweikertferner. Von weiteren Fahrten ist wenig bekanntgeworden, 1950 waren Thalhammer und Gef. wieder oben, die auch den Hohen Madlstein (Brehnkopf) (3016 m) mitnahmen.

Der Driftkogel (3058 m) ist der letzte Dreitausender, er wie seine Umgebung bis zur Hohen Wifenspize (2786 m; 1922 erstmals von Krall und Gef. mit Skiern erstiegen) ist auch im Sommer reichlich unbegangen, kein Wunder, daß dies keinen Anreiz zu winterlichen Besuchen darstellt. Denn erst auf Grund der bei normalen Verhältnissen erworbenen Ortskenntnissen können erfolgreiche Befahrungen gewagt werden, sofern — darauf muß immer wieder hingewiesen werden — die zum Teil recht üblen Bahnhänge dies zulassen.

III. Der Glockenturm

Gegenüber seinen beiden östlichen Nachbarlämmen weist er sanftere Bauformen auf, die ihn zusammen mit der westseitigen Bertalung für Skifahrten viel geeigneter erscheinen lassen. Die Skierschließung hat im wesentlichen in den letzten zwanzig Jahren stattgefunden und im Kriege ihre Vollendung erfahren, da sowohl im Radurschel- als auch im Rauderer Tschenthal ganzwinterlich besetzte Hütten des Grenzschutzes standen.

Der Glockenturmstock und der nördlich der Hemmenspizspitze (3045 m) zum Wildnörderer streichende Kamm umrahmen die aussichtreiche Umgebung des Hohenzollern-Hauses (2123 m; vier Stunden von Pfunds, der letzte Teil des Anstiegs vom Jagdhaus Radurschel ab ist lahnig), das seit einigen Jahren auch im Frühling geöffnet ist. Wie dieses ist auf der anderen Seite des Kamms das zirbenumtrauchte Gepatschhaus (1928 m, vier Stunden von Feuchten) ein vorzüglicher Ausgangspunkt für die Hauptgipfel. Der Glockenturm (3355 m) überragt seine Umgebung weit im Umkreis, bietet einen großartigen Blick auf die nahe Ortlergruppe und ladet zu abwechslungsreichen und lohnenden Rundfahrten ein. Zum Aufstieg berührt man das Riffktal, das schnell zum gleichnamigen Joch (3149 m) führt. Ein Abstecher von wenigen Minuten führt auf die Riffkarspize (3219 m) bevor man über die steile Ostseite, zum Schluß zu Fuß, den Gipfel gewinnt. Zur Abfahrt hält man sich, nach Überwindung einer kleinen Felsstufe, auf den Krummgampferner zu und kehrt über das Krummgampental zum Gepatschhaus zurück. Vom Hohenzollern-Haus führt der übliche Anstieg über den

S. Hennesiglferner (der Name kommt von den Schnee- und Steinhühnern, die sich hier gerne aufhalten) und das Glocckturmjoch.

Eine eindrucksvolle Fahrtenwoche im August 1936 — das Gebiet zeichnet sich auch in dieser Jahreszeit durch Ruhe und Stille aus — ließ den Plan einer winterlichen Erkundung reifen, die eine Gruppe des Akademischen Alpenklubs Innsbruck im April 1937 ausführte¹. Um ein möglichst lückenloses Bild zu bekommen, teilten wir uns in zwei Gruppen: die eine (Kohrer, Pacher, Lang) erkor das Hohenzollern-Haus zu ihrem Standpunkt, während wir (Kuntzcher, Dürr) unser Quartier in der hübschen Kassererineralm (1995 m) am Eingang ins Kaiserbergtal schlugen.

Am Ende des kiläuterisch sehr verlockenden Radurschler Talbeckens senkt sich das aussichtsreiche, leicht erreichbare Radurschelschartl (2872 m) ein, das auch einen schwierigen Abstieg ins Langtauseretal zuläßt und lange Zeit ein bekannter Schmugglerpfad war. Der von der sehr zu empfehlenden Rauderer Hennesiglpitze (3045 m) zum Wilbnörberer (3009 m) streichende Grat kann durch das Boderer Berglekar bis zu den Scharten mit Skiern erreicht werden (Schöntarlesspize: Krall und Gef. 1930; Wilbnörberer: Drechsler und Gef. 1934; Wilbnörberer—Brunnenwandkopf: Kohrer und Gef. 1937). Im Talhintergrund stellt der Glocckhauser (3025 m) eine ziemlich alpine — steile Hänge würzen die Mühe des Aufstiegs — doch recht befriedigende Fahrt dar. Die beiden Hennesiglköpfe (Östlicher 3119 m, Westlicher 3100 m) sind ausgeprägte Felsgipfel im Kammerlauf zur Hennesiglpitze (3144 m) welche Treffpunkt der hier von drei Seiten zusammenstoßende Grate ist. Dieser schroffe Dreikant ist ein lohnendes Winterziel vom bereits erwähnten, übergangsgünstig eingeschnittenen Glocckturmjoch aus. Unsere Freunde bestiegen anläßlich der Fahrt zum Glocckturm auch in anregender Kletterei den Arzlaropf (3121 m) während wir uns mit dem Krummgampenturm (3126 m) herumzuschlugen.

Begeistert wird auch das geräumige, zügige Steigung aufweisende Hüttelkar (Hintertal), von dem aus einerseits das Riffloch, Riffstarkspitze und Rifflochturnm erstiegen werden können (und sich damit eine Umfahrung des Glocckturms vom Hohenzollern-Haus eröffnet) andererseits die Scharte zwischen Bruchkopf (3013 m) und Roter Schragen (Südgipfel 3113 m, Nordgipfel 3113 m) betreten werden kann und den Zugang zur winterlichen Blockkletterei auf die Gipfel darstellt.

Auf der Ostseite stürzen diese Berge in das Kaiserbergtal ab, ein freundlich heiterer, muldengeschmückter und seengezierter Einschnitt, der von der Waldgrenze nicht allzu weit zum Jaggenbach abfällt. Die Wahl „unserer“ Kassereriner Alm erwies sich als ganz besonders vorteilhaft, beginnend vom bulligen Nachelofen bis zur Umgebung. Gleich am ersten Tag begingen wir das Tal in seiner ganzen Länge (drei bis vier Stunden) bis zum Kaiserjoch (2937 m) und bestiegen über den plattigen Südgrat die Kaiser Spitze (3090 m). Weniger nachahmenswert dürfte der Aufstieg über die äußerst steilen und lahnigen Hänge zum Hasle (2867 m) sein, wir empfanden danach die Blockkletterei zum Westlichen (3007 m) und Ostlichen (3003 m) Gratfernerkopf geradezu als Erholung. Übrigens ist das Halsle bequemer vom Gepatschhaus her zu erreichen. Zwei ausgesprochene Stigipfel sind Atemkogel (3011 m) und Fißladkopf (3113 m), die wir über die nördliche Talsette und den Schwarzsee betraten. Auch eine Abfahrt in das Fißladtal ist möglich, eine Gruppe des Akademischen Alpiner Vereins Innsbruck soll hier Skifahrten unternommen haben, doch war keine Einzelheit zu erfahren.

Ein besonders schöner Berg im innersten Tal ist die Blager Spitze (3106 m), die wir zu Fuß vom östlichen Blagerjochl erkletterten. Auf Grund einer Anregung im Rauderer Skiführer² war der Berg durch das im äußeren Teil sehr lahnige, im inneren Abschnitt ziemlich steile Blagertal erstiegen worden. Aus dem Blagertal kamen auch Krall und Gef. (1935), die damals den Fißladkopf mitbestiegen. Dürr und ich überschritten

¹ 43/45 Jb. des AAKV (1935—1938), S. 92.

² Sigi Rechner, 150 Skifahrten von Raubers, Wagner 1931.

die Blazer Spitze und turnten über den bewächsteten Grat zum Südlichen Gamskopf (3110 m).

Im Anschluß an einige Rauderer Skitage erstiegen wir im Jänner 1942 den nordwestlichen Kulminationspunkt des Gamskopfastes, das Hochjoch (2897 m). Das ganze Gebiet unterliegt jagdmäßigen Sonderverfügungen und es ist gut, wenn man sich vorher mit den Jägern ins Einvernehmen setzt und sie von der Harmlosigkeit der Absichten überzeugt. Vom Raburscheltal gelangten wir zur Vorderen Friunsalm (2119 m) und legten unsere Spur über schöne freie Hänge auf den Rauchkopf (2370 m) und den Westrücken zum Gipfel. Eine überaus schöne, durch Föhneinfluß wie gefilterte, Aussicht, besonders in die tiefe Furche des Blazertales und auf den gegenüberliegenden Glockhausstamm krönte den Tag. Die drängende Zeit und die absolut sichere und geringe Schneelage bewog uns, über die steile, lahrinnendurchfurchte und in einen geradezu bedrückenden Tobel mündende Nordseite in das von unzähligen Heuhütten besetzte Pfundscher Tschental abzufahren.

Eine sich im Frühling durch alle Gegenläge von Firn, Fels, Wald, Blüten und Wiesen besonders auszeichnende Fahrt ist der Pfroschkopf (3148 m). Frommelt bestieg ihn 1912 zum ersten Mal, die Fahrt wurde alljährlich — vornehmlich von Landecker Schiläusern — wiederholt. Von Nied im „Oberen Gericht“ steigt man durch das Stalanzertal zur ebenso entzückenden, wie weltvergessenen Anton-Kent-Hütte (2261 m); die Hütte ist jetzt wieder teilweise in Stand gesetzt. Mit meinem Vater verbrachte ich erlebnisreiche Pfingsttage dort oben, außer dem infolge seiner phantastischen Abfahrt zweimal „gemachten“ Pfroschkopf gelangten wir auf die Innere Kiffelkar Spitze (3008 m) und erkundeten Abfahrtsmöglichkeiten in die südlichen Seitentäler.

Am Abfall gegen das Innatal zu liegen noch einige Berge, die nicht selten von Einheimischen besucht werden (Schlanterkopf 2519 m, Mittagstopf 2621 m usw.). Der Reiz des Geheimnisvollen, Abseitigen und Verschwiegenen haftet ihnen ebenso sehr an.

Die Umreifung der Schiläuserischen und winteralpinen Möglichkeiten und die Aufzählung einiger durchgeführter oder bekanntgewordener Fahrten in einem Gebiet von über 1000 km² Flächenausdehnung, das im Sommer schon einsam, im Winter fast unbegangen ist, mag leicht den Vorwurf der Flüchtigkeit eintragen. Wer es aber wahrhaft ernst mit den Bergen meint, der wird mich begreifen und es verstehen, daß die kurzen und knappen Angaben nur Anregung zu eigenem Denken und Suchen sein sollen, um des schönsten aller Bergsteigergefühle, des eigenen Erlebens und — es ist ebenso nötig, wie Harsch zum Pulverschnee gehört — des eigenen Erleidens teilhaftig zu werden. Das wünschen wir allen Freunden des Gebietes recht herzlich.

Anschrift des Verfassers: Dr. Herbert Kuntzsch, Lannheim, Tirol

Bergfahrten in Süd-Perú

(„Von der österreichisch-italienisch-schwedischen Cordilleren-Expedition 1952“)

Von Mathias Rebitsch, Innsbruck

Wir sind von den Eiskuppen des Solimana und Coropuna wieder auf die hize-
verfengte Küstenwüste herabgestiegen und mit der Eisenbahn nach Cuzco, der Hauptstadt
des alten Inkareiches, gerattert. — Piero Ghiglione, der Italiener, Anders Bolinder,
der Schwede, seine Frau Verena und ich. Der unerstiegene Aufangate, 80 km südlich
von Cuzco, und die Cordillera de Carabaya, hunderte von Kilometern südlich der Cordillera
Blanca, sind unser nächstes Ziel. Die Hacienda Lauramarca, die uns Don Carlos
Domellini in liebenswürdigster Gastfreundschaft zur Verfügung stellte, ist unser Stand-
quartier geworden:

Auf sanften Grasböden ist breit und mächtig im Stile der Conquista ein Doppel-
glöckenturm gemauert. Wallartig umringen die Lehmhütten der Peone, die Viehställe
und Portale, ein hochfenstriges Herrschaftshaus. Durch das Rundtor stampfen die Hufe
brüllender Criollostiere und Jungkühe, zwängen sich die Wollknäuel erschreckter Schaf-
rudel und unbeholfen scheuer Lamas entgegen und aus den aufgescharrten Staubwolken
sprengen die Arrieros heraus — Indianer hoch zu Roß, mit bunten Ponchos und langen
Peitschen. Sie grüßen respektvoll die fremden Caballeros: „A dios, señor, a dios“.

Der „administrador“ hat uns als Gäste seines Herrn willkommen geheißen, seine
umfangreiche Frau hat uns gesegnet, unarmt, geküßt — wir sind feierlichst in einem
Bergsteigerparadies gelandet! Da haufen wir nun in einem weißgetünchten Kiesenraum
mit dicken Stützsäulen und einem offenen Kamin und speisen gebratenes Lamm am
schweren, barocken Tisch auf hochlehnrigen, engen Stühlen, die einen dazu zwingen so
würdevoll steif zu sitzen wie in einem kastilischen Ritteraal, während uns das heiße
Schmelfett von den Fingern trieft. Selbst hierher ist der Geist des spanischen Feierlich-
zeremoniösen gedrungen. —

Durch weite Fenster brennt die Sonne vom Auf- bis zum Untergang herein, fällt unser
Blick auf eine einzigartige Landschaft. Ein flachwelliges, freundliches Weideland umrahmt
die Hacienda — ein Hochland über 4000 m. Aber es verhält sich wie Himmel und Hölle
zur verdursteten Puna um den Solimana herum. Breite, fette Büschel von Hartgras
und ein dünner Schleier von feinen, niederen Halmen deckt lückenlos die flachen Hänge
in gelblichbraun-grüner Pastelltonung — es sind die schlichten, warmen Farben der
sommerlichen Lundra Papplands und dazwischen schimmert wie nordisches Rentiermoos
das flaumige Weiß des Wollkaktus durch. Häufig brechen Quellen aus der Erde und ver-
längern sich zu glibernden Wasseradern, schlängeln sich Bewässerungsanäle, mit unend-
licher Sorgfalt gegraben, in kilometerlangen Windungen um die braunen Ruppen zu
den dunklen Ackerfurchen und Strohhütten der Indiobauern hin. Auf diesem idealen
Umgiebet grasen friedlich die Herden zottiger Lamas bis zum Rande der Gletscher
hinauf — hier wohnt noch die Ruhe und der Friede wie im Märchenbuch. . .

Im Hintergrund dieser Idylle wächst unmittelbar aus den Almböden ein klobig
herausgemeißelter Bergglock mit riesigen Felswänden und glänzenden Firnruppen —
jäh wie ein Dolomitenstock — himmelhoch über die Puna an die Wolkendäuche heran.
Der Aufangate! Er bereibt mit zerhackten Grattürmen gegen einen schmalen Eispaß
hin und schwingt sich wieder auf in den breiten, blauverschatteten Eiswänden der Callan-
gate-Sechstausender mit ihren kirchdachsteilen Ausläufern und noch einmal in einer

langen, fernen Kette von eifigen Schneepyramiden, die wir die „Oxtaler“ nannten. Zwei gegensätzliche Welten — lebensfeindliche, erstarrte Urwelt und freundliches, behautes, lebendes Kulturland — haben sich da zu vollendeter Harmonie verbunden, zu einer Landschaft, die jeden jungen Bergsteiger in einen Rauschzustand versetzen muß. Und kein einziger Gipfel ist erstiegen! —

Wir ziehen zur ersten Erkundung des Aufangate von Lauramarca los, begleitet von Arrieros und dem bärenstarken Korporal Louis Rojas.

Wir reiten durch Sumpfböden mit fast meterhohem Hartgras, durch Wildbäche und auf schmalen Moränenschneiden und queren Steilhänge, daß ich nur sehnlich hoffen kann, daß die Mula nicht abrutscht. Vielarmig verschlungene Deltas und brausende Wasserfälle wechseln mit tiefblauen, Seen von der Verträumtheit nordischer Fjorde. Drin spiegeln sich die Wände wilder Eisberge. Plumpe, weiße Vögel (Wildgänse) watscheln wie Pinguine vor uns dem sicheren Wasser zu — Antarktis in den Tropen! Und zwischen den Urgesteinsblöcken, knapp unter stumpfen Gletscherzungen, nisten noch die höchsten Umsiedlungen der Hochlandindianer. Aus ihren Korralen jaulen die bissigen Wachhunde heran und springen jappend an den Pferden hoch bis sie ein pfeifender Peitschenhieb des Arriero zurückwirft. An glasklaren Seenaugen steht unser Camp auf 5000 m, kühngeformte Fünf- und Sechstausender rahmen die Grasbucht unserer „Märchenwiese“ ein und kontrastieren blendendweiß mit dunklen Moränenrücken. Ich hab noch nie einen schöneren Erdenstreck gesehen! Bis spät in die Nacht liegen wir auf weichen Fellen am Glutfeuer aus Lamamist und träumen in den flammenden Südhimmel hinein. . .

Am zweiten Tag stoßen wir in ein Eisstal vor, das vor uns noch kein Bleichgesicht begangen. Aber der Aufangate ist von da aus unersteigbar.

Dann reiten wir drei Tage um den Kumpf des Aufangate herum, durch Engtäler und stacheligen Wollkaktus, über Steilstufen und glattgeschliffene Rundbuckel, an Lagunen und einem Granitturm vorbei, der schlant wie die Guglia die Brenta über den Karmulben steht. Endlich zeigt der Berg von Süden seine schwächste Stelle: über dem friedlichen Stilleben grasender Lamas und grüner Seen löst sich ein schiefer Plateaugletscher zu einem zertrümmerten Eiswall auf, der mit einem Gewirr von zerworfenen Riesenblöcken, Sprüngen und Hängefernern den Zugang zum letzten Gipfelhang versperrt. Der Vergleich mit der Rakhotflanke des Ranga Parbat drängt sich zwingend auf.

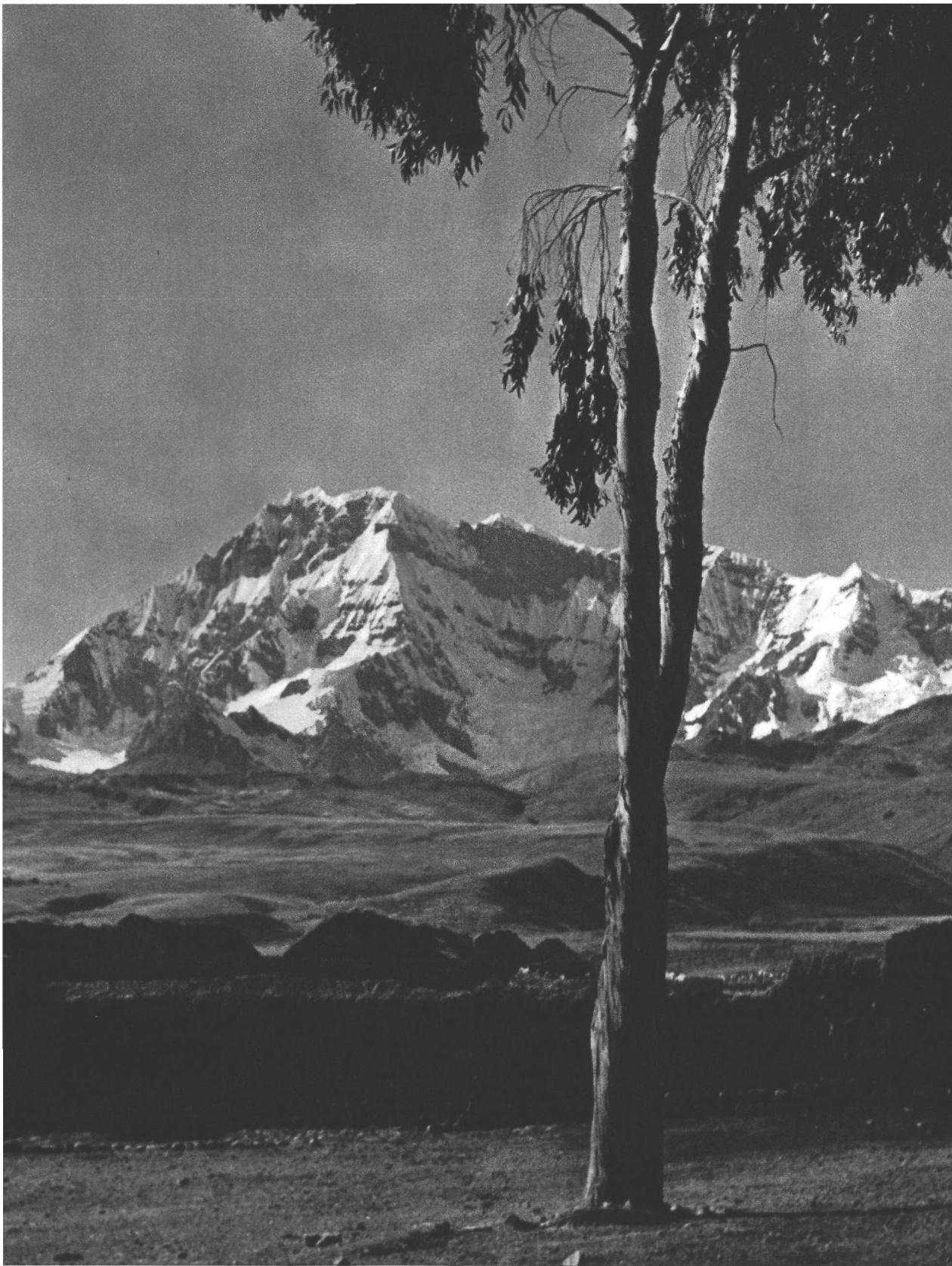
3. August. Hauptlager 5100 m: Wo sich dieser Südgletscher des Aufangate noch einmal zu hohen Eiskürmen aufbäumt, bevor er zerschmilzt und stirbt, verbirgt sich, umhettet von der Stirnmoräne, eine dunkelgrüne, winzige Lagune. Sie liegt so versonnen und weltfern, daß man jeden Augenblick darauf wartet, daß ein algenbehängter Wassergott daraus auftaucht. Am Rande des versteckten Teiches stehn unsere Zelte, so nahe, daß man den kalten Hauch des Gletschers spürt. Aber Nacht friert der Teich zu und wenn man am Morgen die Zähne putzen will, so muß man einen Steinbrocken auf das blanke Eis werfen. Aber richtig — sonst spritzt die eisgekühlte Wasserfontäne ins Gesicht. Minus 20 Grad zeigt das Thermometer in der Nacht im Freien.

Wir üben mit unseren barsüßigen Indioträgern im Eis und gewöhnen sie an das Gehen mit Schuhen, mit Steigeisen und an den Spaltenschred der zerklüfteten Nevados, die sie sonst fürchten und meiden. Der erste Erkundungsgang über die zerfressene Eiszunge gelingt dann unerwartet schnell, aber bald stecken wir bis zu den Hüften in zähem Neuschnee. Schon um 6 Uhr abends überfällt uns fast dämmerungslos die lange Tropennacht und wir schlüpfen in die Zelte hinein. Ich hab einen meterbreiten Platz davor geebnet und betreib meine gewohnte Abendgymnastik. Die Kerzen in den Nachbarzelten sind erloschen. Es ist eisfalt und sternklar über der Hochwüste und so still, daß man das Singen des eigenen Blutes in den Schläfen hört und nur das Auflachen der Träger spannt in dieser phantastisch erstorbenen Welt noch eine Brücke zum warmen Leben. Da wird es in den Eisbrüchen lebendig, ein paar Türme zerbersten und poltern herab. Im Trägerzelt erstirbt das Lachen.



Aufn. F. Stabler

Glocherin — NW-Wand



Der über 6000 m hohe Ausangate; im Vordergrund die Hacienda Lauramarca (4000 m)

Wulf. W. Rebitsch

TAFEL XI

In einem Labyrinth von breiten Klüften und bizarren Eiszadeln werden wir beim zweiten Versuch im Kreis geführt. Viel Zeit und Kraft kostet mich die Überwindung eines steilen Eisturmes mit zerbrechlich angewehem Schneeschild. Ich grab darin mit den Händen eine Gangfurche nach aufwärts — vorsichtig wie auf Eiern. Da ruht der Vorderschnee unter mir weg. Eine aufgebrochene Spalte zu meinen Füßen verschluckt ihn. Mit der linken Hand halt ich mich an einem glitschigen Eisgriff, die Vorderzaden eines Steigeisens sind im Turmeis verkrallt und es gelingt mir noch schnell einen erlösenden Eishaken einzutreiben und mit „Seilzug“ um eine Kante herum auf den Kopf des Turmes zu gelangen. Es wäre vielleicht gar nichts passiert, ich bin gut gesichert, aber ich hab so eine unheldische Abneigung gegen jeden kleinen Sturz in diesen Höhen. Ein Schneesturm treibt uns ins Lager zurück.

Beim dritten Vorstoß bricht Anders in eine Spalte ein, die mich gerade noch trug. Körnig loderer Schnee liegt auf der Schattenseite der Mulden und Spaltenschluchten so grundlos hoch angeweht, daß ich selbst mit den Schistöcken auf keinen festen Untergrund mehr komme und erst damit eine tiefe Furche zusammenstampfen muß, um überhaupt einen Schritt nur ansetzen zu können. Im nächsten Steilstück muß ich mit Händen und Pickel den Schnee über mir herunterräumen, zwischen den Knien durchpressen und mehlig weiche Tritte daraus formen. Dezimeterweise nur kann ich mich höher wühlen, ein brusttiefer Graben bleibt hinter uns zurück. Wir sind an diesem Tag um 10 Meter höher gekommen — bei allerletzter körperlicher Anspannung! Dann aber stehn wir am Ende — ausweglos umgeben von unüberschreitbaren, abgrundtiefen Spalten und chaotisch durcheinandergeworfenen Türmen. Wir können diesen Eistrümmerwall einfach nicht durchbrechen, im Frühjahr wär's vielleicht eine Spielerei gewesen. Enttäuscht und abgepannt stolpern wir in den Spurlöchern zurück.

Von einem neuen Hauptlager aus wollen wir dann den Aufangate über seinen langen Westgrat ersteigen. Und jetzt hab ich das Bedürfnis, ein aufrichtiges Loblied auf unsere „Hauptlagerverwalterin“ — Berena Bolinder — zu singen. Sie hat sich überraschend von der verwöhnten „Salondame“ zur praktischen Expeditionsfrau entwickelt. Sie ist die beste Reiterin, sie kocht uns gut bürgerliche Menüs auf zwei Steinplatten in 5000 m Höhe. Sie stopft die duffenden Soden der Indioträger, bringt sie in Schwung und sorgt für den Nachschub. Sie hat nur einen Fehler — sie zeigt ein zu gutes Herz für unsere Indianer. Die gefallen sich auf einmal alle darin, mit blütenweißen Mullbinden über der rissigen Elefantenhaut ihrer schwarzen Füße herumzusteigen.

11. August. Über einen morschen Moränenrücken, einen schwierigen, ausgesetzten Eisabbruch und steilen Firnflanken erreichen wir ein Schneeplateau und schon beginnt wieder die abstumpfende Wühlarbeit in tiefem Neuschnee. Am nächsten Tag lossen wir vier Indios mit den Lasten heraus. Eine abschüssige Felsplatte muß vorher noch mit Mauerhaken und Keypfahnen gesichert, der anschließende Eiswulst mit breiten Stufen, verspanntem Seil und Eishaken für unsere Träger begehbar gemacht werden. Bolinder führt den Nachtrupp, nimmt selbst eine Trägerlast auf den Rücken und lockt damit die mißtrauisch zögernden Kulis über die exponierten Stellen hinauf. Eine Spalte wird noch mit den schweren Säcken überprungen, dann steht Hochlager 1 (5600) im Schnee. Bei heftigem Wind stellen wir das Trägerzelt auf. Aber die Herrn Indios stehn untätig dabei, klappern angestrengt mit den Zähnen, wurseln theatralisch vor „Kälte“ und hüpfen von einem Bein auf das andere. Sie spielen übelstes, übertriebenes Schmierentheater, denn nur die jämmerliche Furcht vor irgendwelchen Dämonen der Nevados schaut aus ihren sonst so kühn wirkenden, hakennasigen Kupfergesichtern. Sie möchten hinunter vom unheimlichen Gletscher! Da wird's mir zu hant. Ich pack sie beim Kragen, schieb sie in mein Zelt hinein und deck sie mit Schlaffäden zu. Beim einen hat es den gewünschten Erfolg, er schämt sich, kommt heraus und hilft uns. Aber der zweite bleibt ruhig drin liegen. Ich stell mir lebhaft vor, wie er jetzt höhnisch über die dummen Gringos lacht, die draußen für ihn arbeiten und ihn dafür noch mit blanken Soles bezahlen. Und diese

Vorstellung erweckt in mir eine fast körperlich spürbare Gier, ihn herauszureißen und hinunterzujagen. Der Höhenkoller beginnt in mir schon stark zu gären. . .

12. August. Die Steilflanke ober uns ist ungemütlich gespickt mit abrutschbereiten Riefenbrocken. Besonders ein ruchtiger Eisquader, schräg eingelagert und beängstigend weit herabhängend, scheint auf uns zu warten. In weiter Schleiße weichen wir ihm aus, aber ausgerechnet in Falllinie bleiben wir länger aufgereggt zappelnd im Pulverschnee stecken.

Einmal sondier ich einen feinen, verdächtigen Sprung im Haracht. „Wumm“ — die Schneedecke um mich versinkt wie abgesaugt im aufgerissenen Schlund einer weiten Spalte und ich steh' erschrocken balanzierend auf schmaler Eisbrücke über dem dämmerigen Abgrund. Der ganze „harmlose“ Schneeang ist von verdeckten Querklüften durchzogen — ich seh schon überall Spaltengespenster und der zierliche Ghiglione ist mir als „Sicherungsblod“ zu leicht. Dazu eignet sich besser der Schwergewichtler Louis Rojas, eine athletische Christophorusfigur. Er trägt auf 6000 m noch spielend an die 50 kg. Ich habe im Himalaya keinen Sherpaträger gesehen, der ähnliches zu leisten vermochte wie er — wenn man ihn richtig behandelt! Körperlich hart und bärenstark — seelisch schwankend — verkörpert er das Mischrasenproblem Südamerikas. Indianische und weiße Blutsanteile pullen durch seine Adern. Er behandelt den Vollblutindianer mit Verachtung, aber er fühlt sich als Halbblut dem Weißen nicht gleichwertig. So steht er wurzellos zwischen beiden Rassen. Als wir ihn unter die Indioträger stecken, wiegelte er sie gegen uns auf. Seit er als ebenbürtiger Caballero im Zelt schläft, hält er sie für uns in erbarmungsloser Zucht.

Am Nachmittag finden wir einen Lagerplatz knapp unter dem Westgrat auf 6050 m. Wortlos entfernen sich unsere Träger und steigen eine Schneekuppe hinan. Und im Angesicht der drohend gewölbten Eisbrücke und mystisch verdämmernden Spaltengrotten entzünden sie schweigend eine Kerze und heben sie mit beschwörenden Gesten gegen den leuchtenden Wächtergrat hinauf. Uralte heidnische Dämonenfurcht und braver christlicher Neuglaube verschmelzen zu einer ergreifend schlichten Szene von so klarer, zeitloser Symbolik, daß es keinem von uns einfällt, auch nur im Innersten darüber zu lächeln. . .

Vom Hochlager 2 aus haben wir uns über pulverige Hänge zum Westgrat hinaufgemüht. In einer haltlosen Steilwand bricht er zu den Wiesenböden von Lauramarca ab. Ein eigenwillig kühn geformter Spitz von gefalteten Firnschichten bildet den Eckpfeiler des langen Grates. Anders braucht „bildbelebende“ Spuren hinauf für seine Teleaufnahme — so muß ich ihn unfreiwillig allein ersteigen (6250 m). Nun stoßen wir einen sonnigen Tag lang die Zinken unserer Steigeisen in scharfe Firnschneiden, umwaten Wächterballone und umklettern Gratklüfte in ausgefester Steilwand. Den nächsten Grataufschwung (6350 m), kann ich noch im Alleingang erreichen, dann ist die Spur für den morgigen Gipfelangriff vorgestampft.

16. August. In heißender Morgenkälte kriechen wir aus den vereisten Zelten und treten mit klammen Fingern und gefühllosen Zehen zum Gipfelsturm an. Fast senkrecht steigt die heiße Tropen Sonne über die Horizontlinie auf und heizt uns gleich erschlassend ein. Bald liegt der letzte Grat mit gleisendem Millenstirn zum Greifen nah vor uns. Es wird eine gründliche Enttäuschung, denn der Rücken verengt sich plötzlich zu einer turmbewehrten, scharfen Schneide. Überwächet, bricht sie nach Norden hunderte von Metern fast senkrecht ab. Auf der andern Seite stützt sie sich auf eine unwahrscheinlich steile, abrutschverdächtige Loderfahne, die in einem klaffenden Bergschlund endigt. Es ist eine heikle und gefährliche Gefühlsarbeit, die einzige Linie zu erfühlen, nach der ich die Spur führen darf, um das Kartenhaus des Pulverschnees nicht ins Gleiten zu bringen und den Wächterüberhang nicht abzusagen. Wir durchfurchen noch verharstete Schattenhänge und überstapfen Wächtertürme, dann legt der Schlußgrat zum Westgipfel vor uns an. Jetzt aber spüren wir die Höhe in der endlos abstumpsenden Spurstamperei über 6000 Meter — in Lusthunger und einer dumpfen Mattigkeit, im gehetzten Rhythmus von Lunge und Herz. Aber die Gipfelnähe wirkt dagegen wie eine fiebrige Aufputschung des Willens und das erregende Glücksgefühl, als erster auf unbetretene Neuland, so hoch über der Puma, fast in den Wolken, zu steigen. Anders wartt mit letzter

Energie am Seil, der starke Nordländer mußte sich übergangslos vom Meeresspiegel seiner Fjordberge mit der Sechstausenderzone abfinden, Ghiglione hält sich mit verbesserter Fähigkeit in den tiefen Tritten. Um 2 Uhr nachmittags rammen wir als erste Menschen unsere Pickel in den Fim des Aufangate Westgipfels — wir schätzen ihn auf 6450 m.

Sonnengeblendet schauen wir aus unsäglich schwindelnder Vogelschau zu dem winzigen Punkt von Lauramarca hinab, hinüber in die Eiswelt der unerstiegenen Sechstausender der Cordillera de Carabaya, zum fernen Mampu und über die rötlichen Vorberge zu den wilden Konturen des Salcantay und Padre Eterno.

Der Hauptgipfel überragt uns vielleicht noch um 70 bis 100 m, ein leichter Schneehang nur trennt uns davon. Doch von der Montaña schwimmen schwere Wollenballen heran. Gleich stecken wir in trübem Dunst. Ein Hochgewitter mit Schneeschauern entlädt sich um uns. Wir müssen absteigen. Wir tasten uns nach der verwehten Spur über die Wächtertürme zurück, die der treibende Nebel schreckhaft verzerrt. Vor Nacht einbruch erreichen wir unser Hochlager. Das Problem Aufangate ist gelöst. Wir haben seinen schwersten Gipfel — doch nicht seinen höchsten Punkt erreicht und ich bin nicht zufrieden. Aber wann bin ich schon zufrieden...?

Der Wettersturz legt den Neuschnee bis auf das Hochland herab. Wir aber sitzen schon geborgen hinter den Fenstern der Hacienda, bei heißem Tee und köstlicher Chicha und im Korral feiern unsere Träger für sauren Bohn ihr schnapsfeuchtes „fiesta“ zu Schauderwitz und groteskem Tanz. Tagelang steckt der Aufangate in Sturmwolken. Dann tritt er langsam heraus, leuchtendweiß über der dunklen Puna, ein unwirkliches Gebilde — ein phantastisches Bergziel. Ob wir viel Gold dort oben gefunden hätten? fragen die Arrieros. —

In Lauramarca ruhn wir uns auf unsern andinen Vorbeeren aus, dann brechen wir zur Erkundung der Callangate-Kette auf. In den Karten ist sie lückenhaft festgehalten, die Höhe der Eisgipfel ungenau und die für den Bergsteiger interessante feinere Struktur der innersten Hochtäler, Grate und Flanken nicht verzeichnet. Keine ihrer Spitzen ist erstiegen. Unser Ziel ist nur: Schauen, bergsteigerisch erkunden und wenn es „leicht“ geht, einen Hauptgipfel zu ersteigen.

Wir nächtigen in Indianergehöften. Man nimmt uns demütig gastlich auf. Frisch aufgebrochene Ackerfurchen umranden die Steinhütten und warten auf die Aussaat im Sommerregen. Über der Hochsteppe herum liegt der Geruch von vergorenem Alamanist — er gehört zu ihr wie der Dunst verbrannter Milch zu unseren Almen. In den Pflöcken grünen schwarzgefleckte Säue, drängen sich hunderte von „Schafen“. Sie weiden geruhlos wie dicke Wollkugeln, als ruhig bewegte Punkte, die weiten Gehänge hinauf. Darüber hängen die Eiszülfte der Steilwände und der schroffe Schattenriß der Eisberge gibt die romantische Kulisse dazu.

Es könnte ein Genrebild aus unseren Alpen sein — aber die „Schafe“ entpuppen sich in der Nähe als langhällige, lamelköpfige Lamas, die Hütten sind mit Stroh gedeckt und die leuchtend grellen Farben von Ponchos und Zupfelmützen der Bronzegehaltnen, die beweglichen Frauen in kugelig gebauschten Röcken, mit barettartigen Hüten und Handspindeln, den Säugling in dem Rückenack wie Eskimos, bestreben und überprägen das „Heimatbild“ mit festsam faszinierender Exotik. Es ist die Urheimat des Hochlandindianers.

Jede Nacht frieren die Wasserläufe der Puna zu, am Tage brennt die Sonne drauf und schmilzt das Eis. Hier hütet der Ketschua-Indio, als Nachkomme der Inkas, barfuß in Schnee und Hitze seine Herden von Lamas und Alpacas, kleidet sich von ihrer Wolle, lebt von ihrem Fleisch und von gefrorenen Kartoffeln und zieht selber die primitive Pflugschar durch die harte Bodentruste, wie eh und jeh seit tausend Jahren. Friedlich und flach verläuft ihr Leben, ohne kulturelle Leistungen und Bedürfnisse, in geistigen Bahnen, wie sie ihnen seit Jahrhunderten durch den Inkakollektivismus und durch die folgende Herrschaft der spanischen Eroberer vorgezeichnet waren. Und nur der Cocotaumel und

das Feuerwasser bringen noch ihre Gehirnzellen und ihr Blut in kurzen Aufrubr. Eine Rasse ohne Zukunft...?

Tief verummmt unter Ponchos und Kleppermänteln schleicht unsere Karapane durch eine neblige Winterlandschaft. Ergeben und stumm lenken sie unsere Arrieros über schlüpfrige Moränen, durch Bäche mit eisüberquollenen Geröllen, über flache Hochpässe von 5000 m und auf schmalen Trittspuren an Steilhängen entlang, daß das Ausrufen eines Maultieres haltlosen Absturz bedeutet hätte. Zweimal rollt eine Last die Flanke hinab, mein Pferd bricht unter mir zusammen. Über dem Hintergrund der Hochtäler drohen die Eisbalkone der unersteigbaren Callangate-Wände, zerborstene, kurze Gletscherströme und turmhohe Moränenwälder quellen aus den Talmulden heraus. Scharfgezackte, weiße Sägen zeichnen sich gegen den tropisch blauen Himmel ab — die unerstiegenen Fünftausender der Yanacancha-Kette.

Über einen Schneeegrat mit senkrecht aufgestellten Eisschuppen, wie auf einem Drachenn Rücken, und einer exponierten Wandstelle erklimmen wir erstmals im Schneetreiben den „Pico Berena“ (5600 m), und biegen auf spärlichen Wildwechsellern in ein neues fremdes Tal ein. Sieben stille Seen sind an einem Gletscherbach aufgesädelt. Der erste ist von einem so unwirklich reinen Smaragdgrün, daß auch Ghiglione, der in aller Welt Gereifte, noch nie was ähnliches sah. In keiner Karte sind diese „coches“ eingetragen. Der nächste ist milchigweiß, ein anderer milchklaffeebraun, den letzten nannten wir „Schwarzsee“ und vom Rillensirn der wilden Eisgrate winden sich die kalkweißen Gletscherarme der Cerros Yanacancha durch die dunklen Farn über das Farbrunder dieser Lagunen herab. Im Talabschluß stehen die unbegangenen Sechstausender der Nevados Yanoloma und des Jatunhuma.

Wir sind jetzt dem Abfall der Cordillere hinunter zum Einzugsgebiet des Amazonas schon ziemlich nahe gerückt. Und was sich dort unten über feuchten Urwäldern zusammenbraut und vom Ostwind über die Berge getragen wird, das schlägt sich hier als Hagelschauer regelmäßig am Nachmittag nieder. Die Luft ist feuchter, die Vegetation üppiger geworden. Vom See her lockt der Schrei der brütenden Wildgänse — es wird bald Frühling auf der Südhalbkugel.

31. August. Wir erkunden einen Eispaß. Es ist ein anstrengender Eiertanz auf lockerem Gestein über dem rutschigen Eis eines Bloßgletschers. Grünliche Eiskastaden hängen über die glattgehobelten Trogtwände heraus wie ein gefrorener, zertrümmerter Wasserfall. Kein Mensch war vor uns auf diesem Schneefattel (5400 m), gestanden. Ich muß Ghiglione bestaunen, den alten lederzähnen Bergsteiger, wie er diese neunstündige Schinderei ohne weiteres durchhält. Auch im nächsten Hochtal ersticken wir in Schuttströmen und stolpern ohne unsern „leichten Sechstausender“ wieder zurück.

Korporal Louis ist heute geistig auffallend angeregt und erzählt im Brustton der Überzeugung Gruselgeschichten. In unserem Operationsgebiet müßte es demnach von „Ladrones“ und Räubern wimmeln. Von einer 25köpfigen Räuberbande wären erst zehn gefaßt, die übrigen liefen noch mit ihrem Handwerkszeug in der Gegend herum und suchten nach Klienten. Er müßte unbedingt seinem General um eine Dienstpistole (ohne Zwischeninstanz!) telegraphieren gehn. Aber es bleibt alles ungestört, idyllisch, romantisch in unserem stillen „Lagunental“, in das wir ganz verliebt sind. Das Wild wechselt ruhig weiter und die Brutvögel locken, der Amazonaswind verfrängt sich im Gras und auch die bösen Räuber halten sich in verächtlicher Entfernung und ignorieren uns.

2. September. Wieder stehen neue Bergketten vor uns. Feuchte Dunstwolken brodeln vom Amazonasbecken heran und Regen mischt sich mit Hagelschauer. Wir haben der Übersicht wegen einen Eisgipfel (5500 m), erstiegen und nennen ihn Pico Comellini. Drei Stunden warten wir im Schneegeföber am Grat, um zu photographieren. Wir leben in der naiven Hoffnung, endlich in die Amazonasniederung hinuntersehen zu können. Aber wenn sich der Nebel lichtet, dann tauchen immer neue hohe Bergketten und Eiswüsten auf. Keiner dieser Gipfel ist erstiegen oder auch nur versucht worden, selten einer von den Indios benannt. Betätigungsfeld für Expeditionen auf lange Sicht! —

Das Wetter hat gänzlich umgeschlagen, die Regenzeit des nahenden Südsommers meldet sich an. Wir kehren um, heim nach Lauramarca.

Wir sind den ganzen Tag durch Sonne, Wind und Schneestreiben zurückgeritten. Jetzt rutschen wir ächzend von den Sätteln herab und stelzen D-beinig auf unsere Zimmer zu. Der letzte Tag auf Lauramarca — es ist schon Mitternacht. Wie reglose Schatten hocken unsere braven indianischen Träger auf den Steinfliesen vor der Tür. Den Cocatnäuel hinter der Wange, die Schnapsflasche in der Faust, so brüten sie schweigend vor sich hin und stieren mit Schnapsaugen in die schwarze Nacht hinein. Vielleicht weckt der Alkohol noch einmal den geknechteten Blutsanteil der einstigen Herrscherasse, aber es reicht nur mehr zum Träumen — sie bäumen sich nicht mehr auf.

In Ocongate hält die Guardia civil für uns das nächste Lastauto auf. Sie bestätigen uns eifrigst die Räubergeschichten von Louis. Doch nun erweisen sich Ladrones als sehr nützliche Einrichtung — die Inassen des Gemeindeflotters werden herausgeholt und müssen unser schweres Gepäck verladen. Unter den unerbittlichen Feldwehelaugen von Louis gebärden sie sich sehr arbeitsfreudig, aber etwas von Bedauern scheint mir hinter ihren braven Mienen zu stecken, wie sie unsere Schätze sehen. Zwischen Indios, Schafen und stinkenden Fellen rütteln wir in die Regennacht hinaus — nach Cuzco zurück.

Mit dem Besuch der alten Inkastadt Sacahuaman und der rätselhaften Palastburg Machu—Picchu, die unvorstellbar wildromantisch zwischen zerfchluchteten Urwaldbergen liegt, klingen die schönen Cordillerentage aus.

Wir hatten damit noch das Glück, als alpine Pioniere in ein unberührtes Bergland zu kommen. Wir träumten auf Inkaruinen und saßen mit den Trägern am Lagerfeuer, lernten ihre verjunkten Hochkulturen und die Hoffnungslosigkeit der Zukunft ihrer Rasse kennen. Wir fanden noch Romantik und Einsamkeit und sogen alles ungetrübt in uns auf. . .

Es gibt noch viel stilles Urland und Ziele für Bergsteiger dort — bevor der laute Reford, die Kommerzialisierung, das Kollektiv, eindringt und die Romantik verjagt, das letzte Obland überwindet!.

Große Eismwände der Ostalpen

Von Fritz Stadler

Seit Jahrzehnten schwinden die Gletscher der Alpen und seit dieser Zeit schmilzt auch das Flankeneis aus den Eismwänden der Ostalpen. Wo noch vor dreißig Jahren der Bergsteiger Eisflanken erblickte, finden wir heute — vor allem in den Spätsommertagen — nur unansehnliche Bratschenhänge, über die der Steinschlag tobt. Typische Beispiele hierfür sind die Hochtem-Nordwand in der Glocknergruppe und die Hochgall-Nordwand. Ähnlich ist es im Kaunergrat; einst sagte man ihm westalpinen Charakter nach. Damals sperrten wilde Hängegleisler den Zugang zu den Hauptgipfeln und die Grate trugen Schneepilze und riesige Wächten.

All das hat sich grundlegend verändert. Die Gletscher sind auf einen Bruchteil ihrer einstigen Ausdehnung zusammengeschmolzen, die Grate sind aper und zu reinen Felsfahrten geworden. Aber auch in den heute noch bestehenden Eismwänden macht sich die Abschmelzung stark bemerkbar. So apert in der Wiesbachhorn-Nordwestwand zwei große Felsfenster aus, und die einst so berühmtesten Eismüllste haben sich beträchtlich verflacht, was übrigens auch bei der Fuscherkarlopf-Nordwand zu beobachten ist. Durch diese Umstände finden die Bergsteiger heute in reinen Eismwänden erheblich geringere Schwierigkeiten vor als früher. Bei kombinierten Eis- und Felsfahrten, wie z. B. der Glocker-Nordwestwand und der Eislögele-Nordwand ist gerade das Gegenteil der Fall.

Ich selbst habe einige der bekanntesten Ostalpen-Eismwände durchstiegen, die meisten davon mehrere Male, und zwar unter sehr unterschiedlichen Verhältnissen und zu verschiedenen Jahreszeiten. Dabei habe ich die Beobachtung gemacht, daß die Zu- oder Abnahme der Eismassen in den Wänden und Flanken erheblich schneller vor sich geht als auf den Gletschern.

Ein Gletscher benötigt eine ganze Reihe von schneereichen Wintern und regnerischen Sommern, um merkbar zu wachsen. Bei einer Eismwand dagegen genügen schon zwei Winter mit viel Schnee und ein nasser Sommer, um ein Zunehmen der Eisbede zu bewirken. Ich habe das im Sommer 1951 bei einer Durchstieigung der Fuscherkarlopf-Nordwand beobachtet. Die Wand wies damals einen Neigungsgrad auf, den ich nie zuvor angetroffen hatte. Die beiden vorangegangenen Winter und ein regenreicher Sommer hatten die Steilheit der Wand bedeutend zunehmen lassen.

Über nun will ich von den Wänden selbst berichten.

Fuscherkarlopf-Nordwand

Eigentlich sollte es Nordflanke heißen, dachte ich oft, denn eine Wand stellt man sich anders vor, nämlich steiler und gefährlicher. Ich habe sie mehrmals durchstiegen, aber ich habe nie die gleichen Verhältnisse angetroffen.

Im Sommer 1937 lag eine 20 cm dicke Neuschneebede auf dem Eis und der Südwind jagte schwarze Wolkenballen über die Gipfelgrate. Trotz des Föhns und der Gefahr eines Wetterumschlages stiegen wir in die Wand ein. Aber wir hatten Glück, wie so oft in den Bergen. An dem großen Eismüllst schlug ich mit dem Pickel eine 60 Meter hohe Stufenleiter und sicherte mit Eishaken — es war die einzige Möglichkeit, das Hindernis zu überwinden. An die Brauchbarkeit von Eishaken glaubte ich übrigens erst nach dieser

Lour. Bis dahin hatte ich immer daran gezweifelt, daß ein Haken im Eis überhaupt halten könnte.

Ich habe die Fahrt später noch öfter wiederholt. Die Seillängen am großen Wulst erschienen mir mit jedem Mal leichter, und sie wurden auch tatsächlich leichter, denn mit jedem Sommer schmolz das Flankeneis mehr ab. Aber im Jahre 1951 erlebte ich eine große Überraschung. Ich stand unten am Fuß der Wand und sah einer Seilschaft zu, die über die Eisflanke hinaufflieg. Ich konnte mir gar nicht erklären, warum die Bergsteiger so langsam vorwärtskamen. Die Wand war doch nicht so schwierig!

Am nächsten Tag packte ich die Nordwand selbst an, und zwar allein. Ich kannte sie ja schon gut. In einer Hand den Pickel, in der andern einen Eishaken, stieg ich gerade über das Eis empor. Der Sommer, der sehr viel Regen gebracht hatte, neigte sich bereits seinem Ende zu. Auch der Sommer zuvor war ein sehr nasser gewesen.

Die Eisflanke wurde immer steiler. Das Eis war sehr hart und splittetig, und jetzt wußte ich, warum die Seilschaft gestern so langsam vorwärts gekommen war. Die Spuren der Vorgänger führten nach links, ich aber stieg gerade hinauf. Zwanzig bis dreißig Meter nahm ich immer in einem Anlauf. Dann schlug ich mit dem Pickel einen kleinen Standplatz, um ein wenig zu verschaukeln. Die Zuschauer von der Oberwalberhütte meinten später, es hätte so ausgesehen, als ob ein Eichhörnchen die Wand hinauf-liefe, ein Eindruck, der durch das schnelle Hinaufsteigen und die kurzen Zwischenrasten hervorgerufen wurde.

Unter mir wölbte sich der Eiswulst wie ein blinkender Schild. Mein Blick glitt in die Runde, und ich konnte verstehen, weshalb eine Gruppe von geschäftstüchtigen Deuten auf diesen Gipfel eine Seilbahn bauen wollte — ein Projekt, das der Alpenverein glücklicherweise verhindern konnte.

Großes Wiesbachhorn

Erster Abstieg über die Nordwestwand

Im Juni 1949 sah ich tagelang im Heinrich-Schwaiger-Haus und wartete auf gutes Wetter, um Postkartenaufnahmen machen zu können. Doch kaum war das Höhenbarometer ein wenig gestiegen, so fiel es auch schon wieder. Unausgesetzt jagte der stürmische Westwind schwarze Wolken über das Kitzsteinhorn herüber, und es war unmöglich, zu den gewünschten Aufnahmen zu kommen.

Die erzwungene Untätigkeit und die lodende Nähe der Gipfel, die ab und zu geisterhaft aus den ziehenden Wolken auftauchten, ließen allerlei abenteuerliche Pläne in mir entstehen. Eine Durchsteigung der Nordwestwand des Wiesbachhorns im Alleingang z. B. müßte doch ganz interessant sein. Und als eines Morgens das Wetter unerwartet schön war, setzte ich diesen Plan in die Tat um.

Obwohl von den vorausgegangenen Schlechtwettertagen her viel Pulverschnee im oberen Teil der Wand lag, gelang mir doch der Durchstieg ohne besondere Hindernisse und Schwierigkeiten. Schon am folgenden Tag verhüllte wieder dichter Nebel die Berge und ich hatte Zeit, weitere Pläne zu schmieden. Wie wäre es, die Nordwestwand einmal im Abstieg zu begehen?

Das Wetter wird immer schlechter statt besser. In der Nacht vom 27. zum 28. Juni heult ein derartiger Sturm um die Hütte, daß das ganze Gebäude zittert. Das sind nicht gerade günstige Voraussetzungen für eine Unternehmung, wie ich sie vorhabe. Am Morgen des 29. Juni ist das Wetter noch immer sehr zweifelhaft und die höheren Berge stecken alle in Wolken. Trotzdem entschließe ich mich zum Aufbruch.

Um 9 Uhr verlasse ich die Hütte und steige zum Hohezopf an. Von der Wiesbachhornwand ist nur der untere Teil bis zum großen Wulst sichtbar, alles andere verbirgt sich im dichten Nebel. Unter dem Eiswulst ragt ein großer Felsblock aus der Wand. Vor ein paar Tagen war ich rechts von ihm angestiegen. Diesmal will ich den Durchstieg links davon, näher der Gipfelfalllinie, in einer Einbuchtung versuchen.

Mit einem weiten Schritt spreize ich über die Randkluft — eine für den Alleingänger immer etwas gewagte Sache. Drüben komme ich mit den zwölfzadigen Steigeisen in prächtigem Firn rasch höher. Als ich mich dem Wulst nähere, tritt mehr und mehr blankes Eis zutage, das stellenweise mit einer trügerischen Pulverschneeschicht bedeckt ist. Diese ist jedoch so dünn, daß die Zaden der Eisen überall hindurch greifen.

Ich steige schräg nach rechts an, da mir die Beschaffenheit des Eises trotz des größeren Neigungsgrades dort besser zu sein scheint. Nach 40 bis 50 Metern geht der bis dahin gleichmäßig steile Eisgang in eine wellige Fläche über, deren durchschnittliche Neigung aber immer noch zwischen 50 und 55 Grad beträgt. Je höher ich komme, desto stärker wird der Wind. Und dann tauche ich in die Nebelkappe, die den obersten Wandteil verhüllt. Zugleich mit der Sicht in die Tiefe verschwindet auch das Gefühl der Ausgesetztheit.

Erstreichlicherweise trägt das Eis hier wieder eine feste Firnauflage. Die Verhältnisse sind in diesem Teil der Wand viel besser als bei meinem Durchstieg einige Tage zuvor. Damals lag hier loser Pulverschnee, den der heftige Sturm inzwischen weggeblasen hatte. Allmählich löst die Steilheit nach, und dann stehe ich auf dem Grat, nahe dem Gipfelkreuz, das vor Jahresfrist zum Gedenken an die beim Bau des Kapruner Kraftwerkes tödlich Verunglückten errichtet worden war.

Die guten Verhältnisse in der Wand haben meinen Entschluß, auf dem gleichen Weg zurückzusteigen, gefestigt, und da der kalte Wind den Aufenthalt auf dem Gipfel äußerst ungemütlich macht, trete ich sogleich wieder den Abstieg an.

Mit dem Rücken zur Wand steige ich in den Nebel hinab. Aber schon nach kaum hundert Metern wird das Eis so steil, daß ich gezwungen bin, mich umzudrehen und mit dem Gesicht zum Hang abzustiegen. Der Nebel lichtet sich ein wenig und der Blick in die Tiefe wird frei. Über den Eiswulst hinweg schaue ich gerade in die riesigen Spalten des Vielingerkeeses hinab.

Zunächst halte ich mich an meine Anstiegsspur, bis sich diese in dem Eis oberhalb des Wulstes verliert. Ein wenig nach rechts querend entdecke ich eine schräg hinabführende alte Stufenreihe von einer anderen Partie. Leider ist meine Freude nur von kurzer Dauer, denn der Abstand zwischen den einzelnen Stufen beträgt gut 40 Zentimeter, und diese Entfernung ist viel zu groß. Ein Abstieg in derart steilem Eis erfordert peinlichste Beachtung des Gleichgewichtes und erlaubt keine so großen Schritte. Man darf immer nur wenige Zentimeter tiefer treten. Die Überwindung dieser Stellen ist überhaupt kein Eisgehen im herkömmlichen Sinn. Es ist mehr wie eine Kletterei in einer Plattenwand, nur mit dem Unterschied, daß ich mittels Steigeisen, Pickel und Eishaken überall einen Halt finden kann und nicht erst, wie im Fels, mühsam nach Tritt und Griff suchen muß.

Und dann liegt das Schwierigste hinter mir. Rasch eile ich über den festen Firn des unteren Wandteiles hinab. Mit einem Sprung setze ich über den Bergschlund hinweg, dann folge ich meinen alten Spuren zum Focherkopf, wo ich vor zweieinhalb Stunden die Steigeisen angeschmalt hatte. Ich blicke hinüber zum Wiesbachhorn. Über die Nordwestwand ziehen die Nebel. Sie hat mir ein großes Erlebnis geschenkt.

Großglockner—Pallavicini-Ninne

Über das Nisseltor waren Rosa Gartner aus Kitzbühel und ich zur herrlich gelegenen Oberwalderhütte gekommen. Rosa war damals die beste und erfolgreichste Bergsteigerin im Fels des Wilden Kaisers und ich sollte sie nun einführen in die ihr noch unbekannte Welt der Gletscher und Eismände.

Unsere erste Fahrt war die Nordwand des Fuschertarkopfes. Als wir auf dem Gipfel standen, blickten wir gerade mitten hinein in die berühmteste und bekannteste Eiskrinne der Ostalpen: die Pallavicini-Ninne.

Wir beschloßen, sie gleich am nächsten Tag anzugehen. Noch am selben Abend packten wir unseren Tourenrucksack. Aber das Wetter war anderer Meinung als wir. Am Morgen stürmte und regnete es und auch der folgende Tag war nicht besser. Untätig saßen wir in der Hütte. Aber als wir am Morgen des dritten Tages um 3 Uhr früh aus der Türe spähten, da funkelten die Sterne zwischen ziehenden Wolken.

Wir beschloßen auf jeden Fall durch den Gletscherbruch bis zum Fuß der Rinne zu gehen und machten uns zuversichtlich auf den Weg. Plötzlich versperrte uns eine Gruppe von Querspalten, deren Verlauf im ungewissen Dämmerlicht schlecht erkennbar war, den Weg. Da zudem die Sterne hinter Wolken verschwunden waren, entschloßen wir uns, zu warten bis es Tag wurde und wir das Gelände einigermaßen übersehen konnten.

Beim Morgengrauen gingen wir weiter. Um den Sporn des Glocnerwandkamps herum querten wir in das innere Glocnerkar. Der Weg durch dieses Eislabirinth führte an riesigen Spalten und drohenden Seracs vorbei, durch steile, enge Rinnen und über schmale Eisrippen schräg nach rechts empor in Richtung auf die große Rinne, die den Zugang zum spaltenlosen oberen Teil des Glocnerkars und zu dem großen Schrund am Fuß der Pallavicini-Rinne bildet. Wer diese Rinne verfehlt, irrt stundenlang im Spaltengewirr des Eisbruches herum, ehe er einen Ausweg nach oben findet.

Um halb acht Uhr standen wir am Bergschrund. Der Übergang bot keine Schwierigkeiten, und gleichzeitig am Seil gehend, kamen wir rasch höher. Doch bald trat an die Stelle des festen Firns blankes Eis, das sorgfältige Sicherung erforderte. Ich ging immer das ganze Vierzig-Meter-Seil aus, dann schlug ich eine Standstufe und sicherte Rosa nach. So ging es Seillänge um Seillänge höher. Bald verschwand das Blankeis unter einer lockeren Pulverschneeaufgabe, die sehr unangenehm war. Wir gingen sehr rasch, um so schnell wie möglich aus dem unteren, besonders steinschlaggefährdeten Teil der Rinne herauszukommen. Das gefährlichste Stück war eine etwa 80 Meter hohe Einschnürung der Rinne, und wir waren froh, als wir den sogenannten „Bahnhof“ erreichten, eine Stelle, an der man nach links aus der Rinne herausqueren kann, und von der an die Gefahr des Steinschlags geringer wird.

In unserem Bestreben, möglichst rasch an Höhe zu gewinnen, hatten wir gar nicht mehr auf das Wetter geachtet, und erst als uns plötzlich feuchte Nebel einhüllten, bemerkten wir, daß es sich wieder zum Schlechten gewendet hatte. Es begann sachte zu schneien, doch nach einiger Zeit hörte es wieder auf und die Sicht wurde frei.

Wir versuchten die Zahl der Seillängen zu schätzen, die uns noch von der Glocnerscharte trennten. Rosa schätzte sie auf drei bis vier, ich selbst auf das Doppelte. Unser Höhenmesser zeigte noch einen Höhenunterschied von dreihundert Meter an.

Wir kamen nun zu dem steilsten Teil der Rinne, die hier zwischen den Felsen des Groß- und Kleinglocners emporzieht. Oben in der Scharte konnten wir ganz deutlich die Eisenfüße der einstigen Versicherung erkennen. Etwa sechzig Meter hoch ist dieses letzte Stück der Rinne. Aber wie sah es aus! Eisschilder von vier bis fünf Meter Höhe lagen hohl auf dem Fels. Zu allem Überfluß waren sie dick mit losem Pulverschnee bedeckt.

Unendlich vorsichtig spreizte ich hoch. Jede zuverlässige Sicherung war hier unmöglich. Mein Sturz würde auch die Gefährtin mitreißen. Die hohlen Eisplatten waren außerordentlich unangenehm und gefährlich. Ein Haken, den ich an einer von ihnen anbrachte, trug nicht viel zur Erhöhung der Sicherheit bei.

Die Überwindung dieser sechzig Meter kostete uns eine ganze Stunde, und ich atmete erleichtert auf, als ich endlich das Seil zur Sicherung meiner Kameradin um einen der Eisenfüße in der Scharte legen konnte. Gerade in diesem Augenblick drang ein heller Sonnenstrahl durch die Wolken, der uns bis zum Gipfel begleitete, gleichsam zur Belohnung für die Mühen und Gefahren des Aufstieges.

Der Abstieg wurde zu einem Wettkampf mit dem drohenden Regen. Aber wir hatten Glück, denn die ersten Tropfen fielen gerade in dem Augenblick, als wir um 16 Uhr unter das gastliche Dach der Oberwalberhütte traten.

Gloclerin-Nordwestwand Erste Durchsteigung im Alleingang

Schon im Jahre 1937 lockte mich die 1350 Meter hohe, eisgepanzerte Wand der Gloclerin. Aber damals war meine Eis Erfahrung noch zu gering für eine derartige Fahrt, und so verschob ich meinen Plan auf später. Viele Jahre vergingen. Und dann, im Sommer 1949, stand ich wieder vor der Nordwestwand.

Der Gefährte, mit dem ich mich verabredet hatte, war wegen des lang anhaltenden schlechten Wetters nicht gekommen. Sollte ich die Wand allein angehen? Ich hatte ja die Wiesbachhorn-Nordwestwand auch im Alleingang durchstiegen. Aber die Gloclerin-Wand ist viel höher. Da müßte ich mindestens einen ganzen schönen Tag zur Verfügung haben; eine kurze Wolkenauflöclerung, wie ich sie am Wiesbachhorn für meinen Durchstieg benötigt hatte, genügte hier nicht.

Ein paar Tage später reißt dann der Nebel endlich auf und der Nordwind treibt die letzten Wolkenfetzen über die Grate nach Süden. Einen ganzen Nachmittag lang sitze ich der Wand gegenüber und lege mir den besten Anstiegsweq zurecht.

Am nächsten Morgen ist das Wetter schön und kalt. Um 6 Uhr früh lege ich unten am Gloclerinees die Steigeisen an. Mein Weg führt zunächst durch eine Firnrinne, die links eines mächtigen Eisbruches hochzieht. Ich halte mich an ihren linken Rand, da rechts überall die einsturzbereiten Seracs drohen. Ich beeile mich, aus dieser gefährlichen Zone herauszukommen, und habe bald das obere Ende der Rinne erreicht. Über einige Felsrippen quere ich nach links. Gerne würde ich eine kurze Raft einschalten, aber faustgroße Eisstücke, die ständig durch die Luft sausen und über meinen Kopf hinwegjurren, machen diese Absicht zunichte und treiben mich weiter zur Eile an.

Der Anstieg bewegt sich jetzt immer in steilen Eisrinnen zwischen Felsrippen. Ich gehe nur mit den Steigeisen, Stufenschlagen würde zu viel Zeit kosten und die Gefahr, die mir durch Eis- und Steinschlag broht, noch mehr vergrößern. Endlich habe ich das große Eisfeld im mittleren Wandteil erreicht, das ich ansteigend queren muß. Hier komme ich schnell vorwärts. Das Eis ist größtenteils mit einer festen Firnauflage bedeckt, in der die Zacken der Steigeisen guten Halt finden. Bei einigen Felsblöcken kann ich endlich ein wenig rasten. Ich blicke nach unten und sehe das Schwaiger-Haus schon tief unter mir.

Oberhalb des Eisanges folge ich einer verschneiten Felsrippe und quere dann auf einem Band in die Gipfelschlucht. Dieses Band ist der einzige wirklich steinschlagsichere Platz in der ganzen Wand. Ich halte mich hier nicht auf, denn die Steinschlaggefahr wächst in dem Maße, in dem die Sonne höher steigt, und schon streifen die ersten Strahlen die tiefverschneiten Gipfelsfelsen.

Die Schlucht, die zum Gipfel emporzieht, hat große Ähnlichkeit mit der Pallavicini-Rinne, nur daß sie nicht so hoch ist wie diese. Rasch ist auch sie durchstiegen, dann folgen noch achtzig Meter steile und schwierige Felsen, deren Überwindung mich viel Zeit kostet. Es ist halb 10 Uhr, als ich auf dem Gipfel stehe. Ich bin so milde von der ungeheuren Nervenanspannung der letzten Stunden, daß ich zunächst gar nichts von der erwarteten großen Freude über das Gelingen meiner Fahrt empfinde. Ich bedauere plötzlich, keinen Gefährten bei mir zu haben, mit dem ich über das Erlebte sprechen könnte, und nach kurzer Raft mache ich mich wieder an den Abstieg. Erst als ich wieder auf der Hüttenterrasse stehe und oben auf dem großen Eisfeld in der Wandmitte meine Spuren erkenne, da stellt sich plötzlich das Gefühl der Freude über das gelungene Wagnis ein.

Hochferner-Nordwand Über das zweite Oberbergkees (S. Begehung)

Im Jahre 1929 fanden zwei Innsbruder, Runo Baumgartner und Willi Wahr, erstmals einen Durchstieg durch die abschreckend steile, 1100 Meter hohe Eisflanke des Oberbergkeeses zum Hochferner, und lange Zeit galt dieser Weg als einer der schwierigsten Eisanstiege der Ostalpen.

Als mein Kamerad Bachmeier und ich im Sommer 1951 den Entschluß faßten, über das Wochenende eine der großen Ostalpeneiswände zu durchsteigen, da fiel unsere Wahl auf die Hochferner-Nordwand aus dem zweiten Oberbergkees.

Am Samstag, den 21. Juli fahren wir um 14 Uhr mit dem Auto von München los. Außer meinem Freund Bachmeier fahren noch zwei jüngere Kameraden mit. Über Innsbruck und den Brenner erreichen wir Sterzing und fahren von dort auf einer sehr schlechten Straße weiter nach dem Dorf Stein, das wir um 23 Uhr erreichen. Dort lassen wir unseren Wagen stehen, nehmen unsere Rucksäcke auf und machen uns auf den Weg ins Oberbergtal. In einer Heuhütte übernachteten wir und machen uns dann um 4 Uhr morgens auf den Weiterweg.

Wald erreichen wir die unterste Zunge des Hängegletschers. Unmittelbar von den grünen Almweiden können wir auf das schmutzige Gletschereis übertreten, der sonst übliche breite Schuttstreifen fehlt hier vollständig. Als das Eis steiler zu werden beginnt, schnallen wir die Steigeisen an und seilen uns mit unseren Personseilen an, die wir doppelt nehmen, so daß wir in einem Abstand von etwa 20 Meter gehen. Wir steigen in zwei getrennten Seilschaften. Unsere beiden jungen Kameraden eilen voraus und haben bald einen Vorsprung vor Bachmeier und mir. Aber als wir beide dann, ohne Stufen zu schlagen und gleichzeitig am Seil gehend, den ersten Abbruch des Hängegletschers überwinden, da holen wir sie wieder ein und bald sind wir ihnen weit voraus.

Eine flache Mulde führt uns an den Fuß des zweiten Gletscherabbruches, der zunächst recht abschreckend aussieht, sich aber dann mittels einiger guter Schneebrücken ohne allzu große Schwierigkeiten bezwingen läßt. Im Zickzack ansteigend, gewinnen wir rasch an Höhe. Unsere Kameraden sind längst unseren Blicken entschwunden, nur ab und zu dringt ein Ruf oder ein Pidschlag von ihnen zu uns herauf. Unter einer hohen, senkrechten Eiswand, zu der eine riesige Querspalte den Zugang verteidigt, lassen wir uns zu kurzer Rast nieder. Der Weiterweg führt über die breite Kluft, aber es kostet uns einige Zeit, eine Übergangsmöglichkeit zu finden. Endlich entdecken wir ganz rechts eine Stelle, an der eine Eislawine in die Spalte gestürzt ist und sie zugeschüttet hat. Dort kommen wir gut hinüber in eine steile Rinne, die die Eiswand durchzieht und die wir in ihrer ganzen Höhe durchsteigen. Sobald es möglich ist, queren wir nach links aus der Eisrinne und erreichen über einige kurze Stufen einen flachen Hang am Fuß der Gipfelwand.

Der Eisbruch, der gefährlichste Teil des Anstieges, liegt hinter uns. Jetzt, da wir dem Gefahrenbereich glücklich entronnen sind, können wir unser Tempo verlangsamten. Abwechselnd führend stapfen wir über die steile Firnwand empor und stehen um halb 9 Uhr auf dem sonnenüberfluteten Gipfel des Hochfeners. Wir legen Seil und Steigeisen ab und lassen uns zur wohlverdienten Rast nieder.

Als nach einer Stunde von unseren Kameraden noch immer nichts zu sehen ist, gehen wir zum Hochfeiler hinüber und halten auch dort noch eine lange Gipfelrast. Erst als wir uns bereits auf dem Abstieg nach dem Dorf Stein befinden, sehen wir drüben am Hochferner unsere Freunde auftauchen. Spät abends sind wir dann wieder in Innsbruck, und da wir alle ziemlich müde sind, übernachteten wir bei mir in Rum und kehren dann früh am Montag nach München zurück, froh und glücklich über das Gelingen unserer großen Fahrt.

Anschrift des Verfassers: Fritz Stabler, Rum bei Innsbruck

Die Höhlenwelt — Neue Ziele des Alpinismus und der wissenschaftlichen Forschung

Von Erik Arnberger, Wien

Der Alpenverein und die Höhlenforschung

Der Alpenverein hat seit seiner Gründung nicht nur die touristische Erschließung, sondern auch die wissenschaftliche Erforschung der Gebirge im allgemeinen und der Alpen im besonderen in sein Arbeitsprogramm als wesentlichen Punkt aufgenommen und bis auf den heutigen Tag verfolgt. Seine Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiet sind ebenso wie auf touristischem in aller Welt bekannt und anerkannt. Es wundert uns daher nicht, wenn schon in den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts sich eine Sektion des Alpenvereins sehr eingehend mit der Höhlentouristik und Höhlenforschung beschäftigte. Es war die Sektion „Küstenland“ mit dem Sitz in Triest, die sich 1873 zuerst im Rahmen des Deutschen Alpenvereines konstituierte und ab 1874 innerhalb des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines einen sehr raschen Aufstieg nahm. Klingende Namen, wie Julius Kugy, Carl Freiherr von Czernig, Hermann Ritter von Güttenberg u. a. finden wir unter ihren führenden Mitgliedern. Der nahe Triestiner Karst mit seiner reichen Höhlenwelt führte bereits 1883 zur Gründung einer eigenen „Abteilung für Grottenforschung“ in dieser Sektion, welche bereits im ersten Jahr ihres Bestandes 37 aktive Mitglieder zählte und der wir in der Folgezeit die Erschließung und vorbildliche wissenschaftliche Erforschung zahlreicher Höhlen in diesem Abschnitt des Karstes verdanken. Schon der Bericht der Jahresversammlung der Sektion Küstenland über das Jahr 1883 meldet fünf gründlich untersuchte und 25 teilweise erforschte „Grotten“, so bezeichnete man damals auch die natürlichen Höhlen, zu deren bemerkenswertesten die „Grotte Bač“ östlich von Basovizza und eine Höhle südwestlich des damaligen Dorfes Padrič zählten. 1884 erschien bereits ein Handpressenabdruck einer für die damalige Zeit ganz ausgezeichneten Planaufnahme eines jener Höhlensysteme, die unter dem Namen „Grotten von Sankt Kanžian“ bald weithin bekannt wurden. Die orographischen und hydrographischen Verhältnisse Krains wurden besonders durch W. Urbas eingehender studiert und das Phänomen des Wasser-Zu- und Abflusses des Zirknitzer Sees zu lösen versucht.

Die zahlreichen Höhlensysteme von Sankt Kanžian blieben für die Zukunft das Hauptforschungsfeld der Sektion Küstenland, unter deren Mitgliedern u. a. Anton Hanke, Friedrich Müller und Josef Marinitsch zu den berühmtesten Höhlenforschern ihrer Zeit zählten. Ihre Namen sind auch mit der Erschließung der großartigen Kefahöhle untrennbar verbunden. Die Erfolge des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines im Triestiner Karst gaben nicht zuletzt den Anstoß zu ähnlichen Unternehmungen und zur Gründung von Höhlenvereinen in den Österreichischen Alpen. Sie stellten eine Glanzleistung und einen Höhepunkt im Zeitraum seit den ersten Anfängen einer wissenschaftlichen Höhlenforschung durch Hugo von Salm bis zum Ersten Weltkrieg dar.

Auch in den Österreichischen Alpen führte der Alpenverein Höhlenfahrten und Höhlenforschungsunternehmungen durch. So sehen wir z. B. Mitglieder der Sektion Pinz unter Leitung von G. Lahner im Jahre 1909 die Kreidelude bei Hinterstoder im Toten Gebirge erforschen, ein Unternehmen, welches fast 40 Jahre später neuerdings vom Alpenverein aufgegriffen und fortgesetzt wurde. Darüber hinaus unterstützte und

subventionierte der Alpenverein vor und nach dem Ersten Weltkrieg eine endlose Zahl karstmorphologischer Arbeiten, die in ununterbrochener Reihenfolge von seinen Mitgliedern bis in allerletzte Zeit durchgeführt und meist auch im Alpenvereinschrifttum veröffentlicht wurden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat der Alpenverein seine Arbeiten in den Karstgebieten der Österreichischen Alpen sogleich fortgesetzt. Die „Gruppe für Natur- und Hochgebirgskunde und alpine Karstforschung“ der Sektion Edelweiß, der größten Sektion des Österreichischen Alpenvereins, hat 1949 in Zusammenarbeit mit dem Landesverein Niederösterreichischer Höhlenforscher in drei Expeditionen die bereits oben erwähnte wissenschaftliche Erforschung der Kreibelude bei Hinterstoder im Toten Gebirge zum Abschluß gebracht. Im Sommer 1952 war sie an den wissenschaftlich exakten Vermessungsarbeiten des Speleologischen Institutes in der Dachstein-Mammuthöhle, einem der größten österreichischen Höhlensysteme, beteiligt, und derzeit führt sie karstmorphologische Arbeiten auf der Hochfläche „Am Stein“ durch. Die Höhlen- und Karstforschung als Teilgebiete der Hochgebirgsforschung waren immer in den Arbeitsplan des Alpenvereins eingebaut und werden es auch in Zukunft bleiben.

Neue Wege des Alpinismus

Vergleichen wir ältere Führerwerke mit solchen aus jüngster Zeit, dann werden wir sogleich eine bedeutende Verschiebung des Schwierigkeitsgrades der Kletterrouten im Laufe der Zeit feststellen. Was vor 40 Jahren noch als schwierige oder sogar sehr schwierige Bergfahrt bezeichnet wurde, ist heute oft in die Klasse der mittelschweren Bergfahrten eingereiht. Dies ist aber nicht allein mit der Vervollkommnung der Bergsteigerausrüstung zu begründen, sondern beruht vor allem auf der Entwicklung des Leistungssportes und dem immer ausgeprägteren Bestreben der Jugend, neue Wege zu finden und zu gehen. So manche abweisende Bergwand, durch die ehemals eine einzige kühne Route führte, ist heute auf Duzenden Führen bezwungen, und als man keinen neuen Durchstieg zu finden vermochte, da fand man zumindest noch ein und die andere Variante und hier und da sogar noch eine „Variante der Variante“. Die Leistung des einen spornte den anderen zu noch höheren Leistungen an und bald gab es im Alpenraum nur mehr wenige bergsteigerische Probleme, die nicht ihre Meister fanden. Nicht immer führte der Kampf eines jungen Menschen um den Berg, der Kampf um eine Wand, zur Vertiefung der Liebe zu den Bergen und zur Natur! Manch junger Bergsteiger glitt ab von der Höhe eines bergsteigerischen Lebensideals zu einem rein triebhaften Geltungsstreben. Der Berg mit seinen leuchtenden Gletschern, himmelstrebenden Graten und Wänden als Symbol der Größe und eines klaren und reinen Strebens wurde für diese Menschen zum Klettergerüst. Die „neuen Wege“, nach denen man in hundertten Wänden so mühevoll gesucht hatte, führten für sie zurück an den Gemeinplatz menschlicher Schwäche und zur Abkehr von jedem tieferen Naturerlebnis.

Und doch sind unsere Alpen noch so reich an anderen Möglichkeiten, den Forscher- und Latendrang, den so manch junger Bergsteiger in sich verlockend und mächtig verspürt, zu befriedigen. Von den vielen Tausenden Höhlensystemen in den Alpen ist erst ein kleiner Bruchteil bekannt und dieser nur zum Teil erforscht. Hier ist die Möglichkeit, wirkliches Neuland zu erobern, Boden, den noch kein Auge erblickt hat, erstmals zu betreten und wertvolles Forschungsmaterial unter richtiger Anleitung zu sammeln — also gleichzeitig der Wissenschaft zu dienen. Selbst alten, erfahrenen und abgebrühten Höhlenforschern greift das Erlebnis des Betretens einer noch unerforschten Halle, in die nun der erste Lichtstrahl aus Menschenhand fällt, in unvermindeter Stärke ans Herz. Es ist das starke Erlebnis des Entdeckens, für das kein Mensch unempfindlich sein kann! Es ist zugleich das Siegesbewußtsein des Eroberens, um dessen Willen der Bergsteiger immer wieder in die gefährlichsten Wände einsteigt, und es ist zuletzt doch auch wieder das Gefühl der Machtlosigkeit gegenüber der Natur und ihrem Schöpfer und der Kleinheit und Vergänglichkeit im Verhältnis zu ihren Zeit- und Raummaßen. In der aufdringlichen Stille

einer Niesenhalle, die durch den regelmäßigen Aufschlag von Wassertropfen nur verschärft wird, verspüren wir die unendliche Einsamkeit alles Großen, verspüren wir auch Werte und Untwerte unserer eigenen Persönlichkeit! Wer all diese Erlebnisse nicht in tiefster Ergriffenheit und in leidenschaftlichster Hingabe erlebt, der möge umkehren — er ist weder Bergsteiger noch Forscher! Wer der Natur nur mit Muskelkraft und nur mit dem durch Intellekt erworbenen Wissen — ohne jenes gefühlsmäßige Erkennen, das jedem Forscher eigen ist — gegenübertritt, dem wird sie ihre Schönheit und ihre Geheimnisse niemals eröffnen. In einem ist das Leben eines Bergsteigers dem Leben des Forschers unbedingt gleich, es ist von leidenschaftlicher Hingabe getragen. Wer sie nicht besitzt, kann beides nicht sein!

Und noch ein Gedanke. Vielleicht liegt noch die Entdeckung der größten, wunderbarsten und eigenartigsten Höhlensysteme in unseren Alpen vor uns; Höhlensysteme, deren Schönheiten später einmal hunderttausenden Menschen ein einzigartiges Naturerlebnis vermitteln sollen und ihnen zugleich aufrichtigen Dank für ihre Entdeckung und Erforschung erwecken werden.

Neue Wege im Herzen der Berge! Gerne werden erfahrene Höhlenforscher den Bergsteiger auf diesen „neuen Wegen“ helfend begleiten und bei den ersten Fahrten Pate stehen, bis für ihn die Höhlenwelt das Unheimliche verloren hat und der Weg in den Berg ebenso vertraut geworden ist, wie der Weg auf den Berg.

Die Verbreitung der Höhlen

Höhlen kommen in den verschiedensten Gesteinen unserer Erdkruste vor, angefangen von jenen kleinen Hohlräumen, die sich durch Blasen beim Erstarren der Lava in den Vulkangebieten bilden, bis zu den herrlichen Kristallklüften („Kristalltellern“), die auch bei uns im Kristallin der Zentralalpen zu finden und von wundervollen Bergkristallen, Amethysten oder anderen Mineralen erfüllt sind, aber nur selten — und dann nur von ganz besonderen Glücksfindern — entdeckt werden. Auch die Meeresbrandung vermag in jedem Gestein Höhlen zu schaffen, und wer einmal eine Fahrt an Norwegens Küste entlang unternimmt, kann sie dort auch im Silikatgestein bewundern; so z. B. die Tunnelhöhle von Lorgbatten in der Nähe von Drontheim, die hoch über dem heutigen Wasserspiegel einen Inselberg durchzieht und Zeugnis von der Hebung des ganzen Küstengebietes ablegt. Manche dieser Höhlen sind wegen ihrer Eigenart und Schönheit auf der Erde weithin bekannt, wie die Fingalshöhle im Basalt der Insel Staffa oder die Blaue Grotte auf Capri und viele andere.

Es gibt aber auch Gebiete, in denen die Höhlen eine auffallend starke Verbreitung und ihre Raumsysteme eine besondere Ausdehnung und Länge erreichen und diese liegen fast durchwegs in Landschaften mit vorherrschend leicht löslicher Gesteine. Unter anderen ist es der Kalk, der Dolomit und der Gips, die die hervorragendsten Voraussetzungen für die Verkarstung bieten können. In solchen Landschaften bilden sich echte Karsthöhlen durch Lösung des Gesteines entlang der Schichtfugen und entlang der zahlreichen Klüfte und Verwerfungen, die während der Gebirgsbildung durch Spannungen im Gebirgskörper entstanden sind. Bei diesem Vorgang der Auslaugung des Gesteines ist der Umstand von besonderer Bedeutung, daß das Sickerwasser neben verschiedenen Säuren tierischen und pflanzlichen Ursprunges in geringen Mengen auch Kohlensäure mitführt. Auf diese Weise wird das Kalziumcarbonat (fast wasserunlöslicher Kalk) in das wasserlösliche Kalziumbicarbonat verwandelt, von der Lösungsstätte fortgewaschen und an anderer Stelle und unter anderen Bedingungen wieder aus dem Sickerwasser ausgeschieden, wodurch jene prachtvollen Tropfstein- und Sintergebilde geformt werden, die die Höhlenwelt zu einem Märchenland gestalten. So wird nach und nach die oberflächliche Entwässerung in die Tiefe geleitet und es bildet sich eine Karstlandschaft, wie wir sie auf den Kalkhochflächen unserer österreichischen Alpen, z. B. im Tennengebirge, im Toten Gebirge oder am Hochschwab vorfinden. In der Tiefe aber sammeln sich stellenweise die einzelnen Wasseradern wieder zu Höhlenbächen, die bei Schneeschmelze oder nach Gewittern für

kurze Zeit als machtvolle, tosende Wildwasser die Labyrinth durchströmen. Es ist dies eine andere bedeutende Kraft, welche die Hölräume noch zu erweitern und auszugestalten vermag.

Manche dieser Höhlensysteme erreichen fast unvorstellbare Ausmaße. Nordamerika besitzt die ausgedehntesten unter den bisher erforschten Höhlen der Erde. Besonders sehenswert sind unter diesen die „Carlsbad-Caverns“ in Neu-Mexiko im südöstlichen Abschnitt des Felsengebirges. Von den bisher 35 km erforschten unterirdischen Gängen wurden 4,6 km für den Fremdenverkehr erschlossen. Über eine halbe Million Menschen besuchen jährlich dieses Naturwunder, doch der stärkste Menschenstrom verliert sich in den Riesenhallen, deren größte eine Ausdehnung von $1\frac{1}{2}$ km Länge, 200 m Breite und über 100 m Höhe besitzt. In diesem Raum befinden sich Tropfsteine von 20 m Höhe und mehreren Metern Dicke. Ihr Alter wird von amerikanischen Geologen auf 50 bis 60 Millionen Jahre geschätzt. Die Luray-Cave in den Appalachen westlich von Washington zeichnet sich durch die Vielgestalt ihrer ganz wunderbaren Tropfsteinbildungen aus. Die Sinterabfälle sind meist schneeweiß, manchmal aber auch blau oder bernsteinfarben. Ganz eigenartig ist der Anblick der Sinterkastaden und an der Decke über der sogenannten „Kaiserquelle“ erblickt das Auge auf einmal nicht weniger als 40.000 Tropfsteine.

Natürlich könnten wir aus vielen anderen Ländern ähnliche Beispiele bringen und vor allem ist Österreich selbst durch seine prachtvolle Höhlenwelt weithin bekannt. Über ein Fünftel unserer Staatsfläche bietet für die Höhlenbildung gesteinemäßig günstige Voraussetzungen. Von den bisher über 15.000 bekannt gewordenen Naturhöhlen Europas (nach F. Waldner) liegen allein 2300 im österreichischen Alpenanteil. Österreich besitzt in der Eiszienwelt bei Werfen die größte und interessanteste Eishöhle der Erde und hat außerdem auch noch einige besonders tiefe Schächte, wie den Lonionschacht auf der Tonialpe bei Mariazell (Steiermark), dessen Tiefe rund der vierfachen Höhe des Stefansturmes entspricht (tieftter bisher befahrener Punkt 557 m unter der Einstiegsöffnung¹). Der Größe ihrer unterirdisch entwässerten Oberfläche entsprechend geordnet (nach W. Hoffer) gehören zu den besonders höhlenreichen Kalkhochalpenstöcken Österreichs das Lote Gebirge (300 km²), der Dachstein (241 km²), der Hochschwab (225 km²), das Steinernes Meer (einschließlich des Wagnmanns 160 km²), das Hagengebirge (104 km²), das Wartheneck (94 km²) und das Tennengebirge (91 km²). Im Tennengebirge allein sind bisher bereits 134 Höhlensysteme, im Dachstein bis August 1953 180 Höhlen gefunden worden, darunter viele mit mehreren Kilometern Ganglänge. Nachstehende Übersicht möge einen Überblick über die ausgedehntesten Höhlen Österreichs (nach S. Trimmel) geben:

Höhlenname	Meereshöhe des Haupteinganges	Länge aller Gänge zusammen	Gebirgsgruppe
Eiszienwelt	1841 m	42000 m	Tennengebirge
Dachstein-Mammuthöhle	1338 m	23000 m	Dachstein
Tantalhöhle	1710 m	13000 m	Hagengebirge
Langstein-Tropfsteinhöhle	1600 m	5000 m	Hochschwab
Burzhöhle (Peggau)	411 m	4500 m	Gräzer Paläozoikum
Burzhöhle (Semriach)	640 m		
Eisfogerhöhle	2105 m	4500 m	Tennengebirge
Frauenofen	1540 m	3370 m	Tennengebirge
Dachstein-Riefeneithöhle	1453 m	3000 m	Dachstein
Brunnederhöhle	540 m	2000 m	Tennengebirge
Hermannshöhle	620 m	2000 m	Budliche Welt
Lamprechtsofen	650 m	2000 m	Loferer Steinberge

¹ Im August 1953 unternahm eine Gruppe französischer Höhlenforscher unter Leitung von Jacques Choppy, geführt durch den verdienten Wiener Höhlenforscher Lorenz Lindenschmidt neuerlich einen Abstieg in den Lonionschacht. Sie erreichten dabei den Grund einer Bergspalte in der oben angegebenen Tiefe. Die Erforschung dieses Systems ist aber noch nicht abgeschlossen.

Osterreichs Schauhöhlen

Von den zahlreichen Höhlen Österreichs sind nur wenige für einen mühe- und gefahrlosen Besuch erschlossen und gangbar gemacht worden. Einige von diesen zählen aber dafür zu den schönsten Höhlensystemen der Erde. Der Bergsteiger, der einmal selbständig Höhlenfahrten durchzuführen gedenkt, wird sich gerne vorerst der kundigen Führung eines Höhlenführers anvertrauen und auf diese Weise die ersten Schritte in jenes ihm noch fremde Reich der Unterwelt unternehmen. Aber auch der Fremde wird auf seiner Fahrt durch unser Alpenland, Eisenbahn oder Autobus für wenige Stunden verlassen, um die unterirdische Karstlandschaft Österreichs kennenzulernen, und die Eindrücke, die er von dieser Fahrt in seine Heimat mitnimmt, werden gegenüber den Erinnerungen an die Salzburger Festspiele, einer Fahrt über die Großglockner-Hochalpenstraße oder einem Besuch der Bundeshauptstadt Wien doch nicht verblassen!

Im Bundesland Salzburg, und zwar am Westabfall des Tennengebirges bei Werfen, liegt die Eiszieseltwelt, die größte Höhle Europas und größte Eishöhle der Welt mit 42 Kilometern unterirdischer Gänge. Der schönste eisführende Teil ist gangbar gemacht. Ihr Eingang (1641 m) liegt unweit des Dr. Odl-Hauses, welches von Werfen aus oder noch kürzer von der Eisenbahnstation Konradsbühne auf gutem Weg zu erreichen ist. Geübteren Bergsteigern bleibt der Besuch der im Naturzustand belassenen Eiskogelhöhle* (2105 m) im gleichen Gebirgsstock vorbehalten. Das große Höhlensystem mit riesigen Hallen und prachtvollen Eisteilen besitzt an verschiedenen Stellen auch sehr schöne Tropfsteinbildungen und wird normalerweise von der Dr. Heinrich Hadel-Hütte (frühere Söldenhütte, erreichbar von der Bahnstation Pfarrwerfen oder Postkraftwagenstation Werfenweg) aus besucht. Unmittelbar an der Bundesstraße Lofer—Saalfelden (Postautohaltestelle) liegt der Lamprechtsöfen (650 m), eine aktive Wasserhöhle mit schönen Erosionsstollen, Strudelköpfen und flammartigen Formen, die durch elektrische Beleuchtungsanlagen und sichere Steigführung besonders wirkungsvoll erschlossen ist.

Die berühmtesten Höhlen Oberösterreichs liegen im Dachsteinod im Höhlenpark der Schönbergalpe (1348 m), die seit 1951 auch mittels Personenseilbahn von Obertraun erreichbar ist. Die Dachstein-Nieseneishöhle (1453 m) ist derzeit eine der musterhaftest erschlossenen Höhlen Europas. Die elektrischen Lichtanlagen sind so geführt, daß sie der Besucher kaum gewahrt wird. Die Pracht der raffiniert beleuchteten Eisfiguren übertrifft alle Erwartungen (Abb. 1) und nur ungern kehrt der Besucher ans Tageslicht in die schöne Hallstätter Landschaft zurück. Noch gewaltiger und großartiger, aber infolge des Fehlens einer elektrischen Beleuchtungsanlage für den durchschnittlichen Besucher viel weniger anziehend, ist die Dachstein-Mammuthöhle (Osteingang 1321 m, Westeingang 1392 m¹), ein gewaltiges System von Gängen, Hallen, Domen und weitverzweigten Labyrinth, von dem derzeit 23 Kilometer erforscht sind. Auch sie liegt im Höhlenpark der Schönbergalpe in unmittelbarer Nähe des Unterkunftshauses. Ein Teil des Systemes ist für den Besuch wegbar gemacht, darunter auch ein außerordentlich interessanter, tunnelartiger Hohlraum, die über 200 m lange und 10 m breite und hohe sogenannte „Paläotraum“. Tektonische Vorgänge haben bei der Anlage dieser Durchgangshöhle, die den Mittagskogel in seiner ganzen Breite durchzieht, die Hauptrolle gespielt. Während bei den letzten beiden Höhlensystemen der Wirkung des fließenden Wassers für die Raumgestaltung heute nur mehr eine ganz untergeordnete Bedeutung zukommt, handelt es sich bei der Koppentrüller-Höhle (567 m) um eine aktive Wasserhöhle, die sich bei Hochwasser in einen wilden „brüllenden“ Herentessel verwandelt, in dem die Wildwasser immer wieder die Weganlagen beschädigen. Sie ist von der Haltestelle Koppentrüller-Höhle der Bahnstrecke Obertraun—Bad Müsser in wenigen Minuten zu erreichen.

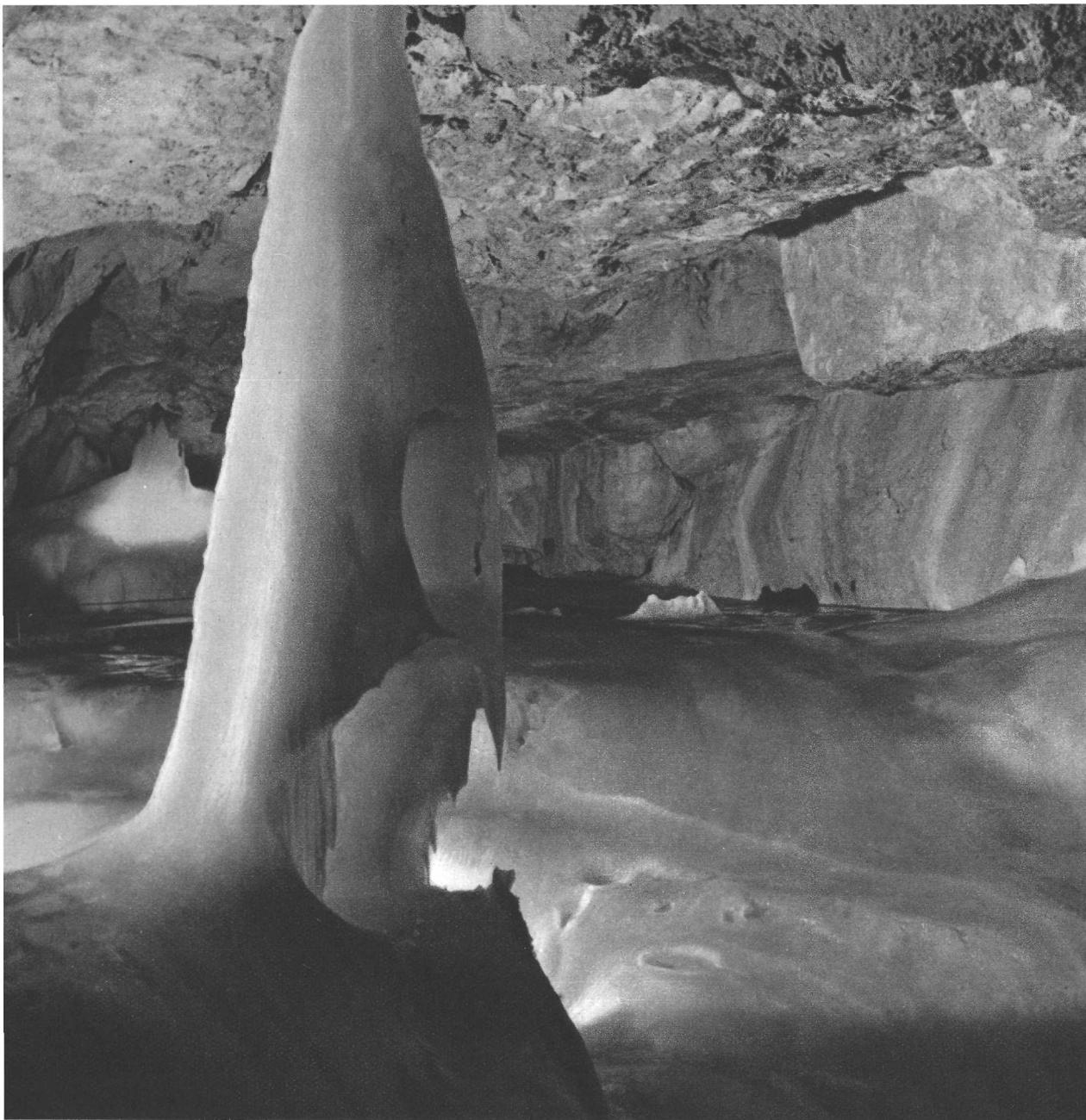
* Die mit einem Sternchen bezeichneten Höhlen haben derzeit keinen regelmäßigen Führungsbetrieb.

¹ Neue Höhenangaben von Bruno Wagner 1952 im Auftrag des Spelaeologischen Instituts unter Beteiligung der Sektion Edelweiß des Österreichischen Alpenvereins durchgeführte Theodolitermessung der Mammuthöhle.



Mufit. G. Kemberger

Eiterbildungen im Kessel der Kreidelucke bei Hinterstoder im Toten Gebirge



Kufn. G. Arnberger

Der Tristandom in der Dachsteinrieseneishöhle

Ebenfalls im oberösterreichischen Anteil des Salzkammergutes und von Ebensee (Station oder Landungsplatz) über Mindbach auf bezeichnetem Touristenweg leicht erreichbar, liegt die reich geschmückte und bequem erschlossene 430 m lange Gäßtropfsteinhöhle (1120 m).

Die bekannteste Höhle der Steiermark ist wohl die vom Lurbach durchflossene Lurhöhle (Lurgrotte) zwischen Semriach (Eingang 640 m) und Peggau (Eingang 411 m), die von beiden Seiten aus besucht werden kann und besonders im Semriacher Abschnitt ganz mächtige Raumentwicklung und gewaltige Tropfsteinformen aufweist. Außer durch ihre Schönheit wurde diese Höhle auch dadurch bekannt, daß 1894 in ihr eine Forschergruppe von sechs Grazer Höhlenforschern durch plötzlich eintretendes Hochwasser neun Tage lang von der Außenwelt abgeschnitten war und erst nach schwierigsten Rettungsversuchen befreit werden konnte. Die Lurhöhle hat nun 1952 eine kleine Schauhöhle als Konkurrentin erhalten, die noch ziemlich unbekannt ist, aber, nach Ansicht des Verfassers, eine der schönsten Tropfsteinkammern der Alpen enthalten dürfte. Sieben Kilometer von der Stadt Weiz liegt am Südhang des 1034 m hohen Gösserberges über der bekannt schönen Raabklamm die Grasslhöhle (740 m), die außer von Einheimischen nur selten von Touristen und Höhlenforschern besucht worden ist. Die Höhle liegt abseits der Hauptverkehrswege im Gebiet der Waldberge, die keine klingenden Gipfelnamen aufzuweisen haben, aber dafür mit vielen verborgenen Schönheiten und der Ruhe und Einsamkeit eines vergessenen Fleckens Erde ihren Besuch lohnen. Vom alten Weibergwerksort Arzberg (578 m) ist der Eingang auf schönem Waldweg in 1½ Stunden zu erreichen. Nach Arzberg gelangt man sowohl mit dem Omnibus von Graz aus über den Goslerfattel (789 m), als auch von Frohnleiten aus über den Reibbergfattel (926 m). Der Zugang von Passail zur Höhle ist zu Fuß in zweieinhalb Stunden, von Weiz aus in zwei Stunden zu machen. Die Höhlenräume überrassen durch den Reichtum ihrer verschiedenfarbigen und verschieden geformten Tropfsteine. In der großen Halle vermeint man durch einen Tropfsteinwald zu wandeln und mitunter wird der Weg so eng, daß man sich zwischen den mächtigen Tropfsteingebilden hindurchzwängen muß. Die größten unter ihnen erreichen eine Höhe von fast zehn Metern und die stets wechselnde Form ihrer Ausbildung zaubert ein Märchenreich hervor, welches das Auge durch immer neue Bilder erfreut und die Phantasie in einem Maße beflügelt, daß jedes Empfinden für Zeit und Raum tatsächlich entgleitet. Der Erschließer, Hermann Hofer, hat mit unglaublichem Idealismus und einem seltenen Naturverständnis zusammen mit seiner Frau in den letzten Jahren diese etwa 250 m lange Höhle für den Besuch ausgebaut. Durch ihn wurde auch im letzten Jahr das im gleichen Gebiet liegende Katerloch weiter erforscht und es gelang ihm und seiner Frau dabei ganz großartige und für die Wissenschaft überaus aufschlußreiche Großräume zu entdecken. Das Katerloch wird damit zur Fundgrube für verschiedenste Forschungsrichtungen werden. Der Tropfsteinschmuck einiger Räume ist noch weit großartiger und vielgestaltiger als in der Grasslhöhle und die Pächterfamilie Hofer hat sich daher entschlossen, den Ausbau, zumindest eines Teiles der Höhle zur Schauhöhle, vorzubereiten und zu beginnen. Wir können erwarten, daß schon in wenigen Jahren das Katerloch als eine der herrlichsten Tropfsteinhöhlen weit hin bekannt sein und auch dem Vergleich mit den schönsten Tropfsteinhöhlen der Alpen leicht standhalten wird. Eine andere kleine, ebenfalls durch Tropfsteinschmuck ausgezeichnete Höhle ist die Kettenwandhöhle (641 m) bei Kapfenberg, zu der man am kürzesten von der Haltestelle Einöd der Landesbahn Kapfenberg—Nu Seewiesen gelangt.

Auch das Bundesland Niederösterreich besitzt zahlreiche, in der Mehrzahl aber kleinere Höhlen. Unter den Schauhöhlen ist wegen ihrer Tropfsteinbildungen die interessanteste die Hermannshöhle (620 m) bei Kirchberg am Wechsel. Der Zugang erfolgt am besten von der Straße, welche von Kirchberg zum Ramsfattel führt. Erst in den letzten Jahren sind wieder neue Gänge und Kammern mit reichem Tropfsteinschmuck erschlossen worden. Eine andere etwas kleinere Schauhöhle, die Kohlerhöhle* (675 m), liegt im Otzbergergebiet im Großen Koller bei Erlaufboden. Besonders erwähnenswert ist das Vorkommen

von Sinterfahnen und Tropfröhrchen in einzelnen Räumen, weiters verschiedener Gipsbildungen und schließlich eines kleinen, sehr reizvollen unterirdischen Sees. Als Ausgangspunkt dient der Gasthof Buder in Erlaufboden, dreiviertel Stunden Wegstrecke von der Bahnstation Göfing entfernt. Nahe der Mariazellerbahn liegt auch noch die für den Besuch einfach gangbar gemachte 300 m lange Nizhöhle (520 m) — ebenfalls eine Tropfsteinhöhle — unweit von Frankenfels. In der Umgebung Wiens gibt es eine Reihe kleiner Schauhöhlen, unter denen die Merkensteinhöhle (400 m) bei Bad Vöslau durch urgeschichtliche Funde und unzählige Knochenreste der eiszeitlichen Tierwelt, welche bei Ausgrabungsarbeiten zu Tage gefördert wurden, bekannt geworden ist (Länge allerdings nur 42 m).

Außer den angeführten sehr typischen und außerordentlich sehenswerten Höhlen gibt es natürlich in Österreich noch so manch andere Schauhöhlen rein lokaler Bedeutung mit Führungsbetrieb, die aber hier außer Betracht bleiben sollen.

Bergsteigerische Probleme der Höhlenforschung

Eine schwere Wand irgendwo im Gefäße, in den Dolomiten, in den Drei- und Viertausendern der Alpen! Eine Seilschaft hat sich bis über die Mitte der Wand durchgekämpft, aber schon sinkt die Sonne unter den Horizont und es ist höchste Zeit einen Bivakplatz zu suchen, einen Bivakplatz für die nur allzulange Zeit der Dunkelheit, die ein Vorwärtstommen fast unmöglich macht und auf diese Weise die Bergfahrt für lange, kalte Stunden unterbricht! Was nun aber in unserer lichtlosen Welt der Höhlen? Auch hier gibt es oft Schwierigkeiten des 4., 5. oder gar 6. Grades zu überwinden. Oft führt die Route über wasserübertroffene Kamine, fast grifflose Wände, durch senkrechte Schöte, die in ungewisse Tiefen führen und gar oft tastet sich der Fuß über ungewissen Abgründen, aus denen nur das Tosen der Wassermassen zu vernehmen ist, an allerkleinsten rutschigen Felsvorsprüngen weiter vor. An anderen Stellen gibt es wieder 50 bis 60 Grad geneigtes Steileis, aber nicht körniges Gletschereis, sondern spiegelglattes Wassereis zu überwinden, das unter den Steigeisen wie dünnes Glas auseinanderplittert.

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurden in Österreich und im Ausland eine Reihe schwieriger und schwierigster Höhlenforschungsfahrten unternommen. Greifen wir nur einige wenige Ereignisse heraus und wir werden erkennen, welche große bergsteigerische Probleme auch unter der Erdoberfläche von Höhlenforschern immer wieder gelöst werden.

Da versucht 1949 der junge Grazer Höhlenforscher N. Zernig an der Decke der Semriacher Luthöhle entlang einen kühnen Steg zu bauen. Frei schwebend steht er am Ende eines nur an einer Seite befestigten Baumstammes und bohrt Löcher in den harten Fels, um mit Seilen das Ende des Holzes zu befestigen und dann den nächsten Stamm über den 50 Meter tiefen Abgrund hinauszuschleppen. So oft wiederholt sich der Vorgang, bis ein schwankender „Papageiensteg“ wie ein Seil hoch oben in einer Zirkuskuppel (200 m) die Decke entlang läuft. Ist das akrobatische Verrücktheit? Nein! Es sind notwendige Versuche zur Erschließung eines Höhlensystems, die allerdings ein besonderes Maß von Mut und bergsteigerischem Können erfordern. Derselbe wagemutige Forscher unternimmt kurz nachher den Versuch einen Siphon zu durchtauchen, um die Zusammenhänge der unterirdischen Gerinne zu klären.

Salzburger Höhlenforscher steigen in eines der gefährlichsten Höhlenlabyrinthe Österreichs, das erst nach dem Zweiten Weltkrieg durch N. Koppenswallner entdeckt wurde, ein. Bierzig Meter geht es senkrecht über eine schwankende schmale Seilleiter, bis der Fuß endlich festen Boden verspürt. Eine gigantische Ausrüstung wird auf schwierigstem Weg in die Höhle geschafft. Es ist das notwendige Material für eine große Forschungsfahrt, die neun Tage lang durch die Tantalhöhle (1710 m) führt. Durch große Dome und Hallen, durch lange enge Kriechstrecken und über senkrechte Abstürze geht die Fahrt. Tief innen im Berg; 1000 Meter unter der Hochfläche des Hagengebirges, hatten bei

früheren Expeditionen die Höhlenforscher eine Bivaktschachtel aus Aluminiumblech mit zweieinhalb mal zwei Metern Grundfläche errichtet. Es ist der Hauptstützpunkt im Berg, der Ausgangspunkt für das weitere schwierige Vordringen, für den Abstieg in den hundert Meter tiefen Schacht des „Grand Cañons“ und die weitere Erforschung der Höhle, die auch heute noch lange nicht abgeschlossen ist. Achtmal bivakieren auf einer Kletterfahrt durchs Innere eines Gebirges mit riesigen Materiallasten! Es braucht schon ganze Männer und ganze Bergsteiger zu solcher Tat!

Im Späthommer 1947 führen französische Höhlenforscher eine Expedition in die Henne-Morte (Dep. Haute-Garonne, Pyrenäen) durch. In dem zwei Wochen dauernden Großunternehmen beteiligen sich 60 Personen. In 250 Meter Tiefe wird ein Zeltlager errichtet. Von diesem Stützpunkt aus unternimmt eine Spitzengruppe unter Führung des berühmten Forschers Norbert Castaret den Vorstoß. Eine hundert Meter hohe Stufe muß unter herabstürzenden Wassermassen eines Höhlenflusses von zeitweise 1000 Liter Sekundenschüttung überwunden werden. Die Spitzengruppe gelangt endlich bis 446 Meter Tiefe, wo dem weiteren Vordringen ein Siphon Einhalt gebietet.

1949 erreicht eine französische Forschergruppe in 231stündiger Befahrungszeit im Caladaire-Schacht (Basses Alpes) 487 Meter Tiefe. Der Spitzengruppe gehört auch eine Frau (Fräulein Mazaud) an. 450 Meter Seilleitern und über 1000 Meter Seil waren für diese Expedition notwendig.

Die Reihe solcher Beispiele ließe sich noch beliebig verlängern. Die dabei erzielten Leistungen stehen den großen Bergsteigerunternehmungen in den Alpen nicht nach. Fassen wir nun die Hauptprobleme und Schwierigkeiten der „Tiefenalpinistik“ kurz zusammen: Beschränkung des Blickfeldes auf die Reichweite des Lampenlichtes; täuschende Effekte der Schatten von Faden und Felsvorsprüngen, gleichmäßige niedrige Temperatur um 0° C oder wenig darüber, bei gleichzeitiger hoher Luftfeuchtigkeit; kalter und häufig auch feuchter Kletterfels; geringere Haftfähigkeit von Gummisohlen gegenüber Metallbeschlägen; schwierige Seilarbeit infolge der Feuchtigkeit und Verschmutzung des Seiles; Auftreten von nassen und schmierigen Lehmtriebsfäden; Gefahr plötzlicher Wassereinträge, die nicht so rasch wie ein Wettersturz ober Tag vorausgesehen werden können; größere Schwierigkeiten bei der Begehung von Höhleneis gegenüber dem Eis ober Tag; äußerst ermüdende Seilleiterab- und Aufstiege; schwierige Verständigung infolge der hallenden Wirkung der Räume; Notwendigkeit der Mitnahme umfangreicher Ausrüstung, da größere Fahrten fast immer Expeditionscharakter besitzen, usw.

Um all diese Schwierigkeiten freudig zu überwinden, muß der „Tiefenalpinist“ nicht nur Bergsteiger sein, sondern auch geistig die Einstellung des Forschers zur Natur besitzen.

Wissenschaftliche Probleme der Höhlenforschung

Die Höhlenwelt bietet ein sehr aufschlußreiches Gebiet für die Forschung der verschiedensten Wissenschaften. Der Botaniker kann zum Beispiel in der Höhleneingangsregion die Anpassung der Pflanzentwelt an die mannigfaltigen Belichtungsmöglichkeiten und das Höhlenklima studieren. Selbst dem Laien fällt sogleich auf, daß mit der Abnahme des Lichtes die Blütenpflanzen und Farne des eingangsnahen Teiles in bestimmter Reihenfolge zugunsten der Moose, und schließlich im letzten schwachen Lichtschimmer zugunsten der Blau- und Grünalgen zurüdtreten. In der unbelichteten Region wächst schließlich überhaupt nur mehr der Schimmelpilz. Nach F. Morton vermögen Höhlenalgen aber sogar noch bei $\frac{1}{2500}$ des Tageslichtes zu existieren und selbst infolge der zeitweisen Belichtung durch elektrische Beleuchtungsanlagen vermochten sich noch Moose und Algen zu entwickeln. Die Erforschung der Lebensverhältnisse, der Lebensbedürfnisse und des Anpassungsvermögens der Pflanzen in Höhlen läßt wichtigste Rückschlüsse und Erkenntnisse über ihr Leben in der freien Natur erwarten!

Auch den Zoologen erschließt sich ein reiches Arbeitsfeld voll ungelöster Probleme, das sich sowohl auf die Höhlenliebhaber (Troglophile), also Tiere, welche zu bestimmten

Zwecken (Winterschlaf, Wohnung, Flucht vor der Kälte) Hohlräume zeitweise aufsuchen, als auch auf die echten Höhlentiere (Troglonbionte) bezieht. Echte Höhlentiere konnten sich in besonders großen und ausgedehnten Höhlensystemen sogar in den nördlichen Kaltalpen (Dachsteinhöhlen) über die Glazialperioden hinüberretten, wie uns verschiedene hochinteressante Funde bewiesen haben. Sie leben nur in absoluter Lichtlosigkeit, bei gleichmäßig hoher Luftfeuchtigkeit und geringen Temperaturschwankungen und haben als auffallendste morphologische Merkmale eine teilweise bis gänzliche Rückbildung der Augen und des Körperpigmentes sowie der Flugorgane bei Insekten, dafür aber eine stärkere Entwicklung der Tast- und Spürorgane aufzuweisen.

Viele Höhlen sind aber außerdem eine reiche Fundgrube für den Paläobiologen durch ihre Knochenlager aus einer Zeit, in der sie noch von vorgeschichtlichen Höhlenbewohnern wie Höhlenbär, Höhlenlöwe, Höhlenfuchs, Hyäne, Bieftaß u. a. m. besiedelt waren. Bei sorgfältig und wissenschaftlich richtig durchgeführten Grabungen bietet sich auch hier ein reiches biohistorisches Dokumentenmaterial und eine paläobiologische Analyse vermag große Lücken in unserem Wissen über die Lebensgeschichte der Tierformen des Eiszeitalters zu schließen. Hier möge nur an die vorbildlichen Arbeiten in der Mährischer Drachenhöhle, die übrigens auch nach dem Ersten Weltkrieg die österreichische Landwirtschaft mit rund 22.000 Tonnen Phosphatdünger versorgte, erinnert werden.

Bedeutend sind die Erkenntnisse, die sich der Ur- und Frühgeschichtsforschung aus dem Inhalt so mancher Höhle erschlossen haben. Denken wir nur an die herrlichen Felszeichnungen und überraschenden Funde, welche in den Höhlen der Pyrenäen, Cevennen und Ardennen entdeckt wurden und für die Urgeschichtsforschung von unabsehbarer Bedeutung sind. Auch in unserer Heimat finden sich in Höhlen immer wieder lebensgeschichtliche Dokumente vom Kulturschaffen des Steinzeitmenschen aus einer Zeit, in der die glaziale Vereisung seinen Lebensraum beeinflusste und einengte. In den letzten Jahren haben die Zeitungen z. B. wiederholt von der Salzofenhöhle im Toten Gebirge berichtet. Höhlenbärenschädel scheinen in dieser 2000 m hoch gelegenen Höhle durch den altsteinzeitlichen Menschen eine nach der Sage und den Fundumständen vermutlich kultische Beisezung erhalten zu haben. War hier eine steinzeitliche Jagdstation? Probleme über Probleme gibt es auch auf diesem Gebiet noch zu lösen!

Und nun zur Frage der Entstehung der Höhlen selbst, die nur bei gleichzeitiger, wissenschaftlich exakter Untersuchung der Landoberfläche, unter der sie entstanden sind, geklärt werden kann. Damit begeben wir uns aber bereits in die Arbeitsgebiete vornehmlich der Physiogeographen und Geologen und da müssen wir ganz ehrlich eingestehen, daß wir über die Entstehungsgeschichte und Raumentwicklung der allermeisten Höhlen noch gar nichts oder fast gar nichts wissen. Nicht deshalb, weil die Wissenschaftler aus diesem Gebiet versagten, sondern weil bisher nur sehr wenige Wissenschaftler die Höhlenentstehung und Raumgestaltung zu ihrem Forschungsfeld gemacht haben. Die Höhlenforschung ist noch ein sehr junges Wissensgebiet und leidet darunter, daß der ungebildige Geist des Menschen in seinem Drang nach Erklärung und Erkenntnis großer Zusammenhänge der Zahl exakter Beobachtungen weit vorausgeeilt ist. So besitzen wir zwar viele Theorien, erfunden aus der Kraft überwältigender Eindrücke einzelner Forschungsfahrten, es fehlen ihnen aber die Fundamente gesicherter wissenschaftlicher Erkenntnis. Wir sehen in die Formwelt jeder Höhle bereits das Wirken bestimmter Kräfte hinein, die vielleicht wirklich einmal wesentlichen Anteil an der Raumgestaltung besessen haben, die wir aber heute nur mit einem sehr lückenhaften und oft auch untauglichen Beweismaterial belegen wollen. Es gilt hier nicht Theorien zu stürzen, sondern sie zu beweisen!

Welch ungeheures, reiches Arbeits- und Erlebnisfeld für den Bergsteiger und für den Forscher! So begrüßen wir auch jene, die auf diesem Gebiet neue Wege sehen und beschreiten wollen mit einem kräftigen

Berg Heil — Glück auf!

Über Gebirgswinde

Von E. Ehart, Salzburg

Ein Gebirge hat auf die strömende Luft denselben Effekt wie ein Stein in einem fließenden Wasser: Es ist ein Hindernis, welches das anströmende Medium bremst, es zum Um- oder Überfließen und zur Wellenbildung veranlaßt. Sind dem Gebirgskörper Hohlformen eingeprägt, wie sie in natura bis zu einem gewissen Grade Becken darstellen, so sind diese den Strömungsvorgängen rund herum weitgehend entzogen. Nur gelegentlich wird die in ihnen eingebettete Luft durch Windströmungen, die von oben einfallen, aufgewirbelt und erneuert. Im übrigen zeichnen sich solche abgeschlossene Beckenlagen, wie in den Alpen etwa der Lungau im Salzburgerischen, durch große Windarmut aus.

Der größte Teil des Gebirgsinneren aber hat Verbindung mit dem Außenraum durch das weitverzweigte Netz der eingeschnittenen, vielgewundenen und verästelten Taläufe. Sie stellen die Kanäle dar, durch die das Gebirge entlüftet wird. Von außen gegen das Gebirge anwehende Luftströme gelangen durch sie in das Innere, wie umgekehrt durch die Talöffnungen die Luft aus dem Inneren herausgesaugt werden kann. Dabei erleiden die derart „kanalisierten“ Luftströmungen infolge der mehrfachen Ab- und Umlenkungen, der erhöhten Reibung im Talbett und nicht zuletzt infolge der Arbeitsleistung bei dem erzwungenen Aufsteigen längs der geneigten Talwege eine meist recht erhebliche Geschwindigkeitseinbuße. Wären das die einzigen Winde, so würde es um die Luftdrainage im Inneren eines Gebirges übel bestellt sein, schlechter jedenfalls als im Freiland. Ein mangelhaft durchlüfteter Raum hat meist „schlechte“ Luft. Klimatisch gesprochen, d. h. auf die natürlichen Verhältnisse übertragen, bedeutet das: Die im Innenraum des Gebirges eingeschlossene Luft würde sich bei solch ungenügender Ventilation bald anreichern mit trübenden Beimengungen aller Art, wie Staub, Industrierauch, Krankheitskeimen, Dunst und Feuchtigkeit. Es würden sich bei starker Einstrahlung untertags leicht Überhitzungsschichten in Bodennähe bilden, die durch nächtliche Ausstrahlung erkaltete Luft würde zäh am Boden haften bleiben und die Entstehung von Bodennebel begünstigen.

Glücklicherweise hat nun aber die Natur Vorsorge getroffen, daß die Herabsetzung des Luftaustausches der allgemeinen Zirkulation zu einem guten Teil wieder wettgemacht, ja, vielfach überkompensiert wird dadurch, daß die Gebirge gewissermaßen in eigener Regie zusätzliche Ventilatoren aufstellen. Die Wirkung eines Gebirges auf das Stromfeld der Luft ist nämlich nicht nur eine destruktive, sondern nicht minder eine produktive. Einerseits wird zwar, wie gezeigt, Bewegungsenergie vernichtet, andererseits aber auch neue erzeugt. Diese zeigt sich in den eigenbürtigen Winden der Gebirge.

Solche Winde sind überall dort daheim, wo es überhaupt Bodenerhebungen gibt: Im Hochgebirge gleicherweise wie im Hügelland, in den Tropen wie in den Gtropen. Dank ihren Eigenarten haben sie sich schon frühzeitig dem Bergbewohner wie dem Naturforscher aufgedrängt. Ihre Popularität bezeugen am besten die zahlreichen Eigennamen, die sie in allen Gebirgsgegenden bekommen haben und mit denen meist zugleich gewisse, den Bewohnern besonders sinnfällige Merkmale charakterisiert sind. Sehr häufig werden sie einfach nach ihrer Herkunft benannt: Der „Binhölgauer“ des Ostales, der „Tauernwind“ Oberkärntens, die „Baudaire“ des unteren Wallis und viele andere. Allgemeiner sind schon Bezeichnungen wie „Ober- und Unterwind“ (in zahlreichen Ostalpentälern,

im Salzkammergut usw.) oder „Montagnère“ (französische Alpen). Mit Vorliebe wird auch ihre Gebundenheit an bestimmte Tagesstunden zum Ausdruck gebracht: „Ora“ im Etschtal, „Zehnerli“ in Bludenz und Feldkirch und dergleichen; „Seguin“ heißt ein solcher Lokalwind in den französischen Alpen, was soviel bedeutet wie: qui suit le soleil = (Wind), welcher der Sonne folgt. Oder der Name will den Wind als vorzügliche Gutwettererscheinung kennzeichnen: „Schönwetterwind“ (z. B. Innsbruck), „Heiter(wind)“ im östlichen Vorarlberg und dergleichen mehr.

Die außerordentliche Regelmäßigkeit bzw. Beständigkeit dieser lokalen Gebirgswinde führt vielerorts zu einer einseitigen Verformung des Baumwuchses, wie dies besonders schön im Schweizer Rhonetal, bei einiger Aufmerksamkeit aber auch in vielen anderen Alpentälern zu beobachten ist. Auch macht man sich da und dort ihre mechanische Wirkung zunutze; so etwa im Tal des Rio Santa (Peruanische Anden), wo man beim Seihen mit Handsieben es in der Hauptsache dem Talwind überläßt, die Spreu vom Weizen zu scheiden. Kundige Radfahrer pflegen nicht selten ihre Touren so einzurichten, daß sie von dem talauf oder talab wehenden Lokalwind als Mittwind profitierten. Wir bemerkten insbesondere die günstige bioklimatische Wirkung dieser Winde: Sie verhindern eine schädliche Luftstagnation in den Tälern, durchlüften sie vielmehr auch an Tagen, an denen sich im Flachland draußen kein Lüftchen regt und schaffen willkommene Kühlung gerade bei sommerlichem Hochdruckwetter, wenn drückende Hitze über dem Lande lastet. So mancher Sommerfrischeort im Gebirge verdankt nicht zuletzt ihrer Betriebsamkeit seine Vorzugstellung. Und wie mancher Tourist hat sich nicht schon des Lüftchens erfreut, das aus dem Talgrunde heraufwehend, ihn bei seinem Anstiege auf sonniger Berglehne Erfrischung gebracht hat!

Um das Kind beim rechten Namen zu nennen, so handelt es sich bei den fraglichen Luftströmungen um die Familie der „tageszeitlichen Gebirgswindzirkulationen“. Eine Sammelbezeichnung, die bereits alle wesentlichen Merkmale umschließt: Es sind Winde, die 1. an Bodenerhebungen gebunden sind, 2. im Ablauf sich an einen 24stündigen Rhythmus halten und 3. thermische Zirkulationen darstellen. Was das sind, bzw. wie sie zustandekommen, wird unmittelbar aus dem folgenden, von jedermann leicht ausführbaren, im übrigen aber wohl allgemein von der Schule her bekannten Experiment klar:

Öffnet man die Lüre zwischen einem geheizten und einem ungeheizten Raume, so lassen sich mittels einer als Sonde benützten brennenden Kerze — oft genügt auch die bloße, ebenfalls benetzte Hand — zwei gegeneinander gerichtete Luftzüge feststellen: Im oberen Teil der Türöffnung einer vom warmen nach dem kalten Raume, im unteren Teil umgekehrt einer vom kalten zum warmen. Etwas Analoges beobachtet man in einem wassergefüllten Trog (mit durchsichtigen Wänden), in dem auf der einen Seite ein Stückchen Eis schwimmt, während auf der gegenüberliegenden Seite das Wasser von unten her mittels einer Flamme erhitzt wird. Es bildet sich dann ein — durch Zusatz von Farbstoff oder schwebenden Teilchen sichtbar gemachter — Kreislauf des Wassers aus in der in Abb. 1 gezeichneten Form. Das ist das Grundprinzip jeder thermischen — so genannt, weil durch Temperaturunterschiede verursacht — Zirkulation, die nur das Vorhandensein einer Wärme- und einer (höher gelegenen) Kältequelle verlangt. Von dieser Art sind fast alle atmosphärischen Bewegungen, z. B. auch die zwischen Hoch- und Tiefdruckgebieten. Das Wort „Kreislauf“ (Zirkulation oder kurz Zykel) darf nur nicht so verstanden werden, als vollziehe sich die Bewegung auf einer geometrischen Kreisbahn; es will nur besagen, daß es sich um eine in sich geschlossene Bewegung handelt. Die Bewegung zwischen Start- und Zielpunkt kann auf beliebigen, längeren oder kürzeren, verschlungenen oder glatten Wegen vor sich gehen.

Ein Gebirgskomplex stellt bei Tag einen Heizkörper dar gegenüber der flachen Umgebung, die ihrerseits dann vergleichsweise als Kältequelle aufgefaßt werden kann¹.

¹ Begriffe wie „warm“ und „kalt“ haben in der Meteorologie nur Relativwert, sind also nicht etwa mit bestimmten Temperaturgraden gekoppelt.

Die Überwärmung des Gebirges tagsüber ist aus mehreren Gründen leicht verständlich: Einmal ist im Gebirge die eigentliche Heizfläche, der Boden, emporgewölbt, taucht also im Vergleich zur Umgebung tiefer in das Luftmeer hinein. Dadurch wird die zugestrahlte Wärme gleich von vornherein höheren Luftschichten vermittelt als über der Ebene. Dazu kommt, daß eine gehobene Fläche eo ipso intensivere Sonnenstrahlung empfängt, weil ja über ihr das StrahlungsfILTER der LuftkÜHLE dünner, daher durchlässiger ist als über tieferen Lagen. Und drittens ist die Heizfläche des Gebirges, bezogen auf gleiches Horizontalfächenausmaß, infolge der Faltungen wesentlich größer, es ist hier also eine ausgedehntere Fläche vorhanden, die Strahlung aufnimmt. Da aber solche nicht nur in gerichteter Form von der Sonne direkt einlangt, sondern zu einem, namentlich bei wolfigem Wetter recht erheblichen Teil aus allen Richtungen vom Himmel, liegen die Einnahmen des Gebirges an Strahlung insgesamt über denen des umgebenden Landes von gleichem Flächenausmaß. Als ein weiterer nicht unbedeutender Umstand ist schließlich noch die Tatsache zu nennen, daß die in den Hohlformen des Gebirgskörpers eingelagerte Luft aus später ersichtlichen Gründen eine viel lebhaftere Durchmischung erfährt als die Luft über dem Freiland, wodurch dort die Wärme vom Boden rascher und höher hinauf verteilt wird.

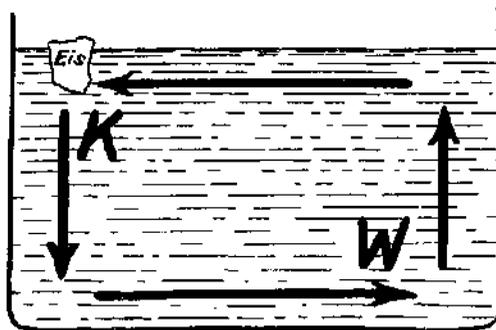
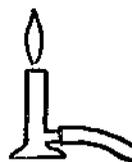


Abb. 1.
Prinzip eines thermisch bedingten Kreislaufes einer Flüssigkeit oder eines Gases.
W = Wärmequelle (Flamme, Sonnenstrahlung u. dgl.).
K = Kältequelle (Eisstückchen, Ausstrahlung u. dgl.).



Bei Nacht kehren sich aus analogen Gründen die Verhältnisse um. Das Gebirge mit seiner im Durchschnitt höher gelegenen und damit in trockenere Luftregionen ragenden, obendrein gegenüber dem ebenen Boden vergrößerten Oberfläche ist der Ausstrahlung stärker ausgesetzt, es wird zum Kältespender, die Ebene zur relativen Wärmequelle.

Damit ist aber bereits gezeigt, daß und warum es im Bereiche eines Gebirges zu einer Luftzirkulation mit Tagesperiode kommen muß. Oder anders ausgedrückt: Daß und warum sich zwischen Gebirge und Umgebung ein in sich geschlossener Luftaustausch einstellt, der zweimal täglich seinen Bewegungssinn wechselt: Bei Tag, zur Zeit überwiegender Einstrahlung strömt die überwärmte Luft des Gebirges in der Höhe nach allen Seiten ab, sie „läuft über“ wie kochende Milch in einem Topf. Und als Ersatz für diesen Verlust strömt in den unteren Schichten aus allen Richtungen die verhältnismäßig kühlere Luft des flachen Landes dem Gebirge zu, an dessen Außenabdachung empor bzw. durch dessen Öffnungen in das Innere hinein, um hier in den ansteigenden Tälern und längs der Hänge durch fortgesetztes Anheizen den Auftrieb zu erhalten, mittels welchem der Kreislauf zurück zur Ebene geschlossen werden kann (siehe schematische Skizze, Abb. 2). Nachts, wenn die Ausstrahlung allein wirksam ist, schrumpft durch stärkere Erkaltung die Gebirgsluft mehr zusammen als die der Ebene, so, daß damit in der Höhe im Gebirge kein „Leerraum“ entsteht, Luft aus der wärmeren Umgebung über die Kämme des Gebirges hinweg in dieses einströmt. Unten fließt dafür die Kaltluft aus dem Gebirgsinneren durch das Kanalsystem der Täler hinaus ins Flachland. Der nächtliche Kreislauf der Luft zwischen Gebirge und Ebene ist also genau umgekehrt wie der tagsüber gemäß den vertauschten Rollen beider Gebiete hinsichtlich der Wärmebilanz.

Der ganze Vorgang kann, soweit man nur die Vorgänge im unteren Teile des Lufttraums vor Augen hat, bildlich aufgefaßt werden als ein Atmen des Gebirges.

Einen einzigen Atemzug macht die Riesenlunge des Gebirges pro Tag: Zur hellen Tageszeit erfolgt das Einatmen, während der Dunkelheit das Ausatmen. Oder man kann eine Parallele ziehen zum Blutkreislauf des menschlichen Körpers: Wie dieser hat auch der Gebirgskörper „Adern“, Zirkulationskanäle, nämlich die Talungen und Gräben. Die Rolle des Pumpwerkes des Herzens übernimmt bei unserem atmosphärischen Kreislauf der Wärmemotor, der seine Energie für den Bewegungsantrieb des „Blutes“, nämlich der Luft, aus dem geschilderten wechselnden Wärmeunterschied Gebirge — Ebene schöpft.

Als richtiger Wind, das heißt für das körperliche Empfinden bemerkbar wird das Zu- bzw. Abfließen der Luft von der Ebene ins Gebirge bzw. zurück im wesentlichen erst innerhalb des Gebirges selbst, wenn die Strömung von der Weite des Vorlandes

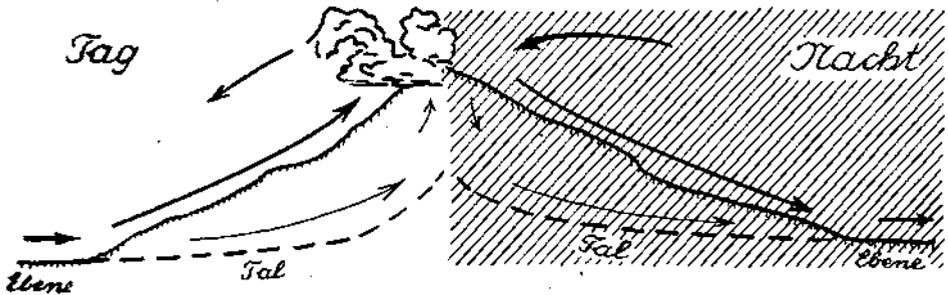


Abb. 2.

Schema der tageszeitlichen Gebirgswindzirkulation bei Tag (links) und bei Nacht (rechts).

in das Bett der Täler eingezwängt wird. Imponierend ist aber auch dann die Geschwindigkeit im allgemeinen nicht; wenn sie den Stärkegrad einer „mäßigen“ bis „frischen Brise“ erreicht (4—5 Beaufort), so ist das schon sehr viel. Dabei ist in der Regel der Tageswind kräftiger als sein Gegenstück in der Nacht. Nur wo auf dem Wege der Strömung sich das Strombett merklich verengt, erfolgt analog wie beim fließenden Wasser eine entsprechende Geschwindigkeitssteigerung. Das ist vor allem bei den Tal-„Klauen“ der Fäll. Beim Austritt des Innetales in das bayerische Alpenvorland nördlich von Ruffstein z. B. beobachtet man ein lokales Anschwellen des nächtlichen Talwindes häufig bis zu richtiger Sturmstärke — derselben Luftströmung, die weiter talauf, etwa in Innsbruck, am Boden kaum noch als „Püfchen“ wahrnehmbar ist. Ebenso macht sich der sonst keineswegs sonderlich kräftige — wenn auch sehr gut ausgebildete — Talwind des Salzachtales innerhalb der Talenge des Pass Lueg durch seine örtlich verstärkte mechanische und abkühlende Wirkung oft geradezu unangenehm fühlbar. Auf der Westseite des Arlbergs, in Stuben, weht der lokale Wind des Nachts und morgens oft mit derartiger Heftigkeit von der Passhöhe herab, daß dadurch das aufrechte Gehen erschwert wird. Von diesen nur beispielsweise angeführten Ausnahmen abgesehen, hält sich aber, wie gesagt, sonst die Stärke des Talwindes auch zur Zeit seiner Vollenentwicklung in durchaus erträglichen Grenzen, etwa zwischen zwei und vier Beaufortgraden.

Mit der am Morgen einsetzenden Erwärmung, die, wie erwähnt, im Gebirge kräftiger ist als außerhalb desselben, in engeren und tiefer eingeschnittenen Tälern stärker als in breiten, seichteren und in Hangnähe stärker als in hangferneren Teilen der Atmosphäre, kommt Bewegung in die nach Erlöschen der Nachtwinde vorübergehend stagnierende Luftmasse des Gebirges. In den Talungen zieht die Luft gegen den Ursprung hinein und an den seitlichen Bergflanken wie an den Abhängen isolierter Berge empor; von den unmittelbar in das Vorland mündenden Haupttälern zweigen Luftströme in die kleineren Seitentäler ab — alles gemäß unserer Zirkulationsregel: unten vom kälteren zum wärmeren Ort. Die Strömung in Längsrichtung der Täler, die Talwind genannt wird, fließt

dabei ungeachtet der Neigung der Talsohlen in ihrer großen Hauptmasse, die das Talbett bis nahe zum Rande füllt, wesentlich horizontal. Das geschieht aus reinem „Selbsterhaltungstrieb“.

Man muß nämlich wissen, daß Luft, die aufsteigt, sich abkühlt, absteigende aber sich erwärmt. Würde nun die taleinwärts strömende Luft als Ganzes der Bodenneigung folgen und sich heben, so würde sie taleinwärts immer kälter werden entgegen dem hier ursprünglich vorhandenen Wärmegefälle, das den eigentlichen Anlaß für die Entstehung der talein gerichteten Strömung gegeben hat. Die Bewegung käme also durch sich selbst sehr bald zum Stillstand und es gäbe keinen Talwind. (Die Schlussfolgerung für die nächtlichen Verhältnisse, die in Analogie sich jeder selbst machen kann, führen zum gleichen Ergebnis auch für den nächtlichen Talaußwind.) Ganz ohne Aufwärtsbewegung geht es aber schon deswegen nicht, weil sich ja der Talquerschnitt und damit das Strombett des Talwindes gegen den Oberlauf zu stetig verkleinert.

Hier springen nun die längs der Hänge aufwärts — bei Tag; bei Nacht abwärts — wehenden Hangwinde helfend ein. Diese erhalten ihren Antrieb aus dem horizontalen Temperaturunterschied zwischen wärmerer Hangatmosphäre und kühlerer Luft über der Talmitte bzw., bei einzelfestehenden Bergen, jener in einiger Entfernung vom Hang. Damit sind sie aber unabhängig von der Existenz der Talwinde, deren Bewegungsantrieb ja, um es zu wiederholen, aus den Wärmeunterschieden in Längsrichtung der Täler stammt. Die Talwinde dagegen sind, obwohl die mächtigere Strömung, auf die Unterstützung der Hangwinde angewiesen, insofern ihnen diese die Arbeit für den vertikalen Transport der in der Höhe gegen die Ebene zurückzuführenden (bzw. nachts von dort in den Talraum einfließenden) Luft abnehmen. Das können sie, weil sie in der relativ dünnen (höchstens 2—300 m dicken) Schicht ihres Bereiches auf dem ganzen Wege vom Hang kräftig angeheizt werden, also genügend Energien zugeführt erhalten, um die Hebungsarbeit leisten zu können. Wenn auch die untertags aufwärts wehenden Hangwinde hauptsächlich die Rückführung der unten mit dem Talwinde einströmenden Luft gegen den Außenraum des Gebirges vornehmen, so wird gleichwohl ein Teil der Hangströmung auch gegen die Talmitte abgezweigt, wo sie sich mit der in Längsrichtung strömenden Luft des Talwindes vermengt. Durch diese Querkirkulationen im Tale wird aber dessen Luft besser durchmischt und dadurch unter anderem auch die Wärme aus dem Talgrunde rascher und gleichmäßiger auf den ganzen Talquerschnitt verteilt. Dieser zusätzliche Effekt der Hangwindzirkulation ist es, auf den bereits früher hingewiesen worden ist gelegentlich der Erörterung der Frage, warum die Gebirgsluft untertags wärmer ist als die Freilandluft.

Um jeden Zweifel auszuschließen, sei bezüglich der Entstehungsbedingungen der beiden Gebirgswindsysteme nochmals auseinandergelassen: Der Talwind schöpft seine Lebenskraft aus dem Temperaturunterschied in Längsrichtung des Tales (dieses verlängert gedacht in die Ebene hinaus), der Hangwind die seine aus den Temperaturunterschieden in Querrichtung des Tales (zwischen Hängen und Talmitte).

Um den ganzen Sachverhalt zu verdeutlichen, ist in Abb. 3 versucht worden, charakteristische Phasen des Entwicklungsganges der Luftströmung in einem Tale festzuhalten. Es ist darin für einzelne Zeitabschnitte schematisch der jeweilige Zustand aufgezeichnet, in dem sich das Talwind- und das Hangwindsystem befinden. Die schwarzen Pfeile bezeichnen den Talwind, die weißen den Hangwind. Nicht berücksichtigt ist dabei die jeweilige Stärke der Strömung, auf die jedoch in den kurzen textlichen Erläuterungen zu den einzelnen Bildern aufmerksam gemacht ist.

Es wäre natürlich ein Irrtum, wozu vielleicht die Zeichnung verleiten könnte, zu meinen, die an einem solchen halbtägigen Kreislaufprozeß beteiligte Luft sei von Anfang bis zum Ende dieselbe und sie mache den ganzen Rundlauf von der Ebene ins Gebirge und wieder zurück zur Ebene mit. Nicht für ein einziges Luftquant trifft dies zu. Vielmehr sind fortgesetzt neue „Individuen“ daran beteiligt, ununterbrochen werden neue Luftmassen aus der ansonsten unbeteiligten Nachbarschaft der Strömung in ihren groß-

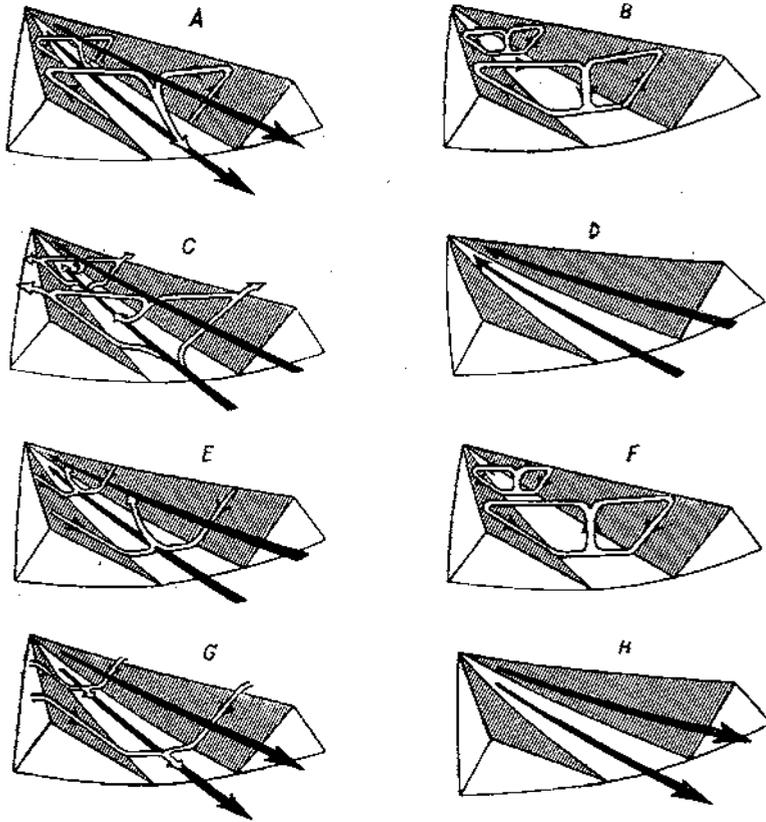


Abb. 3. Schematische Darstellung des Ablaufs der Gebirgswindzirkulation an einem normalen Tage (Nach F. Defant).

A. Nach Sonnenaufgang. Der quer zum Tale zirkulierende Hangaufwind hat begonnen. Im Tale selbst, das kälter ist als die Ebene, herrscht noch mit abnehmender Geschwindigkeit der Talabwind. Hier beginnt die Luft bereits zu erwärmen, während über der Ebene der Abkühlungsprozess noch nicht beendet ist.
 B. Vormittags (ca. 9 Uhr). Klaut beim Wechsel von Talab- in Talaufwind. Hangaufwind dagegen bereits sehr kräftig, trägt außerdem zur Durchmischung der Talluft bei. Deren Erwärmung verstärkt sich, wogegen in der Ebene der Temperaturanstieg noch gering ist.

C. Mittag bis früher Nachmittag. Der Talaufwind entwickelt sich zu voller Stärke, der Hangaufwind hat seinen Höhepunkt bereits überschritten; zu einem Teile speist er den über die Kämme hinweg zur Ebene rückführenden Ast der Zirkulation. Während das Tal wesentlich wärmer als die Ebene ist, beginnen die Temperaturunterschiede zwischen den überwärmten Hängen und der Talmitte sich auszugleichen.
 D. Spätnachmittag. Der Hangaufwind ist erloschen, der vollentwickelte Talaufwind tritt bis an die seitlichen Hänge heran. Das Tal beginnt abzukühlen, ist aber weiterhin noch wärmer als die Ebene. Dagegen bestehen im Talquerschnitt keine Temperaturunterschiede.

E. Abends, um Sonnenuntergang. Einsetzen des Hangabwindes, Abflauen des Talaufwindes. Die sich stark abkühlende Talluft ist nur mehr wenig wärmer als die Luft über der Ebene. Die Gehänge sind kälter als die Talmitte.

F. Später Abend bis erste Nachthälfte. Übergang vom Talauf- in den Talabwind über kurze Stille. Die Hangabwindzirkulationen quer zum Tal beherrschen allein das Feld. Zwischen Tal und Ebene ausgeglichene Temperaturverhältnisse.

G. Nachts. Talabwind voll entwickelt mit dem Hangabwind als Zubringer von Luft aus dem Reservoir der Ebene über den seitlichen Bergflank hinweg. Verstärkung des Temperaturunterschiedes zwischen Ebene und Tal.

H. Nachts bis morgens. Ausgeglichene Temperaturverhältnisse zwischen Hängen und Talmitte unterbinden vorübergehend eine Hangwindzirkulation. Der unvermindert andauernde Talabwind kann bis an die seitlichen Bergflanken herantreten.

Folgt wieder A.

räumigen Wirbel gezogen, um vielleicht nach ganz kurzer Fahrt schon wieder ausgebootet und durch andere ersetzt zu werden. Das liegt an der außerordentlich leichten Beweglichkeit der Luft und daran, daß es überhaupt keine scharf und „luftdicht“ abgegrenzten Luftkörper in der Atmosphäre gibt. Der Vorgang ist vielleicht am ehesten vergleichbar dem eines Fließbandes, bei dem auch das beförderte Material nicht die ganze Tour macht und ständig wechselt.

Jede Maschine braucht eine gewisse Anlaufzeit, auch die Wärmekraftmaschine der Windzirkulationen. Und es ist klar, daß sich die Verzögerung nach der Größe der in Bewegung zu setzenden Masse richtet. Als relativ leichteste Strömung folgt die Hangwindzirkulation am raschesten dem Bewegungsimpuls; sie weist im allgemeinen eine nur geringe Verspätung gegen die Zeiten auf, in denen die Erwärmungsbilanz der Luft im Tagesgang ihr Vorzeichen wechselt (negativ des Nachts infolge der dann allein wirksamen Ausstrahlung, positiv während des größten Teiles des Tages wegen der dann die fortwirkende Ausstrahlung an Intensität übertreffenden Einstrahlung). Allerdings ist der Hangwind aus demselben Grunde auch besonders empfindlich gegenüber allen äußeren hemmenden oder fördernden Einflüssen (z. B. Beschattung durch Wolke und dergleichen). Da ist die ungleich größere Masse der Talwindströmung wesentlich „robuster“ — allerdings, mechanisch betrachtet, auch träger. Es braucht viel länger, bis dieses Zirkulationstadi in Schwung kommt bzw. seinen Drehungssinn ändert, wenn längst die äußeren Bedingungen schon dahin wirken. Und um so mehr drückt sich naturgemäß diese Trägheit aus, je breiter und länger das Tal ist. So lebt in einem Tale wie dem des Juns der Talauflwind auch zur Zeit des jährlichen Sonnenhöchststandes erst 1—2 Stunden vor Mittag auf, erlischt aber dafür auch erst am späten Abend, etwa gegen 21 Uhr.

Das ist jedenfalls merklich später, als der entsprechende Windumschlag bei der Hangwindzirkulation erfolgt; denn der folgt ziemlich prompt dem Sonnenauf- bzw. -untergang. Der Talwind, der nach Erlöschen des ihm verschwieberten Hangwindparts noch fort dauert, trägt aber bereits den Todeskeim in sich; denn in dieser Phase ist er ja genötigt, die Arbeit der Vertikalbewegung, die ihm sonst der Hangwind abgenommen hat, allein zu leisten. Daran aber geht er zugrunde, zumal bei seinen dann ohnehin schon arg geschwächten Lebensbedingungen.

In Tälern, deren Gefälle wesentlich steiler ist als etwa das des Juntales — wozu z. B. viele der V-förmigen Seitentäler gehören —, muß immerhin wenigstens die unterste Schicht der Talwindströmung sich der Bodenneigung anpassen. Sie bekommt dann zur horizontalen noch eine — kleinere — vertikale Bewegungskomponente. Das ist nur dadurch möglich, daß sich auch entlang der geneigten Talsohle, gleich wie an jedem beliebigen Hange, eine hangwindartige Zirkulation entwickelt. Sie besitzt eine eigene Energiequelle in dem Temperaturunterschied zwischen der bodennahen (untertags) wärmeren Luft im oberen Talteil und der kühleren im gleichen Niveau, aber in entsprechend größerem Bodenabstand über der flufabwärts gelegenen Talpartie. Täler, die nicht zu tief in das Gebirge eingeschnitten sind, wie beispielsweise solche des Mittelgebirges, sind von diesem „Talsohlenhangwind“ allein schon völlig ausgefüllt, so daß kein Raum mehr bleibt für einen eigentlichen Talwind darüber.

Eigenartige und verwickelte Verhältnisse ergeben sich oft im Mündungsbereich eines Nebentales in ein Haupttal. Hier kann infolge der verschiedenen Entwicklungsphasen der beiden Talwindsysteme eines von beiden zeitweilig die Vorherrschaft an sich reißen oder es kommt, wie meistens, ein Kompromiß zwischen beiden Bewegungen zustande und der beobachtete Wind setzt sich aus Anteilen beider zusammen — analog wie bei der Bewegung eines einen Strom querenden Motorbootes.

Auch am Hang kann etwas Ähnliches geschehen, besonders an Stellen, die etwas gegen die Talmitte vorspringen (Hangnasen). Ein an sich geringfügiger Anlaß genügt da oft, daß sich der ohnehin reaktionsfähigere Hangwind ablöst und den in Längsrichtung des Tales wehenden Talwind bis an den Hang herantreten läßt. Gräben und Klüfte,

die das Gehänge zerfurchen, entziehen den Hangwind mehr solchen fremden Eingriffen. Die Zeit des Windwechsels, wenn der Hangaufwind in den Hangabwind übergeht oder umgekehrt, nimmt der Talwind regelmäßig wahr, um sich unmittelbar bis an die seitlichen Berghänge auszubreiten, von wo er erst wieder durch den einsetzenden neuen Hangwind verdrängt wird.

Alles das hat der Wanderer bei seinen Bergfahrten reichlich Gelegenheit zu beobachten. Darüber hinaus wird ihm aber nun auch das Rätsel aufgehen, über das er manchmal vielleicht schon verärgert nachgegrübelt haben mag: Warum es ihm so oft schon passiert ist, daß ihm, nachdem er morgens bei klarem Himmel losgezogen war und dann im Schweiß seines Angesichtes, aber auch in der stillen Vorfreude des ihn oben erwartenden Rundblicks, den Gipfel erklommen hatte, dort oben dichter Nebel die ganze Aussicht verbarb, ja, ihn womöglich noch mit Regenspritzern bedachte. War er dann abends wieder ins Tal zurückgekehrt, so hatte sich ihm seine Bergspitze wie zum Hohn wieder in unschuldigster Reinheit und Wolkenlosigkeit präsentiert. Und seinen Kameraden, die unten geblieben waren, mochte er es wohl gar nicht geglaubt haben, daß unten im Tale den ganzen Tag über strahlendster Sonnenschein geherrscht hatte.

Diese Wosse spielt nicht ungern der Hangwind. Der ist nämlich auch getarnter „Wasserträger“, er befördert Feuchtigkeit aus der Tiefe in die Höhe und oft hoch genug hinauf, daß es zu Kondensation und Wolkenbildung kommt. In der Tat gehört es ja geradezu zum „guten Ton“ des Schönwetters im Gebirge, daß sich die Bergspitzen untertags mit nebligen Wollensballen und -hauben schmücken, die sich die Kämme entlang perlenkettartig aneinanderreihen.

Übrigens büßt der Hangaufwind seinen Übermut gar bald mit einer manisch-depressiven Phase. Erst himmelhoch jauchzend, dann — und das buchstäblich — zu Tode „betäubt“: Indem er Wolken erzeugte, die alsbald den Berghang beschatten, schneiden diese dem Hangwind den Lebensfaden ab. Denn der hängt ja an der Überhitzung des Gehänges. Darum ist es eine fast regelmäßige Erscheinung, daß der Hangaufwind um die Mittagszeit, wenn an sich die Heizung am intensivsten wäre, eine ausgesprochene Depression in seiner Entwicklung erleidet, von der seine Stärke ebensowohl betroffen wird wie seine Schichtdicke. Kommt er dadurch aber zum Ersterben, so fehlt nun wieder den Gipfelwolken der Erhalter und sie lösen sich auf. Die Folge davon ist, daß die Besonnung wieder die Hänge heizt und damit der Hangaufwind aus seinem „Scheintod“ zu neuem Leben erwacht, bis er nach Sonnenuntergang dann endgültig einschläft und das Feld seinem nächtlichen Bruder, dem Hangabwind überläßt.

Man hat die tagesperiodischen Gebirgswinde vielfach eine ausgesprochene Erscheinung des Schönwetters und der warmen Jahreszeit genannt. Nun, das gilt nur bedingt. Es ist begreiflich, daß bei Schönwetter die Voraussetzungen für ihre Entstehung besonders günstige sind wegen der dann ungehinderten Ein- und Ausstrahlung und gar, wenn bei der dann meist herrschenden Hochdrucklage die allgemeine Luftbewegung schwach ist. Und ebenso sind die Temperaturgegensätze in der wärmeren Jahreszeit größer als in der kalten; vielleicht nicht einmal so sehr im Hochsommer als vor allem im Spätfrühling bis Frühsommer, eventuell auch im Herbst, zu welchen Zeiten die Luft im allgemeinen am klarsten ist.

Dennoch haben noch alle fachgemäß aufbereiteten Beobachtungen und Messungen dargetan, daß die Tageszeitenwinde des Gebirges auch im übrigen Jahre nicht fehlen, so wenig wie sie ausschließlich bei schönem Wetter vorkommen. Freilich, ihr Entwicklungsgrad ist jeweils unterschiedlich, unter Umständen ist auch ihr Ablauf nicht immer ganz störungsfrei. Auch entziehen sie sich dann häufig der unmittelbaren Beobachtung, insofern es in Tälern und an Hängen zu keinem direkten 180-gradigen Richtungswechsel des Windes im Laufe des Tages kommt. Aber vorhanden sind diese Lokalwinde fast immer, mögen sie auch oftmals nicht mehr als ihre „Wisskarte“ abgeben. Wie, das möge am besten ein Beispiel zeigen:

Angenommen, über dem Alpenraum bestünde eine großräumige, nicht zu schwache Westströmung. So kann diese in West—Ost orientierten Tälern auch leicht bis zum Talgrunde durchdringen. Befinden wir uns in einem solchen Längstal, das meinetwegen von West nach Ost abfällt, so kann hier am Boden zwar ohne weiteres der West ganztäglich anhalten; er wird aber in den meisten Fällen eine ganz charakteristische Veränderung im Laufe des Tages erfahren: Am Morgen ist er sehr stark, während des Vormittags und der ersten Nachmittagsstunden schwächt er zusehends ab und erst gegen Abend bzw. in der Nacht frischt er wieder stärker auf. In München, im bayerischen Vorland draußen, wäre von einer solchen Stärkeänderung nichts zu merken, ja dort könnte sie eher gegenständig verlaufen, ein nächtliches Minimum und ein Maximum untertags aufweisen (wegen des unabhängig vom Bodentief und von der Windrichtung aus anderen, unübersehbaren Gründen vor sich gehenden täglichen Ganges des Bodenwindes). Ungeachtet der durch die Großwetterlage bedingten Windströmung macht sich eben die Neigung zur Ausbildung der tageszeitlichen Gebirgswinde bemerkbar. Sie wirkt sich in unserem angenommenen Falle dahin aus, daß der normalerweise zu erwartende Talauflaufwind aus Osten den Westwind der allgemeinen Druckverteilung untertags schwächt, der nächtliche Talabwind aus Westen ihn aber verstärkt.

Dieser Tageseffekt der Windzirkulation im Gebirge prägt sich deshalb auch noch im Durchschnitt aller Tage und zu allen Zeiten des Jahres aus. Man kann ihn mittels eines kleinen Kunstgriffes sichtbar, von allen „störenden“ Einflüssen anderer Art frei machen und erhält dann die Tagesbahn, die ein Luftteilchen unter alleiniger Wirkung der Tageswinde, gleichsam wie ein Ballon immer mit der Luftströmung in Bodennähe schwimmend, beschreibt. Abgesehen davon, daß die Natur niemals so freundlich ist, das betrachtete Luftpartikelchen 24 Stunden lang im gleichen Niveau herumzuschweben zu lassen, würde dieses kaum je diesen idealen Weg einschlagen, weil zu viele andere Umstände es davon ablenken. Relativ am nächsten wird es dieser Bahn kommen, wenn das Wetter schön und ruhig ist; am wenigsten oder gar nicht wird diese idealisierte Form seiner Tagesbahn zum Vorschein kommen, wenn es stürmisch und regnerisch ist. Es ist vielleicht, um einen groben Vergleich zu ziehen, ähnlich wie mit der Sonne, die auch immer am Himmel steht, das eine Mal uns auch unverhüllt sichtbar ist, ein anderes Mal nur gerade noch durch einen Wolkenschleier schimmernd uns ihren Standort verrät und wieder ein anderes Mal sich hinter einem dichten Wolkenvorhang überhaupt unseren Blicken entzieht.

So wie auch im tiefsten Winter, wenn auch abgeschwächt gegenüber dem Sommer, noch unverkennbar der Tagesrhythmus des Talwindes vorhanden ist, so ist es auch beim Hangwind: Auch an Wintertagen, wenn die Berge tief verschneit im Sonnenglanze liegen, die Wälder auf den Hängen aber sich ihrer Schneelast entledigt haben und damit eine dunkle Heizfläche bilden, kann über ihrem Kronenraum ein Hangaufwind entstehen, der dann noch ein Stück weit über die Schneehänge aufwärts weht. Dagegen müssen dann keineswegs, wie man zunächst vielleicht anzunehmen geneigt wäre, die nächtlichen Gebirgswinde — Talab- und Hangabwinde — besonders gut entwickelt sein, weil etwa der Boden schneebedeckt und daher besonders kalt ist. Denn nicht darauf kommt es an, daß Tal und Hang kalt sind, sondern nur darauf, daß sie kälter sind als die Luft über der Ebene bzw. über der Talmitte.

In gewisser Weise ähnlich wie oben bei der Mittelung aller Windbeobachtungen verhält es sich auch mit dem oberen „Kompensationsstrom“ der Gebirgswinde, dem „Antitalwind“ oder wie man nun den in der Höhe über dem Gebirge erfolgenden Stromschluß der Gebirgswindzirkulation betiteln will. Da ihm zur Rückführung der unten von der Ebene ins Gebirge (bei Tag) ein- bzw. vom Gebirge zur Ebene (bei Nacht) ausströmenden Luft in der Gegenrichtung der gesamte Raum über dem Gebirge zur Verfügung steht, anders als beim Unterwind, der sich mit den wenigen und verhältnismäßig engen Stromröhren der Täler begnügen muß, so ist seine Stärke naturgemäß ungleich geringer als bei jenem; sie mißt im allgemeinen nur nach Bruchteilen

von m/sek. Und dennoch konnte auch diese obere Strömung aus zahlreichen Höhenwindmessstellen des gesamten Alpenraumes nachgewiesen und damit der unwiderlegliche Beweis für die Zirkulationsnatur der tageszeitlichen Gebirgswinde erbracht werden, die früher keineswegs als gesichert galt.

Eine Sorte von gebirgs-eigenen Lokalwinden muß noch erwähnt werden, die zum Unterschied von Tal- und Hangwinden keine Zirkulationen im eigentlichen Sinne darstellen. Wer die Hochregionen unserer Alpen besucht und hier etwa an einem schönen, für die Gebirgswinde günstigen Tage vom sonnenbeschienenen Felshang hinüberwechselt auf das Eisbett eines Gletschers, der wird mit Überraschung feststellen, daß er zugleich aus einer Zone mit Aufwinden — den uns schon bekannten Hangaufwinden — in eine solche mit abwärts ziehender Luft geraten ist. Und wenn er sich längere Zeit des Tages auf dem Gletscher aufhält, beobachtet er auch den eigentümlichen Verlauf dieser sogenannten Gletscher- oder Firnwinde: Gleich den Tageswinden der Täler und Hänge wachsen sie an Stärke und — wie wir auf Grund von Spezialuntersuchungen ergänzen können — an Mächtigkeit von ihrem Erwachen am Morgen bis zu einem nachmittägigen Höchstwert an, flauen nachher wieder ab — und verschwinden zum Unterschied von jenen nachts völlig. Die durch Berührung mit der Eisunterlage erkaltete Luft fließt als „Schwewind“ solange abwärts, als sie schwerer ist als die umgebende Luft. Das ist im Sommer untertags der Fall, wenn die Luft der weiteren Umgebung sich wesentlich über den Gefrierpunkt erwärmt. Dann sinkt die kältere Gletscherluft im spezifisch leichteren Medium der wärmeren Talluft zu Tal, ganz ähnlich wie ein Tropfen Quecksilber in Wasser zu Boden sinkt. Größere Mächtigkeit als wenige, höchstens einige dreihundert Meter erreicht der Gletscherwind unserer alpinen Gletscher wohl kaum. Und auch seine horizontale Reichweite ist nicht groß, in einigen hundert Meter bis höchstens einem Kilometer Entfernung vom Zungenende ist die Luft von der Unterlage wieder soweit angewärmt, daß sie sich dem entgegenkommenden und aufwärts strömenden Talwind vermählt, der über das Kallluftkissen des Gletscherwindes der Kammregion aufsteigt. Nachts, wenn auch die Talluft abkühlt und die Wärmeunterschiede gegen die gletschnahelie Luft sich ausgleichen, fehlt für diese der physikalische Anreiz abzustiegen, sie verharrt im wesentlichen ruhig, soweit nicht von oben her durchgreifende Luftströme sie aufwirbeln und mitführen.

Trotz ihrer räumlichen Beschränktheit sind aber die Gletscherwinde nicht ohne Bedeutung: Einmal schaffen sie an den angrenzenden Ufern und manchmal noch ein Stück unterhalb der Zunge eine derartige lokale Abänderung der klimatischen — vor allem Temperatur- — Bedingungen, daß dort auf begrenztem Raume die Vegetation arktische Formen annehmen kann. Und zweitens stellt die Gletscherwind-„Haut“ eine Art Konservierungshülle für den Gletscher selbst dar. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in dieser Beziehung die wechselnde Häufigkeit und Stärke des Auftretens der Gletscherwinde mit einer — wenn auch nur sekundäre oder tertiäre — Rolle spielt bei den Gletscherschwankungen.

Gewiß, ein ausnehmend imponantes Naturphänomen sind die Tageszeitenwinde der Gebirge gerade nicht. Und was Eindruckfülle und Wildheit betrifft, stehen sie ihrem gewaltigen, nicht selten auch gewalttätigen Bruder Föhn bei weitem nach. Dafür mögen sie gerade den besinnlichen und für die Naturgesetzmäßigkeiten aufgeschlossenen Beobachter in besonderer Weise fesseln. Sind sie doch ein zwar in verschiedenen Spielarten auftretendes, verhältnismäßig aber doch einfaches und leicht überschaubares Beispiel für eine der atmosphärischen Kreislaufmaschinen, die in viel größerem Ausmaß in den Monsunen und Passaten, in wesentlich komplizierterer Ausführung aber in den Zirkulationsrädern der Hoch- und Tiefdrucksysteme vorkommen.

Die neuere Erschließung des Kaukasus

Von Hellmut Schöner

So alt wie unsere Kultur sind die verschiedenartigen Zeugnisse über die vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer ziehende Gebirgskette an der Schwelle zwischen Europa und Asien. Es war daher nicht verwunderlich, daß schon im frühesten Entwicklungsstadium des Alpinismus der Kaukasus fast gleichzeitig mit den Alpen in das Blickfeld bergsteigerischer Erkundungstätigkeit rückte. Um die Zeit, in der Jacques Balmat als erster Mensch seinen Fuß auf das Haupt des Montblanc setzte (1786), erwähnte der georgische Schriftsteller Johann Batonischwili in seinem „Kalmasoba“ einen Mönch Jossif, „der den Gipfel des Kasbek bestieg, den noch keines Menschen Fuß betreten hat“. Es waren erst zwölf Jahre vergangen, seit Fürsterzbischof Salm-Reifferscheid seine erste Expedition zum Großglockner veranstaltet hatte, als die Dorpater Professoren Friedrich Partot und Moritz Engelhardt 1811 den Kasbek angingen und eine Höhe von fast 4000 m erreichten. Als Dr. Kolenati am 11. August 1844 am Kasbek bis 4436 m kam und 1868 der Gruppe Douglas Freshfielbs die Erstbesteigung gelang (ob der Mönch Jossif wirklich den Gipfel erreichte, ist nicht einwandfrei erwiesen), schlummerten noch viele später berühmte Alpengipfel in jungfräulicher Unberührtheit. Ungeklärt ist auch die wirkliche Erstbesteigung des Elbrus (Westgipfel 5633 m, Ostgipfel 5595 m). Sicher ist, daß Freshfielb 1868 den höchsten Punkt erreichte. 1829 hatte aber bereits der Kommandeur im Kaukasus, General Emmanuel, unter Teilnahme des Physikers Lenz, des Botanikers Meier, des Zoologen Menetrie und des Doktors der Philosophie Kupfer von der Russischen Akademie der Wissenschaften eine Expedition zum Elbrus veranstaltet. Der General und seine Begleitung beobachteten durch Fernrohre, daß der Kabardiner Kilar Chaschitow den Ostgipfel erreichte.

Als „Sammelwerk der Materialien zur Beschreibung der Gegenden und Stämme des Kaukasus“ wurden von 1881 bis 1929 in Tiflis alle einschlägigen Unterlagen zusammengetragen. In deutscher Sprache erschien 1932 (Verlag Benno Schwabe, Basel) das Buch von Carl Egger, „Die Eroberung des Kaukasus“, das die bergsteigerische Erschließung behandelt, aber bei aller Gründlichkeit infolge der beginnenden Abschließung vom Ausland schon damals über die sowjetischen Unternehmungen lückenhaft informiert war. Was seitdem im Kaukasus geschehen ist, blieb bis auf Bruchstücke unbekannt. Erst die „Schweizer Stiftung für alpine Forschungen“ bemühte sich in den letzten Jahren in ihren unentbehrlich gewordenen, nun bereits in deutscher, englischer und französischer Sprache erscheinenden Jahresbänden, „Berge der Welt“, bei den Berichten und Informationen aus allen Hochgebirgen der Erde auch das weite Gebiet hinter dem jedem Bergsteiger besonders wesenfremden „Eisernen Vorhang“ zu erfassen.

Bei der Darstellung der neueren Erschließung des Kaukasus in der sowjetischen Zeit sind im folgenden die Unternehmungen von Bergsteigern aus den Alpenländern bis in die dreißiger Jahre hinein nicht erwähnt, weil ausführliche Schilderungen in alpinen Zeitschriften oder in Büchern erschienen, und insolgedessen nur die Informationen über die sowjetische bergsteigerische Betätigung Seltenheitswert besitzen. Der beschränkte Platz zwingt zu chronologischer Kürze, und lediglich Elbrus, Kasbek und Ulscha, die berühmtesten Gipfel des Kaukasus, sind etwas ausführlicher behandelt, denn sie spiegeln besonders deutlich die Eigenart des sowjetischen Alpinismus in seiner engen Verbindung mit wissenschaftlicher Forschung und seiner Tendenz, möglichst große Massen zu erfassen.

Der Elbrus

144 qkm Schnee und Eis lasten auf dem doppelgipfeligen Ke gel, der nördlich der kaukasischen Hauptkette den Kulminationspunkt des ganzen Gebirges bildet. 77 Gletscher, von denen der größte, der Afsau-Gletscher, nur eine Länge von 7 km hat, greifen wie Fangarme in die Täler hinunter. Bei völlig reiner Luft wäre der riesige Gipfelaufbau aus einem Umkreis von rund 600 km zu sehen. Mit weitem Abstand führt er die Fünftausender des Kaukasus an. Hinter seinen 5633 m folgen

Dsch-tau (5198 m),
Schchara (5186 m),
Koschtan-tau (5145 m),
Pit Buschlin (5120 m),
Dschangi-tau (5051 m),
Kasbet (5043 m).

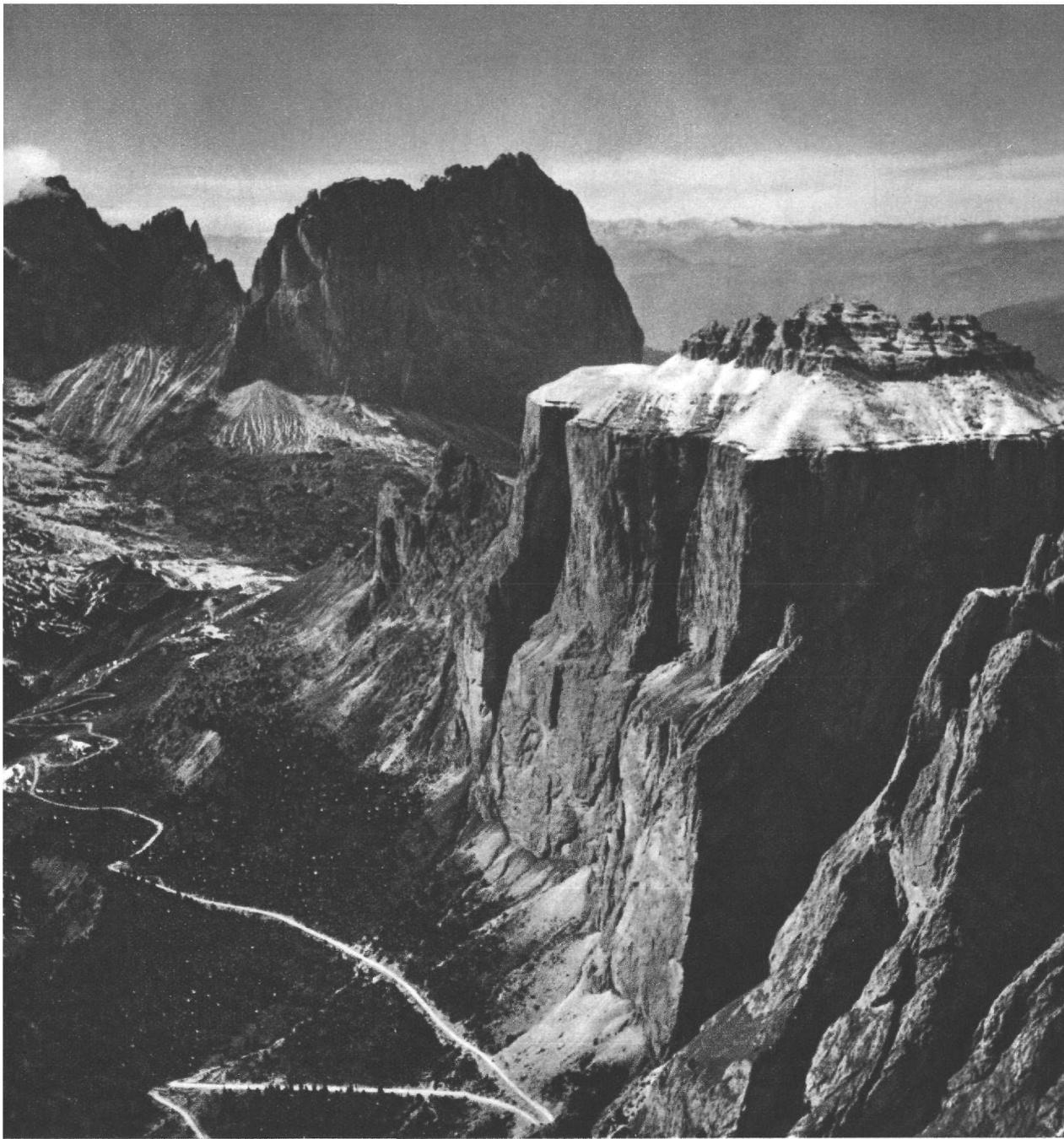
Der 13 km lange Grat der Besengi-Wand vom Zanner- bis zum Dschini-ausch-Paß hat eine durchschnittliche Höhe von 5000 m.

Jedes Volk gab dem Elbrus einen anderen Namen:

Albors = „hoher Berg“ — die Perfer; Jal-bus = „Schneemähne“ — die Georgier; Dschin-pabischah = „Herr der Bergeister“ und Mingi-tau = „Tausend Berge“ — die Turkböcker; Afschamo-chua = „Berg des Tages“ — die Kabardiner; Kuska-maf = „Glückbringender Berg“ und Afsch-gamacho = „Heilige Höhe“ — die Tscherkessen.

Nach den Kasbet-Besteigungen des Jahres 1923, die als Beginn des sowjetischen Alpinismus gelten, erreichte Prof. Nikoladse, der während eines Aufenthaltes in Morgins (Schweiz) 1901 zum Bergsteiger wurde, 1925 mit einer Gruppe von 18 Personen den Ostgipfel des Elbrus. Unter den fünf weiblichen Teilnehmern war Alexandra Dschaparidse, die 1934 als erste Frau mit der ersten sowjetischen Seilschaft den Afscha bestieg. 1927 waren vier Gruppen auf dem Elbrus, 1928 ritten Kursteilnehmer der Kavallerieschule in Tiflis durch ganz Swanetien, überschritten den Dongus-orun-Paß und bestiegen unter Leitung von Klementjew als 17 Mann starke Gruppe den Elbrus-Ostgipfel. 1929 waren es bereits neun Gruppen, 1930 46 und 1931 87 Personen, die auf dem höchsten Gipfel des Kaukasus standen. 1932 waren es nur 34, da das Interesse am Elbrus durch das Ringen um technisch schwierigere Gipfel des Kaukasus und Pamir etwas abgelenkt wurde. 1933 stieg infolge der sich allmählich auswirkenden Breitenarbeit zur Förderung des Alpinismus die Zahl sprunghaft auf 386, darunter 58 Teilnehmer der ersten Alpiniade der Roten Armee. Im Sommer 1935 erzählte man sich scherzend, ein neuer Ausbruch des erloschenen Vullans habe begonnen, so lebhaft ging es am Elbrus zu. 2016 Personen, davon 638 Teilnehmer an einer Alpiniade der kabardinischen Kolchofenbauern, bestiegen den Elbrus. Von 1936 bis 1941 kennzeichnete die Bezwingung immer schwierigerer Gipfel die Entwicklung des sowjetischen Alpinismus.

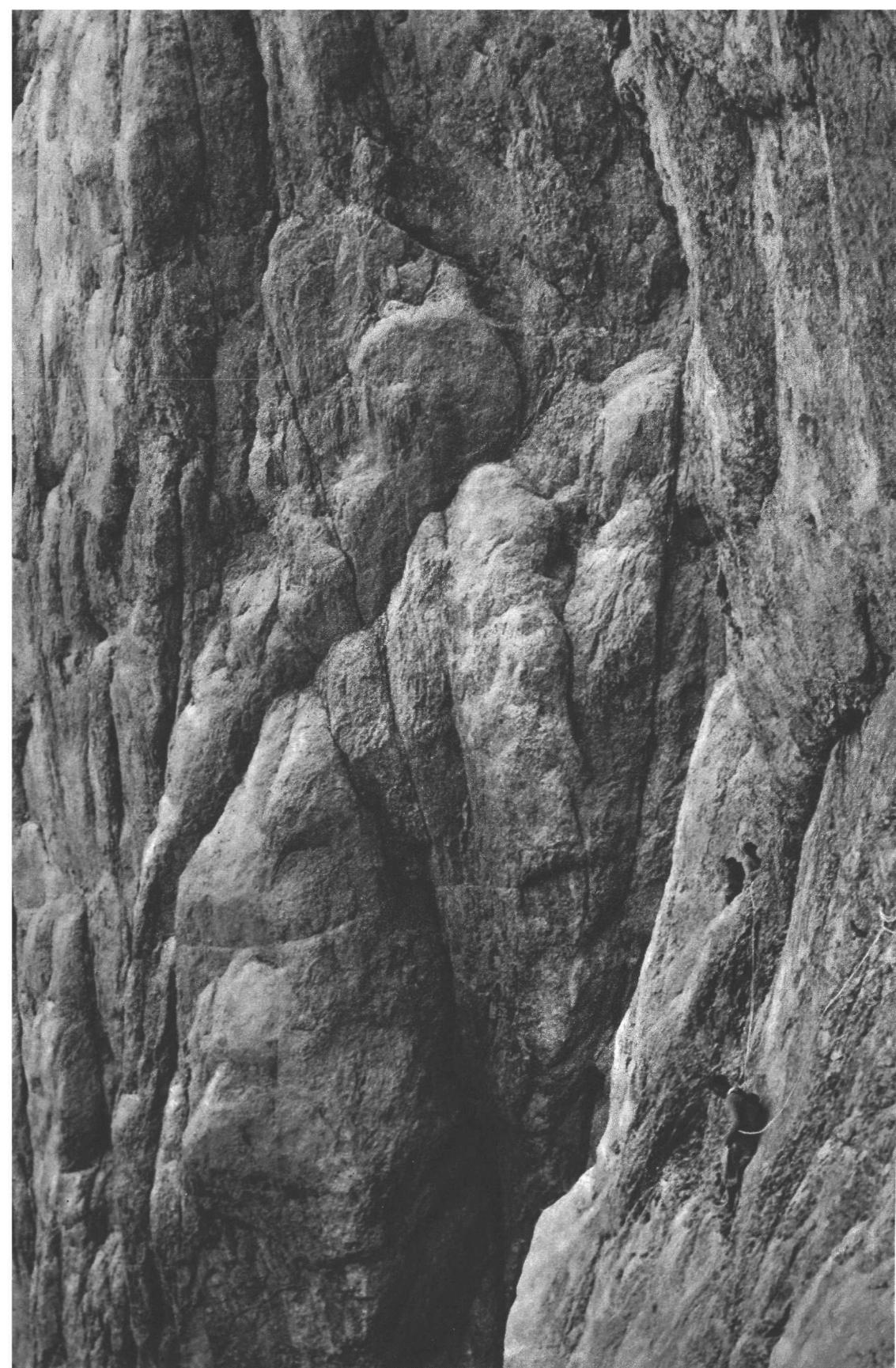
Die erste Winterbesteigung wurde durch die Befürchtung beschleunigt, ein Ausländer könnte den sowjetischen Alpinisten zuvorkommen. Im März 1933 kam der Vorsitzende der Moskauer Bergsteigersektion, A. Gernogenow, mit einer Schiläusergruppe, zu der die bekannten Alpinisten J. Abaladow, D. Guschtschin, Andrej Maleinow u. a. gehörten, zum „Krugosor“. Zu der neun Mann starken Gruppe gesellten sich W. Korfun und der Beobachter der meteorologischen Station, W. Nikitin, die schon im Januar einen Aufstieg zum Gipfel versucht hatten, aber im Unwetter umkehren mußten. Die Gruppe Gernogenow brach am 23. März auf und übernachtete in 4200 m Höhe in der Hütte „Prijut odinnadzati“ (Zuflucht der Elf, benannt nach einer der ersten Bergsteigergruppen, die damals an dieser Stelle in den Felsen bivaktierte). Unangenehme Überraschung beim Aufbruch um 1 Uhr morgens: Der Hang zum Sattel ist völlig vereist. Für zehn Personen sind nur drei Paar Steigeisen und ein Eispidel vorhanden, die übrigen haben nur Schifstöcke. Statt der üblichen zwei Stunden brauchen sie acht Stunden bis zur Pasuchow-Hütte, von der zwei Teilnehmer wegen beginnender Bergkrankheit



Kufn. Ab. Verlag F. Schmitt

Dolomiten
Blick von der Vorderispitze auf Sellajoch und Langkofelgruppe

TAFEL XV



Marmolata-Südwand Eine der klassischen Klettereien in den Dolomiten, ganz links der Südpfeiler

Kufn. B. Amstutz

umkehren. Erst am späten Abend erreicht die Gruppe den Sattel. Germogenow, der fast während des ganzen Aufstiegs Stufen gehackt hatte, beklagt sich über schreckliche Kopfschmerzen. Nachts beginnt es zu stürmen, die Temperatur sinkt hier in 5300 m Höhe auf -40° . Ein Abwarten in dieser Lage ist unmöglich. Schweren Herzens muß der Abstieg angetreten werden. Die Morgendämmerung bringt ein neues Unglück: Der Leiter des Unternehmens, Aljoscha Germogenow, stirbt in den Armen seiner Kameraden an Herzlähmung.

Beim Abstieg bricht N. Abalafow mit der Leiche in eine Spalte ein und muß, von Guschtschin gesichert, die Nacht in dieser Lage verbringen. Erst am 27. März kommt die Gruppe, von der die meisten Teilnehmer ernste Erfrierungen erlitten hatten, zum „Krugosor“ zurück und beerdigt hier Germogenow. — Der erste Versuch einer Winterbesteigung des Elbrus war grausam zurückgeschlagen.

Im Sommer 1933 wurde in 4250 m Höhe in den Felsen des „Prijut dewjati“ (Zuflucht der Neun) eine weitere meteorologische Station gebaut, in der W. Korfun und N. Gusew überwinterten. In der Nacht vom 16. auf 17. Januar 1934 gelang ihnen bei einer Kälte von -34° der erste winterliche Aufstieg zum Gipfel. Beim Abstieg machten sie eine ungewöhnliche Entdeckung: von verschiedenen Stellen des Westhanges stieg Dampf auf. Bei näherem Herankommen roch es nach Schwefel. Ungeachtet der Kälte waren die Felsen an diesen Stellen feucht. Der Durchmesser der Löcher, aus denen Gase und Dampf aufstiegen, betrug zwei bis drei Meter, die Tiefe ungefähr einen Meter. Durch diese Beobachtung waren die eigenartigen Wolken, die sie wiederholt an stillen Wintertagen über dem Gipfel gesehen hatten, kein Rätsel mehr. Im Inneren des Elbrus lebt noch das uralte vulkanische Feuer.

1935 bestiegen bereits drei größere Gruppen im Winter den Elbrus. Am 6. Februar führte Gusew neun Studenten des Moskauer Hydrometeorologischen Instituts, von denen sich einer die Hände erfror, und am 23. Februar W. Abalafow 32 Teilnehmer an einer Winteralpinade der Roten Armee, wobei ein Mann zurückblieb und vermutlich in den Spalten des Firnfeldes südlich des Sattels umkam. 1939 fuhr der Slatommeister der UdSSR, W. Hipenreiter, in 35 Minuten vom Gipfel zum „Prijut odinnadzati“ — ein Weg, für den man zu Fuß beim Abstieg drei bis vier Stunden braucht. In den folgenden Jahren drückte der Abfahrtsmeister der UdSSR, N. Bjeslafow, diese Zeit auf 25 Minuten herunter.

Der Schutzhüttenbau am Elbrus ist ein Spiegelbild der raschen Entwicklung des Alpinismus. 1909 errichtete der Russische Gebirgsverein eine erbärmliche Erdhütte an der Stelle des späteren „Krugosor“. 1929 wurde auf Initiative und unter Leitung des Ingenieurs Rakowski in 4200 m Höhe in den Felsen des „Prijut odinnadzati“ eine eisenbeschlagene Holzbude errichtet, die stets so überfüllt war, daß schon 1932 die „Gesellschaft für proletarische Touristik und Exkursionen“ hier eine Hütte für 40 Personen bauen ließ. Trotzdem wuchs der Besucherstrom so an, daß rund um die neue Hütte oft eine ganze Zeltstadt entstand.

Im Herbst 1932 wurde auf dem ebenfalls 1929 an Stelle der alten Erdhütte gebauten Stützpunkt „Krugosor“ die erste meteorologische Station am Elbrus eingerichtet, in der Korfun, Nikitin und Ljssenko überwinterten. Während des langen Winters spendete ein Windmotor erstmals am Elbrus elektrisches Licht.

Im Sommer 1933 wurde an drei verschiedenen Stellen gleichzeitig gebaut. 30 m über dem alten „Krugosor“-Gebäude errichtete „Intourist“ eine komfortable Hütte. Beim „Prijut dewjati“ wurde das zerlegbare Häuschen der künftigen meteorologischen Station zusammengebaut und am Sattel entstand unter den steilen Hängen des Westgipfels in 5300 m der höchstgelegene Stützpunkt der Erde.

Den Höhepunkt der Bautätigkeit am Elbrus brachte das Jahr 1939, in dem an Stelle des „Prijut odinnadzati“ in 4200 m Höhe das Hotel „Elbrus“ für 200 Personen gebaut wurde. Für den Materialtransport wurde in einer Länge von 14 km über einen Höhenunterschied von 1,5 km bis 3500 m hinauf (höher als der alte „Krugosor“) eine

Straße für Motorfahrzeuge und an deren Endpunkt der „Nowy (neue) Krugosor“ gebaut. Ein Spezialtraktor fuhr bis zum Beginn der Firnsfelder.

Hand in Hand mit der Erschließung ging von Anfang an die wissenschaftliche Forschung. Von 1925 bis 1927 beobachteten J. Frolow und W. Altberg die Elbrus-Gletscher, von 1926 bis 1928 arbeitete die Expedition des Geophysikalischen Observatoriums unter Leitung von N. N. Kalitin am Elbrus, der Physiker Berigau studierte 1928 am Elbrusgipfel die Intensität der kosmischen Strahlen. 1936, vier Jahre nach der Eröffnung der ersten meteorologischen Station am „Krugosor“ in 3200 m Höhe, war ein ganzes Netz von Stationen über den Kaukasus gezogen: auf den Pässen Dermanyt und Mamisson, auf dem Mages in Armenien (2350 m), auf der Bogosj-Kette in Dagestan (3000 m), auf dem Kasbek (3850 m) und am Elbrus in 4250 m Höhe.

Der Kasbek

Der weiter östlich gegen das Kaspiische Meer zu in der Nähe der grusinischen Heerstraße gelegene Kasbek hatte schon einige Duzend Bestigungen hinter sich, als am 28. August 1923 der Begründer des sowjetischen Alpinismus, Prof. Nikoladse, mit 18 Teilnehmern an dieser ersten Massenbesteigung den 5043 m hohen Gipfel erreichte. Als erste russische Bergsteigerin bestieg schon 1900 die Lehrerin am Gymnasium in Wladikawkaz, M. B. Proobraschenskaja, mit dem bewährten Führer Busuratanow den Kasbek und kam 1920 zum neunten und letzten Male auf ihren Lieblingsberg. Von den neunziger Jahren an kamen immer mehr Touristen über die Grusinische Heerstraße, und 1903 ließ der Russische Gebirgsverein in 3480 m Höhe über dem Djewdorak-Gletscher eine primitive Unterkunftshütte bauen, die aus einem 3×4 m großen Raum bestand und unter dem Namen Jermolow-Hütte bekannt wurde.

In jenen Jahren wurde in der Nähe des Djewdorak eine Lagerstätte von Kupfer abgebaut. Der die Arbeiten leitende Steiger M. J. Duchowski befaßte sich nebenbei mit Untersuchungen der Kasbek-Gletscher und Korrekturen der bestehenden Karte. Von 1910 bis 1912 bestieg er dreimal den Kasbek. Der seit 1905 im Kupferbergwerk arbeitende Jagor Kasalikaschwili begleitete ihn dabei und entwickelte sich zu einem der bedeutendsten kaukasischen Bergsteiger, der 1923 die erste sowjetische Gruppe auf den Kasbek führte und noch 1934 im Alter von 53 Jahren an der ersten sowjetischen Ushba-Besteigung teilnahm.

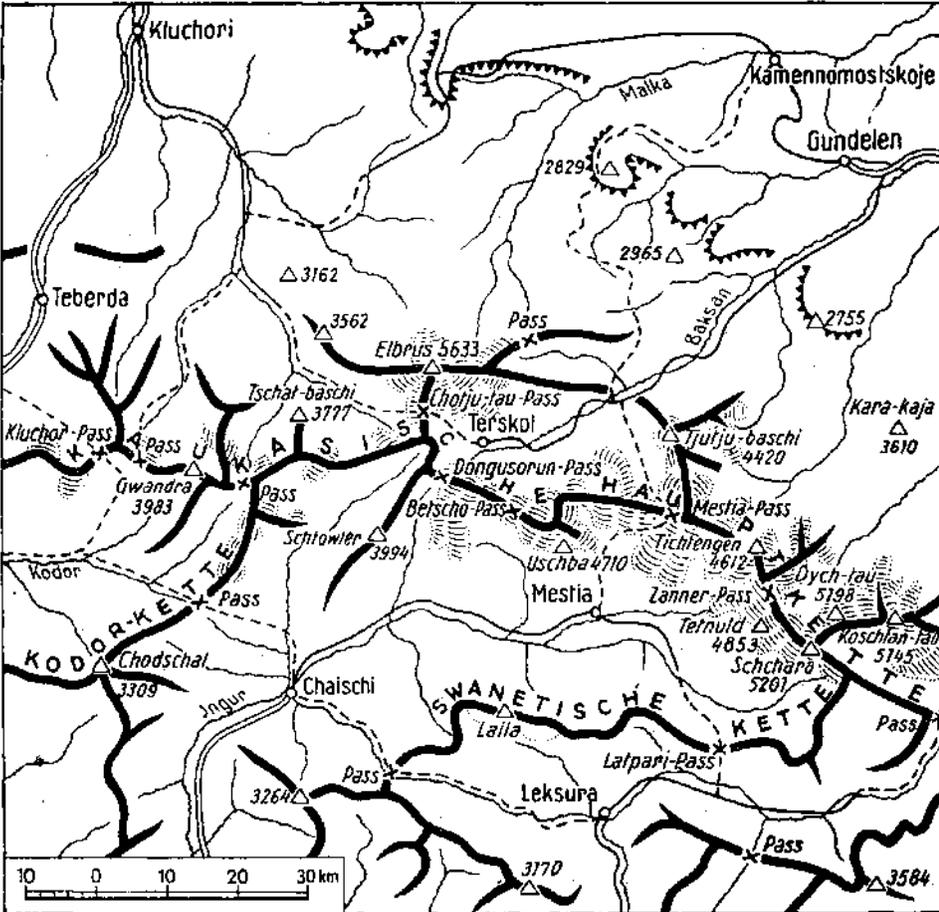
Als die Gruppe Nikoladse 1923 vom Kasbek abstieg, begegnete ihr die zu topographischen, meteorologischen und glaziologischen Beobachtungen aufsteigende Gruppe des grusinischen Geophysikalischen Observatoriums unter Leitung von Prof. Didebulidse, an der schon damals Alexandra Dschaparidse teilnahm. Das Dreigestirn Dschaparidse — Alexandra und ihre beiden inzwischen tödlich verunglückten Brüder — wurde bald ein Begriff für die Pionierzeit der kaukasischen Bergsteiger.

Prof. Didebulidse bestieg 1925 zum zweitenmal mit dem alten Führer Kotä Bizchelauri und elf Personen den Kasbek und stellte auf dem Gipfel ein meteorologisches Häuschen mit selbsttätig registrierenden Geräten auf. 1926 hielt Prof. Nikoladse in London vor der englischen Geographischen Gesellschaft einen Vortrag über die Tätigkeit der grusinischen Alpinisten. Douglas Freshfield, der greise Erstbesteiger von 1868, ließ es sich nicht nehmen, eigens zu diesem Vortrag nach London zu fahren.

Am 8. September 1926 holte Simon Dschaparidse mit einer Gruppe von elf Personen, darunter fünf Frauen, die meteorologischen Aufzeichnungen vom Gipfel. Das Minimum-Thermometer reichte bis -47° , es war nicht ausreichend und ein anderes Thermometer mit einer Skala bis -75° wurde zurückgelassen. Simon Dschaparidse, seine Schwester, Kasalikaschwili, Agniaschwili und Ziklauri stiegen am 15. September erneut zum Gipfel auf und stellten fest, daß das Minimum-Thermometer — noch im Sommer! — bereits auf -47° gefunken war. Als Simon Dschaparidse am 7. August 1927, diesmal nur mit Jagor Kasalikaschwili, wieder zum Gipfel kam, um die Aufzeichnungen zu holen, zeigte das Minimum-Thermometer $-75,2^{\circ}$. Bei dieser Besteigung begingen die beiden statt

des traditionellen Weges Freshfields eine neue Route: sie umgingen die Gipfel von Westen her über ein Firnfeld, stiegen auf den Sattel auf und von dort auf der Nordwestseite zu den beiden Gipfeln.

Zur Feier des 60. Jahrestages der Erstbesteigung führte Dschaparidse 1928 auf seinem neuen Weg 34 Männer und sieben Frauen zum Gipfel. Einige Moskauer Filmoperateure machten bei dieser Besteigung Aufnahmen, die in den Film, „Die Tore des Kaukasus“, einbezogen wurden. Im Spätherbst 1928 bestieg Simon Dschaparidse zum achten und letzten Male zur Erneuerung der meteorologischen Geräte den Kasbek. 1929 verunglückte er mit Pineno Dwali bei einem Versuch, den Tenuld, einen anderen



„heiligen“ Berg des alten Georgiens zu besteigen. Auf die Besteigung des von Legenden umhobenen und angeblich von rächenden Geistern bewohnten Tenuld und Uschba wurde von sowjetischer Seite besonderer Wert gelegt, um den Aberglauben in der Bevölkerung zu zerstören.

1931 erreichten Alexander Dschaparidse von Südosten, P. Maruasschili, Antonowitsch und Solotarew von Süden her auf neuen Wegen den Gipfel des Kasbek. Als Leiter einer Expedition zur Suche eines geeigneten Platzes für eine meteorologische Station kam im August 1932 der Ingenieur Schota Wikeladse zum Kasbek. Er war ein von früheren Unternehmungen am Kasbek, Elbrus und Tenuld erfahrener Bergsteiger und Vorsitzender der Bergsteiger- und Schläufersektion Grusiniens. Unter Mitnahme

des Geologen B. Macharadse versuchte er, den Kasbek auf dem einzigen noch unbestiegenen Weg von Osten her über die Felsrippe Dralon—Gwefeschapi zu besteigen. Auf steilstem Eis glitt er in 4850 m Höhe aus und riß Macharadse mit. Das Seil berhing sich an einem Felsen. Da jede ungeschickte Bewegung zu einem weiteren Absturz führen konnte, mußten sie im Seil hängend die Nacht verbringen. Mitteladse wollte am Morgen weitersteigen, der weniger erfahrene Macharadse drängte zur Umkehr. Um 8.50 Uhr machte Mitteladse noch eine letzte Eintragung in sein Notizbuch: „Wind, Unwetter, Kälte. Nachts hing unser Leben an einem Faden. Meine Hände sind verletzt. Wir verbrachten eine schreckliche Nacht. Nun bewegen wir uns wieder, wenn auch nach unten. . .“ Mitteladse, durch die Schmerzen in den Händen wahrscheinlich unvorsichtiger geworden, glitt erneut aus. Das während der Nacht aufgescheuerte Seil hielt den Ruck nicht mehr aus und er stürzte in die Tiefe. Der erschütterte Macharadse kam wie durch ein Wunder heil herunter und wurde völlig entkräftet und halb betäubt von der Rettungsexpedition gefunden. Nach zwei Tagen wurde der zerschmetterte Körper Mitteladses im obersten Teil des Abano-Gletschers entdeckt.

Der Senior der kaukasischen Bergsteiger, Jagor Kasalitschwilli, war im März 1935, sechs Monate vor seinem Tod im Alter von 54 Jahren, noch zum 33. Mal auf dem Gipfel des Kasbek.

Nur nach der ersten meteorologischen Station am Elbrus wurde im Herbst 1933 auch am Kasbek in 3850 m Höhe eine ganzjährig besetzte Station in Betrieb genommen. Eine Nebenstation mit selbsttätig registrierenden Geräten wurde in 4350 m Höhe errichtet. Wie am Elbrus war auch am Kasbek im Sommer 1935 Rekordbetrieb. Am 10. August waren 270 Menschen auf dem Gipfel.

Der Ušcha

Das Unglück Simon Dschaparidse, der 1929 am Telnub umkam, schreckte seinen Bruder Alexander und seine Schwester Alexandra nicht ab. 1930 bestiegen sie den 4853 m hohen Gipfel des sagenumwobenen Berges. Noch im gleichen Sommer folgten drei Moskauer und eine Lissauer Seilschaft. Zwölf Tage nach der geglückten Erstbesteigung standen sie mit Jagor Kasalitschwilli und den beiden Swanetiern Kwoziani und Kibolani am Fuß des Ušcha. Ausrüstung und Erfahrung reichten diesmal noch nicht aus, um schon den ersten Versuch mit dem ersehnten Gipfelfieg zu krönen. In zäher Ausdauer studierte Ušoscha (Alexander) Dschaparidse drei Jahre lang die Südseite des Ušcha-Massivs, bis er wie kein anderer Kaukasier alle Einzelheiten kannte. Am 27. August 1934 trat er mit seiner Schwester, Jagor Kasalitschwilli, Sandro Gwalia, Leman Maruaschwilli und Gio Niguriani zum entscheidenden Angriff auf den 4710 m hohen Südgipfel (Nordgipfel 4695 m) an. Vier swanetische Jäger waren als Träger gewonnen worden. Der Aufstieg durch Couloire und steile Felspartien erschreckte die Träger so sehr, daß die ersten beiden um 12 Uhr mittags, die übrigen zwei Stunden später umkehrten. Jeder hatte etwa 20 kg getragen. Nur ein Teil dieser Lasten konnte verteilt werden, der Rest mußte in „Pendelverkehr“ nachgeholt oder aufgesiebt werden. Nach dem zweiten Stival gingen Maruaschwilli, der infolge einer Erkältung erhöhte Temperatur hatte, und Gwalia nicht mehr weiter. Nach zähem Kampfe mit großen Schwierigkeiten erreichte die Viererpartie erst am Nachmittag des 1. September, am sechsten Tage nach dem Einstieg, den Südgipfel. Nach einem Stival 80 m unter dem Gipfel flog die Gruppe am 2. September zum Gul-Gletscher ab, von wo ihnen Almazfir Kwoziani, ihr Gefährte von 1930, mit einer Gruppe Swanetier entgegenkam. Die Feier der Ušcha-Besteigung in Mestia, dem Hauptort Swanetiens, fiel mit zwei besonderen Ereignissen zusammen: die erste Luftlinie nach Mestia wurde von Kutais her eröffnet und in Swanetien erschien die erste Zeitung.

Fast gleichzeitig mit der Gruppe Dschaparidse brach von der Nordseite her der ukrainische Alleingänger Bjotr Raftenko aus dem Bergsteigerlager Tegenekli zum Nordgipfel auf. Als er beim Baden des Rucksacks von Zeltnachbarn gefragt worden war, wohin er gehe, und „zum Ušcha“ antwortete, wurde das mit Gelächter als Scherz hinge-

nommen. Erst nach anderthalb Wochen wurde Nastenko vermist, da er einen Teil seiner Sachen zurückgelassen hatte. Der sowjetische Chronist bemerkt hierzu: „Es muß unbedingt darauf hingewiesen werden, daß Besteigungen im Alleingang mit einem sinnlosen, durch nichts zu rechtfertigenden Risiko verbunden sind. Im sowjetischen Alpinismus, der sich durch einen hoch entwickelten Kollektivgeist auszeichnet, gibt es keine Alleingänger. In den ersten Entwicklungsjahren dieses Sportes in der UdSSR waren zwei Alleingänger bekannt: Selheim und Nastenko. Beide kamen in den Bergen um“.

1935 kamen Wladimir Kifel und Boris Meinikow mit 130 kg Gepäck — Lebensmittel für drei Wochen, 150 m Seil, vielen Eis- und Felskaten — zum Angriff auf den Nordgipfel. Auch sie hatten mit zwei swanetischen Trägern, die schon am Gletscher umkehrten, kein Glück. Die Scheu vor dem unheimlichen Berg war bei der einheimischen Bevölkerung noch zu groß. Die schweren Rucksäcke, schlechtes Wetter, Wegsuchen, Spalten und brüchiges Gestein hielten sie so lange auf, daß sie vom 14. bis 21. Juli brauchten, um den Gipfel zu erreichen. Am Grat fanden sie in einer Büchse ein rotes Notizbuch mit der Eintragung: „Pjotr Nastenko. Stieg vom Ušcha-Plateau auf. Drei Tage starkes Schneetreiben. Mit Bergsteigergruß. 11. September“. Weiter unten fanden sie an einer Felspartie, die dann nach Nastenko benannt wurde, ein herabhängendes Seil, einen Rucksack und einen Schlafsack. Das Rätsel um den vermutlich durch eine Lawine in die Tiefe gerissenen Alleingänger war gelöst.

1937 wuchs die Zahl der Bergsteigerlager im Bassan-Tal auf vierzehn, und es setzte, gemessen an der Stille früherer Jahre, eine regelrechte Wallfahrt zum Ušcha und den umliegenden Gipfeln ein. Bei den ersten beiden sowjetischen Überschreitungen beider Gipfel, deren Teilnehmer von gegenüberliegenden Seiten aufstiegen und sich unterwegs begegneten, war auch eine Frau, die bekannte Alpinistin J. Kajatowa, dabei.

Von einer Besteigung des Nordgipfels kehrten 1938 die Lehrwarte D. Salow und L. Bagrowa nicht zurück. Trotz zahlreicher Nachforschungen — auch aus der Luft durch den bekannten Gebirgsflieger M. Lipin — wurden sie nicht mehr gefunden.

1943 wollte Alexander Dschaparidse als Vorsitzender des grusinischen Bergsteigerklubs durch eine außergewöhnliche Unternehmung, die Überschreitung der beiden Ušcha-Gipfel und des Schelba, die durch den Krieg unterbrochene bergsteigerische Betätigung zur Feier des 20. Jahrestags der ersten sowjetischen Kasbek-Besteigung Prof. Nikoladse wieder aufnehmen. Organisatorische Vorbereitungen und ungünstige Witterungsverhältnisse verzögerten den Plan so lange, daß die Gruppe unter Führung Dschaparidses erst am 1. November (!) den Aufstieg begann. Infolge der winterlichen Verhältnisse konnte nur von 10 bis 17 Uhr gegangen werden. Am 7. November standen alle fünf Teilnehmer auf dem Südgipfel, den seit dem 4. September 1940 niemand mehr betreten hatte. Während der Gipfelrast brach ein Schneesturm los, der die Bergsteiger in ihren zwei kleinen Zelten sieben Tage am Gipfel bei Hungerrationen gefangen hielt. Als es wieder aufklarte, lagen sogar die Täler Swanetiens unter Schnee. Der Abstieg war ein Kampf ums Leben. Der Absturz des Rucksacks Muchins mit den letzten Lebensmitteln — 2 kg Zwieback und zwei Konservenbüchsen, warmen Kleidungsstücken und einem Schlafsack — war ein tragischer Verlust. Nach viertägigem Abstieg ohne Essen und Trinken erreichten sie am 17. November früh 3 Uhr das Dorf Guli, wo man nicht mehr damit gerechnet hatte, sie lebend wiederzusehen. Fast alle hatten Erfrierungen. Kaiser und der swanetische Jäger Telemach Dschaparidse konnten nicht mehr gehen. Kaisers Zustand verschlechterte sich derart, daß er im Flugzeug nach Tiflis gebracht wurde, wo er — ähnlich wie der Schweizer Lorenz Saladin 1936 am Chan-tengri — an Gasbrand starb.

Hartnäckig wollte Dschaparidse seinen 1943 gescheiterten Plan im ersten Nachkriegsjahr 1945 verwirklichen. Durch Ausbildungsstürze und andere Besteigungen verzögerte sich der Ausbruch zusammen mit Koleschki Oniani und Nikolaj Muchin, die schon 1943 dabei waren, bis zum 25. September. Am 6. Oktober wollten sie nach Überschreitung der Ušcha-Gipfel auf dem Ušcha-Plateau die Hilfsgruppe unter Leitung von Bekru Obergiani und der Schwester Alexandra treffen, um vor dem Aufstieg zum Schelba

Proviand zu fassen oder bei schlechtem Wetter hier die Unternehmung abzubrechen. Zweimal am Tag sollten Signale über das Befinden der Gruppe unterrichten. Nach einigen Tagen verschlechterte sich das Wetter. Die Beobachter vom Gul-Gletscher sahen die Gruppe zuletzt am 3. Oktober am Sattel zwischen den Gipfeln. Ununterbrochen wütete der Schneesturm.

Die Regierung der Grusinischen SSR setzte eine Sonderkommission zur Hilfeleistung ein. Flugzeuge, Funk und alle technischen Hilfsmittel wurden bereitgestellt. F. Abalakov und N. Gufal kamen aus Tiflis zum Ušcha. Am 12. Oktober klarte es morgens vorübergehend auf und die Rettungsmannschaften beobachteten, wie sich drei schwarze Punkte vom Nordgipfel zum Sattel herunter bewegten. Die drei Bergsteiger hatten also vom 4. bis 12. Oktober am Gipfel das Nachlassen des Sturmes abwarten müssen. Ein sofort herbeigerufenes Flugzeug konnte nichts unternehmen, da Wolken den Berg wieder verhüllten und der Sturm mit neuer Kraft losbrach. Tagelang donnerten fast ununterbrochen Lawinen über die Hänge. Suchaktionen vom 20. bis 28. Oktober unter Leitung von Abalakov, die bis zum Sattel zwischen den Gipfeln bei winterlichen Verhältnissen hinaufführten, blieben erfolglos. Nach langem Suchen im Sommer 1946 wurde am Abstieg vom Sattel ein an einem Eishaken befestigtes Stück Zeltbahn gefunden. Die Lawine hatte vermutlich das Zelt samt Insassen in die Tiefe gerissen und in den Spalten des Gul-Gletschers begraben.

Unverändert aber blieb der zweihörnige Ušcha, von dem man ganz Swonetien überblicken kann, ein bevorzugtes Ziel der sowjetischen Bergsteigerliste.

Sowjetische Ušcha-Beiteigung 1930—1947

1930	Südgipfel (Versuch)	Mjoscha u. Alexandra Dschaparidse, Jagor Kasakitschwill, N. Kwiziani, F. Ribolani
1934	Südgipfel	Mjoscha u. Alexandra Dschaparidse, Jagor Kasakitschwill, G. Niguriani
1935	Nordgipfel	B. Mastento † (bis zum Gipfelgrat, beim Abstieg verunglückt)
	Nordgipfel	B. Kifel, B. Meinikow
	Nordgipfel	F. Bjelezki, B. Martynow
1936	Südgipfel	Gruppe F. Kropf
1937	Nordgipfel	B. Bertowitsch, F. Wassiljew.
		F. Fuchin, B. Saporow, N. Chromow, Steiner, Farschin, K. Sobolew, M. Kurilento, B. Kifelnikow, Ordschibowski, Walter, N. Leonow, B. Kibel, A. Sidorenko, B. Orliankin, S. Metroweli, B. Bjalzew, L. Stezenko, A. Bertschik, S. Tjulenev, S. Kog, F. Fjodorowski, A. Solotarew, F. Zwanow, I. Wido, Chabschijew, A. Fessenko, N. Salichow, F. Kaplunenko, Mschabajew, Nusanowitsch, F. Gubanow, F. Kropf
	Südgipfel	L. Kropf, B. Mauer, G. Chergiani, B. Chergiani, M. B. Chergiani, Gwarikiani, Tsch. Tschartolari
	Überschreitung beider Gipfel	F. Abalakov, F. Wassiljew, F. Kasakowa, F. Regel, A. Sidorenko u. a.
1938	Nordgipfel	N. Gufal, A. Buchalew, B. Kusnezow, F. Sorokin, G. Dnobljudow, B. Wlassow, Kasnatschajew, B. Kabanow, B. Rubanow Sch. Tenescherow, N. Diti, A. Bleschtschunow, D. Salow †, L. Bagrowa † (beim Abstieg verunglückt)
	Südgipfel	F. Sacharow, B. Pachorkowa, F. Kalaschnikow, N. Dschrin, S. Tjulenev, L. Stezenko
1940	Überschreitung beider Gipfel	F. Bjelezki, A. Herbitschewski, B. Kifelnikow, L. Rubinstein B. Saporow, F. Fjodorow, K. Sobolew, A. Kelson
		F. Sacharow, S. Kalinkin, A. Uskinasi
		F. Fuchin, F. Tscherepow, B. Mudin, A. Lapin
		B. Rubanow, A. Gromow, M. Potapowa, A. Alexandrow
		A. Uwarow, F. Antonowitsch, B. Lubenez u. a.
		B. Sigalow, N. Goldrin, F. Babin u. a.
		A. Maleinow, N. Morgun, B. Kabanow, S. Ugarow
1943	Südgipfel (unter winterlichen Verhältnissen)	Mjoscha Dschaparidse, G. Surebiani, N. Mudin, L. Dschaparidse, K. Oniani N. Kaiser (starb anschließend an den Folgen von Erfrierungen).

- 1945 Nordgipfel Njotscha Dschaparidse †, N. Oniani †, N. Mutschin † (verunglückt beim Abstieg)
- 1945 Sattel (zwischen den beiden Gipfeln) J. Abalakov, N. Gufaj, G. Surebiani, B. Chergiani (während der Suche nach der Gruppe Dschaparidse)
- 1946 Nordgipfel A. Maleinow, B. Garf, W. Mikaschewski, G. Karawajew (über die Nordwestwand zum Sattel. In geraderem Anstieg durchstieg 1936 die Seilschaft Ludwig Schmäderer und Ludwig Börg die Nordwestwand des Ušba (s. „Bergsteiger“, 1937, S. 434), J. Marr, Alexandra Dschaparidse, G. Chergiani, B. Chergiani, G. Surebiani, M. Gwarlsiani, Tsch. Tschartolani)
- 1947 Nordgipfel G. Stornjakow, M. Lepnew

Sowjetische Besteigungen im Kaukasus
(Ohne Eibrus, Kasbek und Ušba)

- 1929 Ketnult, 4854 m, 1. Versuch
Salynan-Baschi, 4348 m, Djalwer, 4350 m
Simon Dschaparidse †, Bimeno Dwali †
Gruppe grusinischer Alpinisten
- 1930 Ketnult
Alexander u. Alexandra Dschaparidse, Jagor Kasakischwili, drei Moskauer u. eine Tifliser Gruppe
- 1931 Dyč-tau, 5198 m, von Nordosten
Nisses-tau
Katyn-tau, 4969 m — Gestsola, 4859 m
Ulpatata, 4646 m
J. u. W. Abalakov, Tscheredowa
- 1932 Besengi-Wand: Gestsola, 4859 m — Katyn-tau, 4969 m — Dschangi-tau, 5051 m, Überschreitung mit Abstieg ab. d. Wand zw. d. Paß Schota Kustarweli u. Schchara
Ulpatata, 4646 m,
Sch. Mikeladse, D. Zereteli
J. Askanišwili als Leiter einer Gruppe, die das vom grusinischen Militärtopographen G. Kawtaradse 1891 hinterlassene Minimumthermometer vom Gipfel holte
- 1933 Kofschtan-tau, 5145 m, von Norden
Sugan, 4470 m
Tschantschachi-Hoch, 4520 m
Dombai-ulgen, Mittelgipfel, 4040 m, Nordgrat
W. u. J. Abalakov, A. Gernogenow
Gruppen des ersten alpinen Ausbildungskurses unter Leitung Gernogenoms.
A. Maleinow, Solomjei
Gruppe Moros
Antonowitsch, Solotarew
Meinikow, Raumenko, Pomorschanski
- 1934 Songuti, 4560 m
Gjulschi, 4475 m
Gruppe Antonowitsch
- 1935 Dyč-tau, von Süden
Südl. Tichtengen, 4612 m, von Westen
Alama
Gruppe A. Maleinow
N. Popow, Gutman
Sasorow, Fjodorow
- 1936 Kofschtan-tau, Überschreitung von Süden
Schchelba, 4320 m (nicht vollständige Überschreitung)
Schchelba, Nordwand
Dschangi-tau, Nordwand
West. Witschirgi, über Südcouloir
Amanaus, 3757 m
Sasorow, Fjodorow, Sobolew, Askinafi
- 1937 Dombai-ulgen, Überschreitung des West-, 4037 m u. Mittelgipfels, 4040 m
J. Abalakov, Mikaschewski
- 1938 Dyč-tau — Kofschtan-tau, Refordüberschreitung in 14 Tagen
Besengi-Wand, völlige Überschreitung v. Osten n. Westen
Besengi-Wand, völlige Überschreitung v. Osten n. Westen
Westl. Witschirgi vom Sella-Paß
Dombai-ulgen, Mittelgipfel, Nordwand
Ulu-tau-Tschana, 4360 m, Überschreitung
Ulu-tau-Tschana, 4360 m, Überschreitung in umgekehrter Richtung
Gruppe Nadjeschin
Gruppe L. Bogorodski
A. Gufajew, Mitraweli, Andruschew, Tschudaitin
J. Antonowitsch, Selichow
- Suarit

- 1939 Doppach-tau, 4396 m, nicht vollständige Überschreitung
Gruppe Sjusin
- 1940 Zurungal, 4222 m — Schchara, Überschreitung
Gruppe N. Tschaparidse
Schchelba, Überschreitung vom Ostgipfel b. z. Paß
der Gewerkschaften
In umgekehrter Richtung
Nesterow, Gubanow, Barlow, Berkowitsch
Zurungal — Kuam-Kuam, 4283 m, Überschreitung
Kadjeschbin, Kasarow, Mazzeiwitsch, Schlojew
- Dsch-tau, völlige Überschreitung
S. Abalator, S. Iwanow
Kasatoma, F. Korfun, Graf, Wedennikow.
- 1944 Dschugaturjutschat, vollständige Überschreitung,
8 Tage
S. Abalator, Anusirikow, Kolomenzki
- 1945 Pit Kustaweli u. Dschonsch-tau, von Süden
Karawajew, Bagrow, Grijasnow, Babatjischwili
Dschugaturjutschat, Nordwand
Tschin, Lapin, Kadel, Tscheredowa, W. Muchin
- 1946 Pthsch — Dschugaturjutschat, Überschreitung
Nesterow, Gubanow, Kropf, Wolschin
Narka-tau, Nordwestwand, 14 Stunden
W. Abalator, Gufat, Leonow, Borowikow
Amanaus, Überschreitung von Norden
Kudanow, Gromow, Fursew
von Süden
Tschin, Lapin, Sacharow, Schurawski, Muchin,
Berjowkin
- Wubis-hoch, 4413 m — Double-Pit, 4580 m —
Mipata, 4647 m — Songuti, 4460 m, Überschreitung
Anusirikow, Simagin, Kojchbjestwenski, Golschew, Strelakow, Petrowitsch Matejonski
- Pit Freies Spanien, Überschreitung vom Paß
Kaschtatafsch
W. Abalator, Gufat, Leonow, Borowikow
- 1947 Pit Schtschurowski, Nordwestwand
W. Abalator, Leonow, Tscheredowa, Borowikow
- Westl. Schchelba, Nordwand
W. Abalator, Gufat, Leonow, Tscheredowa
Pit Ronchetti, 4047 m — Abai-hoch, 4408 m,
Durnow, Guberman, Schener, Lupandin, Lupandin
Überschreitung
Tschin, Kolomenzki, Wejelow, Korndorf
- Lichtengen, Überschreitung
Pit Kawtas — Bichebuch — Pit Freies Spanien,
Überschreitung
Sjusin, Tulenew, Chodisch, Jafowenko
Pit Schtschurowski, Ostgrat
Belexin, Filimonow, Artix, Tschemodakow,
Faddejewa
- 1948 Dombai-ulgen, Ostgipfel, 3959 m, Südwand
Kusmin, Nesterow, Wolschin
Koschtan-tau, Überschreitung von Osten nach
Norden
Graf, Karawajew, Wedennikow, Nijel
Amanaus, 3757 m, Nordwand
Lubenez, Sacharow, Schurawski
- Swetgar von Marian-na bis Dalmoskotschnit,
Überschreitung
Kalenow, W. Matynow, Sewastjanow, Kalischewski
- Pit Nikolajew, 4100 m — Mamifon-hoch,
4358 m — Tschantschachi, 4453 m — Wubis-
hoch, 4419 m, Überschreitung
Durnow, Balabanow, Sawadski, Butlewitsch
Sau-hoch, 3704 m
S. Astachischwili, M. Utkelidse mit grusinischer
Gruppe
- 1950 Songuti-hoch, 4460 m, Nordostwand
Kusmin, Tschontarow

Die Erschließung der Dolomiten

Von Dr. Gunther Langes

Gibt man eine so reiche und vielfältige Erschließungsgeschichte, wie sie die Dolomiten haben, nur mit Namen und Daten, z. B. chronologisch, so wird eine verwirrende und wenig besagende Aufzählung und Aneinanderreihung daraus, die lediglich etwas mehr Überblick gibt, als wenn man sich diese Unterlagen beim Studium der Führerliteratur herausholt.

Das wäre also wirklich und wahrlich oberflächliche Arbeit, nicht der Mühe wert, getan zu werden, denn wenige nur werden sich aus dem Wust von ungeordneten und unbewerteten Daten, Namen und Zeitdaten ein klares Bild machen können. Läßt man es sich hingegen angelegen sein, eine Entwicklungs-, und damit Erschließungsgeschichte wirklich „geschichtlich“ zu behandeln, sie aus den angegebenen, äußeren Umständen herauszuschälen, sie nach Ursache, Wirkung und Folge einzelner Bergtaten zu untersuchen, dann beginnt sie zu leben bis in die kleinsten Fasern, aus denen sie gewoben ist, und vor allem: dann gibt sie tiefen Einblick in allerlei Dinge, die in dem geheimnisvollen Verhältnis zwischen Mensch und Berg schweben, sie zeigt Werden und Werben der Liebe zum Berg, sie erschürft den Wert der pionierhaften Tat und führt uns zu Einstellung, Verständnis und Urteil über das große Erbe, das wir aus der Erschließung übernommen haben.

Einzig wichtig und wertvoll erscheint darum nur das Auffinden und Aufzeigen der Epochen in der Erschließungsgeschichte und — soweit dies klar und einwandfrei möglich ist — der Taten, die solche Epochen eingeleitet haben.

Die Pioniere der Hauptberge

Mit den großen Bergen, den höchsten und beherrschenden einzelner Gruppen begann es. Das ist verständlich. Auch heute noch bestaunt der Neuling, der in das Gebirge kommt, den höchsten Berg und trägt zuerst nach seinem Namen. Und die ersten Pioniere waren doch schließlich und für die damalige Zeit auch Neulinge.

Diese Zielsetzung der Pioniere hatte solche Beweggründe: Man erstrebte selbstverständlich die Höhe und Massigkeit als interessant und es befriedigte die Neugierde besonders, die Welt von diesen höchsten Warten aus zu sehen; und da das sportliche Moment noch überhaupt nicht geboren war, ging man die Großberge an, denn es war einfach zu erkennen, daß diese meist am leichtesten zu ersteigen seien.

Die Erschließung der dolomitischen Hauptberge ergibt ein Bild, das in der alpinen Geschichte einzigartig ist. Nicht etwa darum, weil der Löwenanteil englischen Bergsteigern zufiel, wie dies ja auch in den Schweizer Bergen der Fall war, sondern aus der merkwürdigen Tatsache, daß in den Dolomiten ein einzelner Mann, der Wiener Paul Grohmann, dem starken Pioniertrupp der Engländer, die noch dazu in ihren geschulten Schweizer Führern eine entscheidende Waffe mitbrachten, entgegen trat, der rundum allein und mit Einheimischen, die kaum die Einstufung als Träger verdienten, nicht weniger leistete, nicht weniger Erfolg buchen konnte als die erdrückende Zahl englischer Auslese.

Um ein übersichtliches Bild dieses „kaltten“ Erschließungsrieges zu geben, läßt es sich nicht umgehen, diese eineinhalb Jahrzehnte der Urrerschließung in den Dolomiten in einer zeitlichen Aufstellung zu geben, die nüchtern und darum besonders eindrucksvoll die Verteilung der Kräfte und damit der Verdienste zeigt. Sie Engländer! Sie Grohmann!

Englische Bergsteiger:

- 1857 Monte Pelmo — John Ball, allein
 1860 Marmolata di Rocca — John Ball und Birkebed mit B. Lairraz
 1865 Rosetta und Comelle-Paß — F. E. Tuckett, D. W. Freshfield, J. H. Backhouse und G. H. Fox mit F. Devouassoud und P. Michel
 1867 Civetta — F. E. Tuckett und Frenchay mit J. und M. Anderegg und S. de Silvestri
 1869 Cima di Ball und Gradusta — Leslie Stephen, allein
 1870 Simone della Pala — E. R. Whitwell mit Chr. Lauener und S. Storpæes
 1870 Hohe Gaisl (Croda Rossa) — E. R. Whitwell mit den obigen
 1870 Piz Popena — E. R. Whitwell mit den obigen
 1872 Cima Brenta — F. E. Tuckett und D. W. Freshfield mit F. Devouassoud
 1872 Bezzana — D. W. Freshfield und C. Tuckett, führerlos
 1872 Becco di Mezzodi — W. E. Utterton-Kello mit S. Storpæes
 1872 Kesseltogel — T. H. Carson und C. C. Tuckett mit A. Bernard
 1874 Rosengarten — T. H. Carson und C. C. Tuckett mit F. Devouassoud

Paul Grohmann:

- 1863 Tosana di Mezzo — P. Grohmann mit F. Lacedelli
 1863 Antelao — P. Grohmann mit F. und A. Lacedelli
 1864 Piz Boè — P. Grohmann mit Schara
 1864 Tosana di Rocca — P. Grohmann mit F. Lacedelli, A. Dimai und S. Storpæes
 1864 Sorapis — P. Grohmann mit F. Lacedelli und A. Dimai
 1864 Marmolata di Venia — P. Grohmann mit A. und F. Dimai
 1865 Cristallo — P. Grohmann mit A. Dimai und S. Storpæes
 1865 Tosana di Fuori — P. Grohmann mit A. Dimai
 1869 Dreischuster-Spize — P. Grohmann mit P. Salcher und F. Innerkofler
 1869 Langkofel — P. Grohmann mit P. Salcher und F. Innerkofler
 1869 Große Rinne — P. Grohmann mit P. Salcher und F. Innerkofler.

Fast scheint es, als ob zwischen den Engländern und dem zähen und zielbewußten Österreicher ein kleiner Wettlauf um die höchsten Gipfel der Dolomiten stattgefunden hätte. Einzelne Hinweise in den Berichten jener Zeit finden sich wirklich.

Zimmerhin war es für Grohmann ein Glück, daß sich die Engländer nicht ausschließlich mit den Dolomiten abgaben, sondern sich allsommerlich einige Zeit den Schweizer Bergen widmeten; aber auch in den Bergen Südtirols schürften sie sich nicht nur für die Finger an den Felsen der Dolomiten wund, sondern zeigten viel Aufmerksamkeit und Freude für unsere damals auch fast unerschlossenen Gletschergebiete. So finden wir einige, die besonders unternehmungslustig und durchschlagskräftig waren (Tuckett, Freshfield, u. a.), immer wieder im Ortler, Adamello und in der Presanella.

Für die Engländer hingegen verschwand der große Nebenbuhler, als er 1870 sein gesamtes Vermögen verlor. Paul Grohmann ist seitdem nie mehr zu Berg gestiegen.

Einige Jahre später verschwanden auch die Namen der großen englischen Pioniere aus der weiteren Erschließungsgeschichte der Dolomiten und damit endet die erste große Epoche. Sie hatten die Arbeit nach ihrem Geschmac beendet, ihre Ziele erreicht und wandten sich anderen Bergen und neuer Sehnsucht, vielfach auch in außereuropäischen Gebirgen zu.

Es ist auch verständlich, daß diese erste Epoche eine gewisse Nachlese hatte. Einige der Hauptberge wurden erst Jahre später erobert. Dafür schieben sich jetzt schon andere Zielsetzungen der dolomitischen Bergsteigerei ein, es treten neue Seilschaften und auch andere Nationen auf den Plan.

Breitenentwicklung der Erschließung

Es mußte sich nach dem Abschluß der ersten Epoche zwangsläufig ergeben, daß man nunmehr, nachdem die höchsten und beherrschenden Bergspitzen der einzelnen Dolomitgruppen erstiegen waren, auch an den anderen Gefallen fand.

Was früher nur „2. Garnitur“ an Bergen war, das rückte nun zur Ebenbürtigkeit auf. Das bedeutete aber noch lange nicht Kleinarbeit und Bastelei. Und wie erwähnt, es traten jetzt Bergsteiger anderer Nationen auf. Einzelne erfolgreiche englische Seilschaften fanden sich auch in diesem Zeitraum, die österreichischen und deutschen Bergsteiger vermehrten sich von Jahr zu Jahr, die einheimischen Südtiroler begannen ein kräftiges Wort mitzureden und vereinzelt konnte man italienische Alpinisten vermerken, die zum Teil mit deutschen Seilschaften tätig waren.

Wie sich der Beginn des zweiten Zeitraums abzeichnet, soll an der Erschließung zweier der bekanntesten, schönsten, geschlossensten und auch besonders leicht zugänglichen Gruppen der Dolomiten aufgezeigt werden.

Wir haben gesehen, daß die Pioniere nur der höchste Gipfel des auffallenden Stodes der Drei Zinnen interessierte und so erstieg Paul Grohmann mit Peter Salcher und F. Innerkofler 1869 die Große Zinne. Die Westliche und gar die Kleine Zinne mögen ihnen wohl nur als unwichtige Vorbauten erschienen sein, die eines Erstiegungsversuches gar nicht wert waren, sonst wäre zumindest die Westliche Zinne der Schwierigkeit nach genau so gut zu nehmen gewesen wie die Große.

Behn Jahre später erst kam die Reihe an die Westliche Zinne (G. Ploner mit Michael Innerkofler, 1879) und dann, allerdings schon 1881, die so problematische und abschreckende Kleine Zinne; sie konnte jetzt nicht mehr übersehen werden und die kühnen Sextener Bergführer Michel und Josef Innerkofler erzwangen den Aufstieg und führten schon im nächsten Monat den Wiener Demeter Diamantidi als ersten Touristen hinauf.

Ein ähnlicher Über- und Werdegang spielte sich in der Langkofel-Gruppe ab.

Grohmann kam 1869, jah und siegte am Langkofel. Wenige Tage nur hielt er sich im Gröbner Tale auf, dann war er schon wieder in den Sextnern. Erst 1880 erreichte Michel Innerkofler im Alleingang das massige Felsgerüst der späteren Grohmann-Spitze und wiederum allein und noch im selben Sommer erkletterte er den westlich von dieser aufragenden, Nobigen Klotz, der später ihm zu Ehren Innerkofler-Turm benannt wurde.

Und es brauchte noch einmal fast ein Jahrzehnt, bis der Fassaner Führer L. Bernard 1889 auf einer Erkundung den Scheitel des so seltsamen verbogenen Turmes betrat, der mit vollem Recht den Namen Zahnkofel führt. Wenige Stunden darauf führte er die anderen Mitglieder der Seilschaft, L. Darmstädter und den bekannten Führer Hans Stabeler, hinauf. Damit war der vierte der selbständigen Berge der Gruppe gefallen.

Inzwischen war auch der Kampf um den letzten Gipfel, das schroffe und zerrissene Felsgerüst der Fünffinger-Spitze, entbrannt. Schon waren zahlreiche Versuche sieggewohnter Seilschaften gescheitert. Hier brauchte es Bergsteiger, die an Klettertechnik und stürmischem Draufgängertum den bewährtesten Führerseilschaften überlegen waren. Und plötzlich stand der Berg zweien solcher Männer gegenüber: Robert Hans Schmitt aus Wien und Johann Santner aus Bozen, und diese wurden seine Besieger im August 1890! Daß man bei diesem Berggang von Draufgängertum reden kann, zeigt sich besonders daran, daß der Weg der Erstersteiger nicht wie fast immer der leichteste, der sogenannte „Normalweg“ geblieben ist, sondern auch heute zu den schwierigsten Anstiegen auf diesen Berg gehört, während einige weitaus leichtere und weniger anstrengende nachträglich gefunden wurden.

An diesen Beispielen kann man ferner andere interessante Merkmale des zweiten Zeitraumes der Erschließungsgeschichte beobachten. Während besonders P. Grohmann, aber auch die Engländer über die Unzulänglichkeit der einheimischen Führer zu klagen hatten, bildete sich nunmehr in den verschiedenen Tälern der Dolomiten der Kern einer

Bergführergarde heran, Männer, die immer bergfreudiger und technisch leistungsfähiger wurden und so für ihre Touristen in entscheidenden und kritischen Lagen nicht wie früher hemmender Ballast wurden, sondern eher den Ausschlag für den Sieg gaben. Diese, schon damals von einzelnen Bergführern bis zu einem hohen Maße erworbene, alpine Selbständigkeit zeigt sich augenfällig bei den Bergunternehmungen von denen oben gesagt wurde (Kleine Rinne, Grohmann-Spize, Innerkofler-Turm, Zahnkofel).

Weitere Merkmale dieses Entwicklungsabschnittes sind: Das vereinzelte Auftreten von Alleingängern, die durchschlagende und richtungweisende Erfolge erzielten; noch mehr kennzeichnend aber ist die starke Zunahme der führerlosen Seilschaften, unter denen einzelne ganz erstaunliche Leistungen im Fels vollbrachten. Das Auftreten der ersten führerlosen setzte schon sehr bald ein. Die berühmte Seilschaft der Brüder Sigmondy und Ludwig Purtscheller, die klassischen führerlosen ihrer Zeit, darf hier nicht übergangen werden, auch wenn sie kaum eine bemerkenswerte Rolle in der Erschließung gespielt hat. Von 1882—1884 führten sie in zahlreichen Gruppen der Dolomiten bedeutende Touren aus, wiederholen sehr viele der klassischen Berggänge und sind auf der Kleinen Rinne zum Erstaunen der Sextner Führer die ersten führerlosen. Der Sinn dieser drei Bergsteiger stand jedoch allzusehr nach den großen Gletscherbergen der Zentral- und Westalpen, als daß sie sich mit der zweiten Garnitur der Dolomiten-Spitzen abgegeben hätten. Von der kühnen Seilschaft Schmitt-Santner, die die Fünffinger-Spize erstmals erklimmte, ist schon die Rede gegangen.

Die Begründer der Garde der Alleingänger, die auch in späteren Zeiten zahlenmäßig recht begrenzt geblieben ist, waren zwei ganz hervorragende Männer: Johann Santner aus Bozen und Georg Winkler aus München.

Santner hat schon 1880 in kühnem Anlauf den so formschönen Spiz im Schlernstod, der heute seinen Namen trägt (Santner-Spize), bezwungen; schöne Erstbegehungen in den verschiedensten Gruppen und zum Teil mit anderen bekannten Bergsteigern formten sein inhaltsreiches, eigenwilliges Lebenswerk als Bergsteiger, das denen der meisten bekannten Ausländer um keinen Deut nachsteht. Besonders bemerkenswert aber ist, daß mit Santner der erste Südtiroler Bergsteiger kräftig in die Entwicklungsgeschichte der Dolomiten eingreift.

Der andere ist der Münchner Georg Winkler, dieses meteorhafte Phänomen am Bergsteigerhimmel, der als 17-jähriger erstmals in die Dolomiten kommt und nach der Besteigung des Sass Maor in der Pala-Gruppe mit seinem Seilgefährten Jott noch abends den Zwillingsturm, die Cima della Madonna durch einen glatten, abschreckenden Riß erstürmt, einen Riß, wie in der damaligen Zeit in den Alpen noch keiner gewagt worden war. Zu stolzem Andenken trägt er heute seinen Namen (Winkler-Kamin). Das Jahr darauf kommt er in den Rosengarten, spaziert allein und so nebenbei auf die jungfräuliche Laurinswand und bezwingt am nächsten Tag von den drei geradezu unwirklich kühnen südlichen Bajoulet-Türmen den kühnsten, der nun für immerdar seinen Namen tragen soll. Ein Jahr später schon endete sein so junges Bergsteigerleben am Zermatter Weißhorn; die Berge haben ihn ganz für sich behalten.

Georg Winkler ist der große Beweis, wie anders man vielfach erschließerrische Taten werten muß, als es bisher oft geschah, und wie besonders eine einzelne Tat epochaler sein kann und größere Brechen schlägt, als eine Vielzahl von ersten Berggängen, die bald zum Schema werden, von vielen gemacht werden könnten und eben gerade dem zufallen, der als erster dazukommt.

So ist Georg Winklers alpines Verdienst als Erschließerr mehrfach, obschon er nur drei Erstbesteigungen und die Eröffnung zweier neuen Wege in den Silberfelsen zu buchen hat. Er war bei seiner kühnsten Unternehmung Alleingänger, er bezwang einen abweisenden schönen Felsberg, an dem erst drei Jahre früher ein Purtscheller und die beiden Sigmondy nur topfschüttelnd vorübergeklettert waren. Mit der Erstkletterung des Winkler-Turms aber greift er auch bahnbrechend in die nächste Epoche hinüber; wir werden von diesem Verdienst noch ausführlich sprechen.

Den Stempel aber haben dem zweiten Erschließungszeitraum unzweifelhaft die ersten geschulten und klühen Bergführer im Verein mit unternehmungslustigen Touristen aufgedrückt, unter ihnen unbestritten wägend und wägend wie kein zweiter seiner Zeit der Michel Innerkofler aus Sexten, eine königliche Gestalt unter den Bergführern aller Zeiten. Was dieser Mann an Erschließungsarbeit vollbracht, zeigen neben den schon erwähnten Großtaten (Zinnen, Grohmann-Spitze, Innerkofler-Turm, u. v. a.) die Erstlingsgänge, die ihm mit dem bergfreundigen, ungarischen Baron Roland Götvös in seinen Heimatbergen gelangen: 1877 Zwölfer, 1878 Elfer und Sextner Rotwand, 1879 Einser; 1884 schließlich, dem Jahre, in dem ihn durch die Ungeschicklichkeit eines Touristen der Bergtod am Cristallo ereilte, bezwang er noch die vielumworbene, schlanke Fels Spitze der Croda da Lago bei Cortina d'Ampezzo.

Die Höhepunkte dieses Abschnittes sind damit ungefähr umrissen. Doch soll auch noch einiger anderer Namen gedacht werden, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, daß es sich hier schon mehr um Kleinarbeit handelt, die auf den Erfolgen der größeren Kömmer aufbaut und meist auch unscheinbareren Bergen oder in entlegenen Gruppen gilt.

Gustav Guringer, ein Augsburger, war kein Stürmer und Dränger, kein Führerloser und Meingänger, sondern nach englischem Muster ein braver Führertourist. Eine gewisse Stärke und Bedeutung liegt bei ihm auf anderem Gebiet. Er war einer der ersten Systematiker der Erschließung, was soviel heißen soll, daß er sich nicht nur die Rosinen aus einer Gruppe holte, sondern trachtete, diese Gruppe möglichst durchgehend zu erschließen. So veröffentlichte er bereits im Jahre 1884 eine Art Monographie der Pala-gruppe, die für unsere heutigen Begriffe natürlich nur in sehr groben Zügen gehalten ist. Seine bedeutendsten Erfolge sind die erste Erstigung der Croda Grande in der südlichen Pala und des nach ihm benannten Zwillingssadens der Santner Spitze (Guringer-Spitze).

Eine ähnliche Erscheinung unter den Erschließern dieser Zeit ist der Münchner Gottfried Merzbacher, ebenfalls ein Systematiker, der jedoch einige der Dolomit-Gruppen noch viel gründlicher durchforschte. In liebevoller Kleinarbeit wandte er sich vielfach für jene Zeit recht bescheidenen Gipfeln zu. Bemerkenswert ist, daß in seiner Gesellschaft die ersten italienischen Bergsteiger an dieser Erschließung teilhaben, besonders Cesare Tomè aus Agordo und A. de Fallner, Männer, von denen einzelne auch selbstständige Unternehmungen vorzüglich in den südlichen Dolomiten zu verzeichnen sind. Die Erstereignisliste Merzbachers weist als Höhepunkte auf: Im Rosengarten die Tschainer-Spitze und den Bajolet-Hauptturm, ferner in Begleitung von J. Santner den Antermoja-Kogel, Malignon und Balbon-Kogel, in der Marmolata den Bernel, Punta dell' Uomo und Sasso Bernale und schließlich ganz im Süden Monte Schiara und Sasso di Bosco Nero. In der Brenta-Gruppe gelang Merzbacher unter anderem die erste Erstigung des Campanile Alto. Seine Haupttätigkeit fällt in die Jahre von 1875—1885 etwa, seine Leibführer waren G. und B. Bernard und zeitweilig der Ampezzaner S. Giropaes.

Zeitlich etwas später treten zwei andere Bergsteiger auf den Plan, die ob ihrer emsigen Tätigkeit Erwähnung verdienen.

H. Helberfen, fast immer vom bekannten Führer H. Stabeler begleitet, erstieg 1892 gleich drei der sechs Bajolet-Türme (Ost-, Nord- und Stabeler-Turm) und war zusammen mit Darmstädter an der Erschließung der westlichen Sextener und der Marmarole beteiligt.

Ludwig Darmstädter, dessen Führer ebenfalls meist Stabeler und G. Bernard waren, wählte als Tätigkeitsgebiet vorzüglich die Geisler-Gruppe (Bilnösser-Turm, Bilnösser- und Eisleser-Obel), dann den Rosengarten (Westliche Grasleiten-Spitze, Kleiner Balbon-Kogel) und war schließlich in den westlichen Sextenern und in der Marmarole (mit Darmstädter) rührig tätig.

Türme und Wände

Der Beginn der dritten Epoche vollzieht sich fast noch erkennbarer. In ihr erfolgen gleichzeitig die Bezwingung der kühnen Dolomit-Türme und Felsnadeln, die ein so typisches Wahrzeichen dieses Felslandes sind, und dann finden die ersten großen Wandstuchten ihre Erletterer. In diesem Zeitraum ist auch eine starke Zunahme der Führerlosen zu erkennen, ohne daß die Führerturisten an Zahl und Durchschlagskraft einen Schwund aufzuweisen hätten. Die zweite Generation einer hervorragenden Führergarde ist inzwischen herangereift, die an Kühnheit und Erfolgen der des goldenen Zeitalters um nichts nachsteht.

Ohne Zaubern kann man auch für diese Epoche Georg Winkler als einen bahnbrechenden Pionier bewerten. Mit seinem unbekümmerten und genialen Draufgängertum, dem sich seine hochentwickelte Klettertechnik paarte, leitete er mit seinem Sieg über „seinen“ Turm diese Epoche ein, bevor die anderen noch daran dachten, ähnliche „Aufstiege“ zu wagen.

Das Heranwachsen einer neuen Generation von Bergsteigern und Führern war notwendig, die Entwicklung in diesem Zeitraum voll zu entfalten. An einem klassischen Beispiel kann man dies gut verfolgen. Noch Merzbacher hatte nur Sinn für den höchsten der berühmten sechs Bajolet-Türme (1882). Georg Winkler erkletterte 1887 den so kühn-abschreckenden und nach ihm benannten Turm. Drei andere und unverhältnismäßig leichtere blieben für Jahre Bergsteigern der zweiten Epoche vorbehalten (Ost-, Nord- und Stabelerturn; Helberßen mit Stabeler 1892); der zum Winkler-Turm zwillingstühe Delago-Turm aber mußte wieder aufgespart werden, bis eben ein Hermann Delago kam. Denn wie hätte sonst ein so unternehmungslustiger Bergsteiger wie H. Helberßen mit seinem ausgezeichneten Führer H. Stabeler, eine Seilschaft, der die Erschließung der Bajolet-Türme eine Sonderaufgabe und Herzensangelegenheit war, an dem Winkler-tühen, westlichen der drei südlichen Türme vorübergehen können? Es wäre doch in einem „Aufwaschen“ gegangen und bestimmt fehlte dieser Seilschaft weder Zeit noch Lust auch diesen wie eine Flamme aufzudeckenden Erpfeller zu bezwingen; aber diese Bergsteiger waren sozusagen bergpsychologisch noch nicht reif für diese Ersteigung.

Ein Nachfahre im Sturm und Drang eines Georg Winkler war der Bozner Hermann Delago. Ein großer und kühner Könnner, ein Fanatiker des Bergsteigens und Bergnarr, hat er Erfolge errungen, die ihn gleichwertig neben Winkler stellen. So sind die drei südlichen Bajolet-Türme zu Denkmalsäulen kühner Dolomiten-Erschließer geworden. In der Mitte zeugt der Stabeler-Turm nicht nur für diesen braven und so beliebten Bergführer, sondern durch ihn auch für die ganze Garde dieser bergtüchtigen Führer, die nunmehr eine vollständige Ergänzung ihrer bergbegeisterten Herren waren. Links und rechts stehen die bergerstarrten Erinnerungssäulen für einen Hermann Delago und Georg Winkler, zwei vollkommene Bergsteiger an Körper und Seele. Man hat einmal kleinlich und unverständlich ihre Verdienste durch die Tollkühnheit ihres Alleingängertums zu schmälern versucht. Seien wir ehrlich: Wenn irgendwo in den Alpen oder Gebirgen der Welt, dann sind es die Dolomiten, die dem Alleingänger nicht nur alle moralische Berechtigung seines Tuns geben, sondern diese Form des Bergsteigens sogar zum höchsten Erlebnis für den Bergsteiger erheben. Nur wirkliche Könnner dürfen darüber urteilen.

Mit den Turmtaten dieser beiden Männer war der Bann der Unersteiglichkeit für alle anderen berühmten Felsnadeln in den Dolomiten gebrochen.

Zwei Innsbrucker Studenten, Otto Ampferer und Karl Berger, erzwangen 1899 im zweiten Anlauf den Sieg über die Guglia di Brenta (Campanile Basso), „einen phantastischen Felsobelisten, außergewöhnlich kühn und ohne Zweifel der eleganteste, klassischste und schwierigste der Alpen“ (Bratti).

Als schließlich 1902 der Campanile di Val Montanaia, dieses ebenfalls sehr lange Zeit als unersteiglich gegoltene Turmhorn, das der berühmte Alpenmaler C. L.

Compton so treffend den „unlogischsten Berg der Alpen“ genannt hat, sich der erfolgreichen österreichischen Seilschaft Viktor Wolf von Glanwell und Günther Freiherr von Saar beugen mußte, da waren die vier schönsten Siege über die Dolomit-Türme erkochten.

Einer Merkwürdigkeit sei hier in diesem Zusammenhange gedacht. Sowohl bei der Guglia di Brenta wie beim Campanile di Val Montanaiata hatte es an früheren, mißlungenen Versuchen nicht gefehlt. Bei beiden waren es italienische Seilschaften, die bis zum letzten Hindernis vordringen konnten. An der Guglia gelangte der Trentiner Bergsteiger Carlo Garbari mit dem Balaführer N. Tavernaro und dem Träger Rino Pooli bis zu der nach ihm benannten Garbari-Kanzel. N. Cozzi und N. Zanutti, die sehr guten Triestiner Kletterer, erreichten am Campanile die kleine Kanzel unter dem Gipfelmulst.

Nun waren die Türme entzaubert, ihr Bann gebrochen und es ging fast wie eine Jagd auf dieses feingliedrige Edelwild an Berggestalten los.

Besonders in der Sella gab es noch eine gute Nachlese. Der Innsbruder Karl Berger, ein ausgemachter Türmespezialist, erstieg ihrer noch mehrere, darunter den Ersten und Zweiten, dann mit E. Franzelin auch die schöne Berggestalt des Dritten Sella-Turms und schließlich am Rande der Sella-Hochfläche den merkwürdig viereckig aufragenden Turm, der mit Recht seinen Namen erhalten hat. In dieser kurzen Aufzählung sei noch der Pisciadu-Turm erwähnt, den 1903 der ausgepöchte Alleingänger L. Heis erklimmte und der schöne Daint de Mesbi, den die Wiener Seilschaft Merz, Benesch und Schmitt mit dem Führer Demetz schon 1894 erreicht hatte.

Als Beweis, wie schnell das Turmklettern in Schwung kam und als besonders kühne Tat sei die erste Überkletterung der drei südlichen Bajolet-Türme angeführt, die 1899 Ed. Pichl und H. Barth aus Wien gelang und bis auf den heutigen Tag eine der klassischen Klettereien der Dolomiten geblieben ist.

Das zweite, wesentliche Merkmal dieser Epoche: Erstmals wurden die großen Wandfluchten berannt und bezwungen. Hier preschte eine ganz erstklassige Seilschaft mit einer glänzenden Tat zeitlich weit vor: S. und B. Innerkofler führten schon 1890 H. Helberfen über die Nordwand auf die Kleine Zinne! 1895 brachten die Wiener Akademiker Hans Lorenz und Viktor Wessely mit der ersten Durchsteigung der kilometerbreiten NO-Wand des Langkofels einen scharfen Schwung in diese neue Art von Dolomiteklettereien. Nun waren es um die Jahrhundertwende einige Führerseilschaften, denen die Lösung der schönsten Wandprobleme gelang. An erster Stelle die Engländer A. J. S. Kaynor und J. S. Philimore, die sich mit den ampezzanischen Spitzengführern jener Zeit und unter ihnen als leitendem Mann meist Antonio Dimai (dann G. Siorpaes, G. Colli, N. Dibona, u. a.) schöne Kletterwege durch die großen Wände bahnten (Kosengarten-Ostwand, Belmo-Nordwand, Civetta-NW-Wand u. a.).

In den Sextener Dolomiten ist Adolf Wigenmann mit seinen Führern Giovanni und Arcangelo Dimai und Sepp Innerkofler der Erschließer der großen Wandrouten, wovon die Erstersteigung des Zwölfers über die NO-Wand (1897) und die Durchkletterung der bräunenden O-Wand der Kleinen Zinne (allerdings erst 1904 und mit Seilwurf von oben) besonders bemerkenswert sind.

Fast muß man diese bahnbrechenden Taten doch nur als Auftakt und Einleitung der Wanderschließungen bewerten im Hinblick auf einen geradezu einzigartigen Berggang, der vollends den Beweis erbrachte, daß nun das Schicksal aller großen Wände besiegelt sei. Es war dies der unter so merkwürdigen Umständen erzwungene Durchstieg durch die gewaltige Marmolata-Südwand, der der Engländerin Beatrice Tomasson mit den Bala-Führern Michele Bettega und Bortolo Zagonel 1901 gelang.

Während man bisher an den großen Wänden durch weite Umgehungen den steilsten Stellen ihrer Mauern auswich, geht die Führe durch die Marmolata-Wand schon mit einer bewundernswerten Geradheit durch die Wand selbst. Die Geschichte dieser Erststeigung ist ein recht klassisches Beispiel für echten, unbeugsamen Erschließungsgeist. Im Jahre 1900 versuchte sich Miss Tomasson erstmals mit dem Fassaner Führer Luigi Rizzi an der Südwand, wurde jedoch abgeschlagen. Das Jahr darauf kehrte sie mit zweien der besten

Ampezzaner Führer wieder. Auch dieser Versuch schlug fehl, weil man immer wieder versuchte, direkt vom Fuß aus über die glattgelegten Wände der Schlucht, die die Wand vom Fuß bis zum Gipfel durchreißt, die erste Terrasse zu erreichen. Kurz darauf kehrte die Engländerin mit zäher Beharrlichkeit ein drittes Mal an den Fuß der Wand zurück, diesmal in Begleitung der hervortragenden Pala-Führer Michele Bettiga und Bortolo Zagonel. Sie sagte ihren Führern kein Wort von den mißglückten Versuchen, ließ sie seelenruhig die Wand dort angehen, wo schon die Ampezzaner abgeblitzt waren. Auch dieser Versuch scheiterte und kostete der Seilschaft vier Stunden Zeitverlust. Doch Miß Tomasson hatte sich in dem Spürsinn eines Bettiga nicht getäuscht. Er setzte weiter rechts unten in einer Kaminteile an, die von der ersten Terrasse herunterzieht und abends war der große Sieg über diese klassische Dolomiten-Wand erkochten.

Es fügt sich hier gut, einer anderen weiblichen Seilschaft zu gedenken, der sehr schöne Berggänge geglikt sind. Die Baronessen Ilona und Rolandia Götvös mit ihren Führern A. Dimai, G. Giropaes und A. Berzi errangen 1901 mit der Durchkletterung der eindrucksvollen Südwand der Tofana di Roces einen der schönsten Wand Siege in den Dolomiten. Dieser Großtat folgten noch viele schöne Erstlinge.

Ein Meisterstück ganz besonderer Art nimmt in der Erschließungsgeschichte dieser Zeit einen hervorragenden Platz ein. Es ist der Alleingang des Münchners Georg Leuchs durch die gewaltige SW-Wand des Cimone della Pala (1905), eine Tat, die als technische und moralische Leistung für alle Zeiten zu den größten zählen wird, die die Dolomiten erlebt haben. In diesem Zusammenhang sei des Interesses wegen erwähnt, daß die Brüder Georg und Kurt Leuchs im Jahre 1902 und in Erkenntnis des Erfolges der Tomasson, die Südwand der Marmolata nochmals erstbestiegen und dabei sogar einen noch geraderen Weg fanden.

Hier drängt sich zwingend eine Einschaltung auf. Nach der Jahrhundertwende und bis zum Ersten Weltkrieg entwickelte sich das Bergsteigen in den Dolomiten zahlenmäßig so stark und die noch ungelösten Probleme wurden so haufenweise gelöst, daß der Chronist gezwungen ist, nur mehr ganz besondere Erfolge und Erfolgsserien zu vermerken.

Zu diesen gehört unstreitig die Erstkletterung der an die 1000 m hohen N-Kante des Crozzon di Brenta durch die Münchner Gustav Schulze und Fritz Schneider im Jahre 1905.

Eine ungewöhnlich reiche und schöne Ausbeute gelang in dem letzten Jahrzehnt vor 1914 der Führerseilschaft der Brüder Guido und Max Mayer aus Wien mit den erstklassigen Führern Angelo Dibona und Luigi Rizzi. Es ist die letzte Führerseilschaft, der in dem scharfen Wettlauf mit den immer erfolgreicher werdenden Führerlosen eine ausgesprochene Überlegenheit zuzam. Diese beiden jungen Bergsteiger ergänzten sich mit ihren Führern in vollendetem Maße, sie spürten so systematisch die noch ungelösten Wandprobleme auf, daß der Erfolg dementsprechend sein mußte. Zu ihren schönsten Siegen zählt die Nord-Wand des Einsers, dann die ungeheure Wand des Croz dell'Altissimo in der Brenta; doch immer wieder wird der Bergsteiger von heute bei schönen Wandklettereien auf ihre Namen als Erstersteiger stoßen. Wie sehr diese Seilgemeinschaft auch in anderen Alpengebieten geradezu Aufsehen erregend erfolgreich war, zeigen die erste Erstkletterung der Oststein-Nordkante im Gäßle, die Bezwingung der abschreckenden Validerer-Nordwand im Karwendel und als Höhepunkt ihrer Berggänge der Sieg über die Südwand der Meije im Dauphiné mit einer klassischen Wegführung.

Immer stärker schwoll die Flut der erschließeriichen Kleinarbeit in den letzten Vorkriegsjahren an. Nur mehr Besonderheiten aus dieser Zeit können hier angeführt werden.

Und da sind es ohne Zweifel die Brüder Kurt und Ernst Kiene aus Bozen, deren Erstgänge in vielen Gruppen der Dolomiten eine so ausgeprägte Note von Eleganz aufweisen, daß der geniale Kletterkünstler Kurt Kiene in dieser Beziehung dem ihm so mesensverwandten Führer Angelo Dibona gleichgestellt werden muß (1. Freie Erstkletterung der O-Wand der Kleinen Zinne, Diagonal-Riß an der Fünffinger-Spiße, Castelletto Inferiore u. a.).

An die Namen von zwei Klettergrößen knüpfen sich in jener Zeit wohl eine ganze Reihe von Erstbegehungen, doch der unbestechliche Kritiker muß feststellen, daß ihre Erfolge im Verhältnis zu ihrem Können keine epochale Cäsur in der dolomitischen Erschließungsgeschichte bedeuten. Es sind dies Paul Preuß und Hans Dülfer, die beide allerdings nur verhältnismäßig kurze Zeit durch die Dolomiten streiften.

Trotzdem wird es immerzu fast unerklärlich bleiben, wie ein Paul Preuß, dieser Kletterkünstler par excellence, schwierigste Kletterwege auf untergeordnete Felsgebilde eröffnete, kreuzweise Überschreitungen und Überkletterungen halber Berggruppen an einem Tage ausführte, indes noch die letzten, die größten und lochendsten Wandprobleme rundum in den blauen Himmel stachen.

Nicht anders war es mit Hans Dülfer. Der Mann, der die Fleischbant-Ostwand und die Westwand des Totenkirchls im Wilden Kaiser bezwungen hatte, war fast wie blind gegen die letzten Schätze, die die Dolomiten den größten Könnern gehortet hatten. Ja, man kann sagen, daß Dülfer seine Zeit geradezu vergeudete mit Zadenklettereien (Varjoc-Gruppe, freie Erstkletterung der vollkommen unbedeutenden Nadeln wie Guglia Edmondo De Amicis und Torre del Diavolo u. a.), indes z. B. die ungeheuren Wandprobleme der Civetta und des Belmo offen und frei dalagen. Ein Versuch auf die himmelstürmende Wand der Furchetta in den Geislern, der mißlang, scheint vielleicht einen Umschwung angedeutet zu haben. Doch es waren die letzten Tage vor dem Ersten Weltkrieg und Hans Dülfer ist von den Schlachtfeldern in der Champagne nicht mehr zurückgekehrt.

Der Weltkrieg 1914—1918 lähmte natürlich die bergsteigerische Tätigkeit fast ganz. Auch in den ersten Nachkriegsjahren lastete fast durchwegs eine Einsamkeit wie nach der Sintflut über den Tälern und Zinnen der Dolomiten. Zahlenmäßig nur ganz gering waren die Bergsteiger, die in dieser Einsamkeit an die Fortsetzung der Erschließung gingen.

Nun taucht ja überhaupt die Frage auf: Ist die Erschließungsarbeit in den Dolomiten nicht schon vor dem Kriege beendet worden? Fast alle, die sich mit der Erschließungsgeschichte abgegeben haben, waren dieser Ansicht, zogen einen Schlußstrich und erklärten alles, was nachher kam, sei für epigonenhafte Kleinarbeit und Basterei, auf keinen Fall gebe es eine letzte Epoche der Erschließung, die ja wie jede Epoche eine Änderung und Steigerung bedeuten müsse.

Die größten Wände, Grate und Kanten

Diese Ansicht und Auffassung ist historisch so unrichtig und unbegründet, daß man sich darüber verwundern muß. Wir werden gleich die Begründung hierfür geben.

Schon 1918 stießen Ed. Bichl (der fast 20 Jahre früher die kühne Erstüberschreitung der drei südlichen Bajalet-Türme als einen Markstein in die Erschließungsgeschichte setzte!) und R. Waizer mit der ersten Begehung der großartigen, 1000 m hohen NO-Kante des Langkofels in dieses letzte Neuland der Dolomiten vor.

Und schon bald folgten die ersten Versuche an den großen Wandproblemen ein, den 1000 m Wänden, die vor dem Kriege von den größten Kletterkünstlern noch recht auffällig gemieden worden waren (Civetta, Belmo mit Erstbesteigungen von G. Langes und E. Merlet). Es sollten jedoch noch einige Jahre vergehen, bis sich diese Epoche voll und ganz entwickelte. In der Zwischenzeit erlebte sie noch einige Aufstöße, die ihren Vollklang einleiten sollten („Schleierkante“ an der Cima della Madonna durch G. Langes und E. Merlet, dann Bal-di-Roda-Kamm, 1921, die größte Gratüberschreitung in den Dolomiten, erste Begehung durch R. Hannemann und G. Langes u. a.).

Im Jahre 1924 endlich wurde die erste Großtat dieser Epoche gesetzt, Roland Rossi und F. Simon bezwangen die königliche Nordwand des Belmo, 1925 schließlich war das große Siegesjahr eines Emil Solleder: mit F. Wießner durchstieg er die unheimliche Nordwand der Furchetta, die schon einen H. Dülfer abgeschlagen hatte, und eine

Woche darauf in geradezu idealer Linie mit G. Zettenbauer die dräuendste aller Wandfluchten, die NW-Wand der Civetta.

Damit waren innerhalb kürzester Zeit die stolzesten und größten Probleme der Dolomiten gelöst. Um das Bild dieser Epoche abzurunden, seien noch die erste Begehung der O-Wand des Saß Maor durch E. Solleder und F. Kummer und schließlich als besonders großartige Kantenkletterei und überhaupt höchster Durchstieg in den Dolomiten die Ersterklimmung der etwa 1600 m hohen Nordkante des Monte Agnèr (Pala-Gruppe) durch E. Gilberti und D. Soravia (1932) erwähnt.

Das Reich des 6. Grades

Man hat früher den Beginn dieser Epoche mit den Nordwänden der Civetta und des Pelmo festgesetzt. Mir erscheint dies irrig. Man beging den Fehler, die Länge des Durchstieges in die Schwierigkeitswertung einzubeziehen, was gegen jede logische Überlegung bei der Bewertung der objektiv-technischen Schwierigkeiten ist. Dies wird sofort augenscheinlich, wenn man bedenkt, daß Solleder nach der Durchsteigung der 1100 m hohen NW-Wand der Civetta noch am selben Abend den Gipfel betrat, indes später für nur 400—500 m hohe Wände bis zu drei Tagen Kletterzeit mit zwei Hiwals benötigt wurden.

Mir erscheint es darum wichtiger, den Beginn der Epoche des 6. Grades mit der Bezwingung der N-Wand der Großen Zinne im Jahre 1933 durch Emilio Comici und die Ampezzaner Führer G. und A. Dimai anzusetzen. In der Folge wurden zahlreiche Felsgänge 6. Grades besonders in der Civetta-, Marmolata- und Langkofel-Gruppe erschlossen. Nach den Angaben der Begeher wurden immer größere Schwierigkeiten überwunden. Als die schwierigsten Begehungen werden heute folgende Wege gewertet: Cima Scotoni (Südw. Farnis-Spitze), die 1952 von L. Ghedina, Lacedelli und Lorenzi in 38 Stunden Kletterzeit und mit zwei Hiwals bezwungen wurde, NW-Wand des Hoch-Empor-Turmes in der Civetta (Libanos und Gabriel, 1951), ferner an der Marmolata die SW-Wand der Punta Penia (Solbà und Conforto, 1935) und die S-Wand der Punta di Rocca (Binazer und Castiglioni, 1936). Eine Abwägung der Schwierigkeiten dieser Wege untereinander ist nicht gut möglich, da ja bekanntlich beim 6. Grad frei ungangbarer Fels durch künstliche Hilfsmittel aller Art, wie Mauerhaken, Trittschlingen, Steh- und Sitzbretter und als letzte Errungenschaft Gesteinsbohrer, gezähmt wird.

Auch die Entwicklung dieser Art von Kletterei scheint noch nicht abgeschlossen zu sein. Man erwägt ganz ernstlich und auch Versuche scheinen stattgefunden zu haben, die Wegführung der N-Wand der Großen Zinne zu verbessern, in dem man in der Falllinie den untersten gelben Abbruch durchklettern will; dann gibt es da noch in der südlichen Rosengarten-Gruppe die W-Wand der Rotwand, eine vom Fuß bis zum Gipfel gelbe Bruchwand, an der schon seit einiger Zeit „gearbeitet“ wird.

Die mir am Berg begegnet sind . . .

(Schluß des Beitrages im „Jahrbuch 1952“)

Von Rudolf Schiebold

Gar manche verehrungswürdige Hand von Pionieren der Bergsteigerei durfte ich flüchtig greifen. In uns Gealterten lebt der blutvolle Mensch noch, von dessen Erschließervirken dem jungen Bergsteiger heute höchstens eine Gedenktafel im Hüttengebiet erzählt. Da war der „altera pars“ zu Johann Stüdl, dem Österreicher, unser Professor Carl Arnold, Mitbegründer der Sektion Hannover, der ihr vierzig Jahre seines eigenwillig starken Lebens als Vorsitzender widmete. Er ist den Hannoveranern, vor allem in seinem eigenen Wirken am Anfogel von der alten Hannover-Hütte bis zum Hannover-Haus auf der Arnoldhöhe, den langen Erschließerweg vorausgegangen, durch Bergsteigertat und im alpinen Schrifttum. Im großen Alpenverein überall bekannt und froh begrüßt ob seines herrlichen, urwüchsigigen Humors. Tränen haben wir nach Vorträgen im Alpenverein gelacht, wenn der alte Herr, den jeder Fremde im Wirkensgebiet der Hannoveraner für einen waschechten, weinsfrohen Einheimischen gehalten hätte, von seiner Villa irgendwo am Stadtpark erzählte. Al fresco war dort an der vorderen Außenwand nach guter Tiroler Art der heilige Florian in leuchtenden Farben dargestellt, mit dem frommen Spruch: „... beschütz mein Haus, zünd' andre an!“ Und wie die, ob des Heiligen mystischer Macht angstvoll besorgten Nachbarn wirklich von Hannovers Stadtvätern bewirkten, daß Arnold sein frummes Gebetlein übertünchen mußte. Mit so breitem Behagen konnte er das erzählen, als ob Goethes unsterblicher Ritter uns beim Becher gegenüber gefessen wäre.

Viele Gestalten stehen vor mir, aus nicht auszulöschenden Tagen. Einen Dolomitenvortrag beschloß ich „kluger“ Mann von 21 Jahrlein einmal in der Sektion Silesia-Troppau — heute fernes Land — mit dem Lied: „Wenn auch die Jahre enteilen, bleibt die Erinnerung doch...“ und wunderte mich sehr an meinem Pult, als der reizende Damenflor das Lied bis zu Ende sang. Heute klingt es mir noch als ein lächelndes Grüßen mit ein wenig Resignation von dorther, wenn ich an den Bergsteiger Eduard Tagel aus Troppau denke. Tagel, der so heilig-ernst und glücklich-füll mit mir auf schwere Fahrten zog! Jeden Winter war er gequält von schwerem rheumatischem Leiden, das er stets willensstark überwand, um im Sommer bergwärts zu ziehen.

Tagel war meinem Vater aus dessen Bergmalertagen Freund, und so hatte ich ihn als Junge schon kennen gelernt, als er noch mit dem „Himalaya-Koßner“ aus Corvara und später mit dem Raindl-Much aus dem Wilden Kaiser stieg. Eduard Tagels tapfere Frau war seine treue Begleiterin von Hütte zu Hütte. Sie ließ den im Kern so kranken Gatten nicht allein und umsorgte mit ihrem heiteren Wesen jeden Hüttenabend. Die vielen langen und manchmal bangen Bergtage wartete sie geduldig auf die Rückkehr. Bei ihr hat Tagel daheim den Frohsinn und die Musik gefunden. Mozart und Bach waren die zwei Götter, denen er dort ergeben war. Auf allen Kletterfahrten fühlte er freilich, daß es für ihn dennoch kein Schicksalsentrinnen gab und er verzichtete deshalb zuletzt auch auf die großen Erlebnisse im Eis. Dürstend griff er nach dem Becher des Erlebens in schwerem Fels. Ein glänzender, durchaus selbständiger Kletterer, der — auch wenn er mit Führern ging — niemals Seilhilfe nahm. Er stieg überlegt, beherrscht und leicht, aber doch nicht elegant, und genoß sichtlich jede Raffinesse wie ein Gourmand. Einmal, am Westgrat der Fünffingerspitze, bat er mich nach direkter Überwindung des unteren Turms,

abzubrechen: „Ich sehe heute nicht, und der Grat ist viel zu schön...“ Er kehrte heiter um, und nach zwei Tagen kamen wir wieder.

Als einem alten Freund unseres Hauses durfte ich ihm 1910 eine meiner schönsten Erstlingsfahrten schenken, die wirklich herrliche Nordwestwand des Nördlichen Bazoletturms, der so großartig hinaus nach Bozen schaut. Ich freute mich damals sehr des immer nahe der nördlichen Kante gerade emporführenden Felsenpfades, dem Tazel mit großer innerer Erregung des Genusses folgte. Er trug im Gepäc Rosé und die Minnesänger. Darin hatten wir am Nachmittag und Abend vorher unten auf den Wiesen von Gardeccia gemeinsam gelesen. Es ist überaus bezeichnend für sein Gemütsleben, daß er sich am Berg, vorbereitend für das Erleben, mit Sagen des Gebirges und mit der Dichtung umgab.

Südwestgrat der Fünffingerspize, Langfelseck von Südost auf unserem Weg, Marmolata-Südwand, Croda und Fiammes — Tazel kam fast jugendlich glücklich in große Fahrt. Im Kaiser erlebten wir dann noch gelungenen Ausklang mit der Uckerl-Südwand und der Nordostwand des Predigtstuhls. Es folgte ein verdientes Streuen über Sonnenmatten zu Almen und hinunter zu Forellenwirten. Am Kopftörl erzählte Tazel, wie er mit dem Raimdl-Much die Felsplatte oder Nadel hier oben erstmals erklimmte, und wir nahmen Reepschnür und Kletterschuhe und demonstrierten der entsetzt lachenden Gattin noch einmal dieses Spiel. So nahe hatte sie es vorher nie gesehen. Endlich schloß der Pfannkamin am Totenkirchl als einzige Tour nach der langen Genießerei, den Bergsommer ab. Tazels Jahresraum war allerdings die Kirchl-Westwand gewesen, aber bei der Wanderung durch den hohen Winkel kam seiner Frau dieses Unternehmen doch zu gewagt vor und er unterlag. Beim Abschied meinte er, trotz dieses Schönheitsfehlers sei die Fahrtenreihe so schön gewesen, daß er den Neid der Götter fürchte.

Wir sagte seine Gattin einmal in Troppau, daß diese Bergleidenschaft den stillen, vornehmen Mann aufrecht erhalte in dem für ihn so schweren östlichen Winter, und wie angstvoll sehnsüchtig er jedem neuen Alpen Sommer entgegenschau. Dolomiten! Es war in Wahrheit sein Zauberwort vom Farbenjubiläum, von der erlängsten Schau über die Gipfelfluchten zu den rebenreifen Tälern.

In Innsbruck hatte ich um 1912 ein reizvolles Zusammentreffen, das aufschlußreich für das Wiener Bergsteigertum war. Wer alles klopfte damals doch mit klangvollen Namen an mein aufnahmefrohes Bergherz! Ein Ruy in Saibach, Dr. Karl Probingner in Graz, Dr. Benesch in Wien mit Eduard Pichl und Gustav Jahn. In Innsbruck lernte ich den großen Bergbegleiter des unvergeßlichen Viktor Wolf von Glanvell, den Arzt Günther von Saar kennen, und die beiden Männer besicherten aus einem reichen, fröhlichen Bergsteigerherz einen wunderbaren Zufallsabend. Günther von Saar erzählte, was junge Menschen in den Bergstädten ringsum erglänzen ließ: Von seinem Freund Viktor, dem nievergessenen Grazer Professor, aber so, wie nur ein Freund sprechen kann, der auf allen großen Fahrten sein Dioskurenbruder war. Wolf von Glanvell war in Graz in gleicher Weise als Universitätslehrer, wie als Bergsteiger von der Verehrung der ganzen Stadt getragen. Er galt als der kühne Felstechniker, aber auch als der bedächtigt Forschende, während sein Freund Günther von Saar damals das ergänzende explosive Brausepulver, der glänzende Draufgänger war. So haben die beiden die Pragser, die Ampezzaner Dolomiten und die Clautaner Berge Seillänge um Seillänge fast erschlossen und erkämpft, im Gesäufel und am Hochschwabklang es von ihren Gipfelfiegen. Zweihundert Erstersteigungen hat Wolf von Glanvell in das Buch alpiner Geschichte eingetragen. Bei den meisten Fahrten war Freiherr von Saar sein Seillamerad. Heiß schlugen die Bergsteigerherzen um 1900 in Graz wo auch in der Mitgliederwahl neben den allgemeinen, die streng hochtouristisch eingestellten Sektionen — wie Baderland in München — einen erzieherisch notwendigen Wirkenskreis geltend machten. Damals sammelte in Graz Wolf Glanvell Freunde und begründete mit ihnen die „Gilde zum groben Kletter Schuh“.

Ich schweifte absichtlich etwas ab von jener Innsbrucker Nacht, aber es gilt mehr für euch Junge vom gleichen „groben Kletter Schuh“ von heute. Damals klang uns allen

bereits mythisch das Lied aus der Carnia von 1912, von Gnanvells Sieg mit Günther von Saar über den „unlogischesten“ Berg mit dem Knödelbauch in seiner Leibesmitte: vom Glockenturm von Montanania.

Als Erinnerung schenkte mir Günther von Saar ein Lied, das Wolf von Gnanvells 1906, am Einstieg seines Schicksalsberges, an der Südostwand des Fölssteins in sein Notizbuch schrieb, und das endete: „Ade ihr Lieben all. . .“

Am Abend lagen drei Kameraden, die das Seil verbunden hatte, zerschmettert in der Tiefe. Das Seil war zwischen Gnanvells und den Gefährten Stopper und Dr. Petritsch gerissen. Die Freunde trugen einen der Allerbesten hinab ins Tal, zum Bergfriedhof von St. Veit. Schwarze Stunden der Bergsteigerei, wie damals an der Meije, als Emil Ffigmondy fiel. Mit Amilius Hader ging Günther von Saar nach Gnanvells Tod nach Spitzbergen. Mit Hader, der in den Ostalpen so getreu mit Eduard Pichl seine Bergsiegere erstritten hatte.

Der Innsbrucker Abend wurde durch den ritterlichen Freund fast nur zu einem Gedanken Wolf von Gnanvells. Günther von Saar wagte sich an die ganz großen Westalpenfahrten, an die Aiguilles und an die Ostwand des Monte Rosa. Mir hat sich das adelige Bergsteigerbild Günther von Saars, seine vornehme heitere Natur tief eingepägt. Er war übrigens ein Neffe des österreichischen Dichters Ferdinand von Saar, und in seinem schriftstellerischen Schaffen stark durch ihn beeinflusst. Mehr als dreißig Jahre ist es schon her, daß sich auch über dem Grab von Gnanvells Freund, dem Arzt und Bergsteiger Günther von Saar, die Pichel senkten.

Ja, dann trug mich mein Sternlein eines Vormittags in Wien zu Dr. Fritz Benesch in seine Kasse der k. k. Staatsbahnverwaltung. Ich kannte Benesch schon lange, sein Prachtband „Wanderungen in den Grödener Dolomiten“ hatte mich begeistert; ebenso seine Lichtbildnerkunst. Seine Aufnahmen hatte er mit viel dienstlicher Freizeit einschließlich der freien Fahrten und staatlichen Bezahlung gemacht. In den Bänden der „Jahrbücher“ finden wir einen beachtlichen Niederschlag seiner Tätigkeit. Kurz gesagt, Fritz Benesch war das gehätschelte Photowundertier von Wien und dazu ein eifriger Bergsteiger, der so ziemlich die ganzen „i. u. i.“ Alpen einschließlich Latra auf Bromsilber baunte. Die ehemals so schlanke Gestalt war damals schon ein wenig wienerisch saturiert, aber herrlich braun gebrannt („alles dienstlich“ — Wie Gustav Zahn erklärte). Fritz Benesch war ein glänzender und humorvoller Erzähler. Den Wienern hat er einen Nag-Führer geschenkt und unzählig Schönes über seine Heimatberge geschrieben. Alle Staatsbahnhöfe hingen von seinen großen Photos hochamtlich voll. Sein schönstes Werk blieb jedoch das Buch über die Grödener Dolomiten.

Mein guter Stern, sagte ich, führte mich harm- und ahnungslos zu ihm, und schon eine halbe Stunde später habe ich fidele gestritten über „Mauerhaken oder kaane, oder am schönsten gar kaane“. Und zwar mit Gustav Zahn, dem verschworenen Feind aller technischen Hilfsmittel. Fritz Benesch krächte vor Vergnügen. Das Streitgespräch wurde fortgesetzt im Gassensterkassenhäus in der Rärntner Straße und nachher in einem behaglichen Weinhäusl und schließlich in Zahns Atelier. Zahn rempelte hilfselehend und renitent den guten Benesch an, aber der meinte nur störrisch: „Wenn der Haken gut sitzt, kann er schon schön san“. Ich habe dabei immer die leuchtendblauen Siegfriedaugen, und den hellblonden Haarschopf im Gedächtnis, in dem er verzweifelt herumfuhr. „Kann schon schön san — so a Misthaken“ maulte Zahn und wir lachten übermütig los, als er gestand: „Und an der Guglia hab' ich selber Haken benutzt“.

Dann kamen wir auf den Wilden Kaiser und meinen verehrten Lehrmeister Nieberl zu sprechen. Am meisten wollte Zahn von den schönen Südwänden hören und von der Umrahmung des „Hohen Winkels“. „Das wär halt was Feines für mich“ meinte er zustimmend, „so an der Klanen Halt in die Höh' und übers Totenkirchl hinunter, sauber!“ Das war ganz der Zahn, der Gipfel wie Tiroler Knödel fressen konnte.

Und wer war er sonst, der Gustav Zahn? Bergsteiger von sehr hohem Rang. Auch ein Glücksfind aus des Hergotts Sonntagslade, ein Maler aus Leidenschaft, so daß seine

leuchtenden Silber kaum Zeit hatten zum trocknen, geschweige den Firnis zu finden. Der große Darsteller der Sonnenmatten und Dolomitenberge und des Urberger Winterglücks hat seinen Bildern den unverkennbaren „Zahn-Stempel“ aufgedrückt. Seine eigenartigsten Schöpfungen waren die Figurinen zu den alpenländischen Trachten, mit dem großen Preis der Weltausstellung in Sanft Lois ausgezeichnet. Kein Ehrgeiz, nur Lust an der bizarren Form, Freude am Hochklimmen trieb Zahn in die Berge. Ganz ähnlich Otto Bauriedl, konnte er sich im Schaffen und Steigen Seelenstimmungen hingeben bis zum Letzten. Ja, bis zum letzten reuelosen Glüd im Gefäße, das in dem kleinen Kreuzgarten von Johnsbach endete, inmitten lauter schlafender Bergsteiger und von seinem Schicksalsberg, dem Döstein, betreut. Mit dem Maler Gustav Zahn ist unweigerlich der Gegensatz zwischen dem gestaltenden Künstler, den allein das Malerische reizt, und dem Maler mit dem bergsteigerischen Erlebnis offenbar, wie es betont hochalpine Baer, Beatus Wieland, Rudolf Reschreiter, Ernst Plag, Otto Barth, Bauriedl, Adalbert Holzer und Compton geschaut.



Gustav Zahn

Im Alpinismus steckt ein großer künstlerischer Gedanke, der auch beim Bergmaler und -dichter seinen Ausdruck findet. Im Schauen und im mitschauenden Gestalten führen beide, Alpinismus und schöpferische Kunst, Pinsel und Feder. Dem Natur-Maler, der selbst nicht Bergsteiger ist, fehlt eben das bergsteigerische Erlebnis, das ihn tief erschüttern könnte. Der Bergsteiger lebt steigend und ringend ein „konzentriertes Leben“. Der Maler und Dichter muß sich mit dem Thema dieser seiner Welt innerhalb ihres gewaltigen Vorwurfs auseinandersetzen, den er als Alpinist zugleich sucht und im Geist begreift: Der eine von ihnen findet die Form, die ewige Ruhe, das Licht und unendliche Weite: Wieland, Segantini. Der andere sieht den Dämon, das lauernde, sich aufbäumende Tier — die ewigen Sterne wohl darüber: Bauriedl, Holzer, Baer.

Segantini fand nicht die letzte Harmonie, weil er wohl ringend mit seinem Gott auf den Matten seiner Poesie, auf Maloja, gelebt, die Berge aber nie anbetend mit Pinsel und Pinsel von einem Gipfel geschaut. Es war die Tragik des größten Malers vom Berg, daß er erst auf Gipfelhöhe sterbend dieses Bergerlebnis empfand und das Letzte dort oben ahnte für seine Kunst.

„Voglio vedere le mie montagne“, flehte er seine Pfleger an, und der Blick des Sterbenden schaute, was er als höchste Stufe seines Ausdrucksvermögens zu gestalten und zu steigern gedachte. In dem armseligen Schafhüttlein, 2700 m über dem Meer, schaute er die Gipfelmwelt im Leuchten und Verglühen und „Bergehen“ und starb noch vor Mitternacht.

Gustav Zahn, naives Sonnenkind des immer heiß erkämpften Gipfelglücks, du banntest diese ganze Gipfelmwelt von Erlösung in ein großes Bergsteigerleben in dein glühvolles Bergbild. Du zogst mit blonder flatternder Mähne und lichtblauen Augen mit Pinsel und Pinsel, mit Kletterschuh und Seil ganz wie „Jung-Siegfried der stolze Knab“ über kletternde Kunststülpheit fröhlich hinweg, das Auge noch trunken von Licht und Farbe des Hochgebirges, das du aus allen Nebelschluchten und von den Graten geschaut und erlebt. Gustav Zahn — Glücks- und Sonnenkind —, der Berg gab die ein jauchzendes Leben und ein königliches freies Sterben, und wie einst einem Segantini, einem Compton und Otto Barth auch „ein immerwährendes Gedenken im Bergsteigerkreis“.

Kurze, flüchtige Lebensbilder nur, Dichter, die aufblinkten, sind viele dieser Begegnungen mit großen Bergsteigern und Erschließern der Ostalpen. Sie sollen und dürfen auch heute, wo die Männer schon lange der grüne Rasen deckt, nicht vergessen sein. Ist die Zeit in der Umwertung so vieler Lebensgüter allzu schnelllebig, der Bergsteiger darf es nicht in allem sein. In sich aufnehmen, so viel aufnehmen, daß es sein Leben füllt, das soll er. Aber oberflächlich und Ich-erfüllt darüber wegstreichen, das darf der Berg-

steiger nicht. Es umfängt ihn doch eine größere Welt bei allen seinen Schritten in Fels und Eis. Ein Barthkamin, ein Schmittkamin, eine Winklerchlucht öffnen sich ihm, er steht vor einer Eiswand Guido Eugens Sammers, und er wäre ein trauriger Sterk im sauberen Kletterschuh, wüßte er von allen denen nichts als den Namen der Aufstiegsroute, die sie einst unter ganz anderen Verhältnissen und ohne künstliche Hilfsmittel erschlossen haben. Die Bergseele schwingt durch die Jahrzehnte. Mit dem Seil, dem Kameradensymbol, schlingt sie sich in unsere Tage herüber und verbindet zum endlich doch immer gleichen Ziel. Deshalb sollt ihr von denen wissen, die gestern waren. Seht, so greift bei unserem neunzigjährigen Dr. Blobig in Bregenz die eine Hand noch bis zu Burtsheller, mit dem er im Eis ging, noch bis Pfigmondy, Senn und Stüdl, und die andere hält dich, junger Bergsteiger von heute, fest.

Nach heutigem Gipfelnwert war mein Vater gewiß kein „großer Bergsteiger“. Aber ihn hat auch die leidenschaftliche, glühende Natur- und Bergliebe hinausgetrieben bis ins hohe Alter, wo er gelähmt und angeschlagen, immer noch malend, auf die Strips oder nach Hinterbärenbad ging. Er, der ursprüngliche Schüler Ludwig Richters, war mit den Alpendichtern jener Tage befreundet, so mit Karl von Stieler, und er war Viktor Scheffels Kamerad in Südtirol und am Gardasee. Den alten Wendelstein hat er wie ein lebendes Wesen geliebt, und sein Schaffen hier und im Werdenfeller Raum offenbarte sich in Bildern in der Dresdner Galerie, im Besitz des Prinzregenten und in vielen Sammlungen.

Seinen Ruben hat er vom fünften Lebensjahr mitstiefeln lassen. Aber Herzogstand und Rotwand hinaus ging es bald aufs Winhorn und auf allen Wegen auf die Zugspitze, natürlich auch in den Wilden Kaiser zu Vater Ruppächter und zum alten Straffer auf Vorderkaiserfelden. Dem Kind hat der Malervater die große Liebe zum Berg gegeben. Er schläft seit 1908 in München. Aber dieses danke ich dem Vater hier: vom Wendelstein hat er mir den Pfad gewiesen bis zu all den großen Bergen!

Wäre mein Vater, statt seiner Fünzig auf dem Buckel, in den Neunziger Jahren gleich jung gewesen wie sein Kollege Reschreiter, er wäre wie dieser, wie Plaz oder Barth Bergmaler aus dem Erleben des Bergsteigers unserer Art gewesen.

So kam der 28jährige Rudolf Reschreiter in das Atelier meines Vaters, wo auch Professor Traith und Malh im Dreiklang dieses Hauses in der Landwehrstraße residierten. Der einzige große Eindruck Rudolf Reschreiters aus meiner Rubenzeit war begeistert. Das mag um 1897 herum gewesen sein. Da kam er mal wieder zum Zwetschgendatschi — wie immer — zurecht, und brachte im Rucksack ein Seil mit. Während der Mokka quirkte, reizte mich dieses Seil gewaltig. Reschreiter winkte mir verständnisvoll und wir stiegen zum Dach des zweistöckigen Hauses. Hier machte er das einfache Seil fest und erzählte mir lustig, daß man das im Gebirge so mache, wenn man irgendwo hinunterwolle. Es war wahrscheinlich dieser Reschreiter'sche Bazillus, der mich später zu mancher Abseilerei verführte. Ich wurde nun am anderen Ende angebunden und durfte gesichert, wie im Turnsaal, hinunter. Dann folgte Reschreiter höchstselbst. Zuerst ein lauter Krach! Dachziegel barsten im Garten. Reschreiter baumelte im Matrosenschluß am Seil. Auf den Ziegelkrach hin schimpfte der Cholericer Traith aus seinem Atelierfenster, Malh, der Feinere, war sprachlos, Vater und Mutter lachten und eine alte Frau rief die guten Heiligen an. Die Gassenjungen auf der Landwehrstraße gröhlten, als Malh mit einer Wasserkaraffe auf Reschreiter Gewitter spielte. Und der rasselte am einfachen Seil vollends herunter. Das hat mir von Reschreiter gewaltig imponiert.

Ich erinnere mich noch, daß wir einmal auf dem Herzogstand waren, wo er eine Rundschau malte. Später ist er bis in die Clautaner Berge gezogen; ein Bild der Duranno-Südwand hatte Vater von ihm bewahrt. Reschreiters Malerliebe lag in dem rührenden Duft der Frühlingsberge und in schwermütigen Herbststimmungen. Farbenfreudig, wie er malte, liebte er das zarte Milken bis zum Burpur in seinen Aquarell- und Temperabildern. Er war im Fels der Döfalten heimisch, in die Westalpen trieben ihn seine Studienfahrten nur selten. Im Alpinen Museum in München waren seine Darstellungen über

Fels- und Eistechnik, über Gletscher und Schutzhütten. Dieber waren mit dort seine Bilder aus den Anden. Keschreiter war nach 1900 mit Professor Hans Meyer mehrere Jahre auf einer auch alpin sehr wertvollen Anden-Fahrt, von der er über 100 farbenprächtige Bilder heimbrachte. Es war ein unermüdetes Schaffen und Steigen! Tragisch schwer erdete, umhegt von seinem treuesten Lebenskameraden, das große Bergsteiger- und Malerleben. Keschreiter, der die weite freie Welt und die Berge so sehr liebte, war seit 1938 an den Rollstuhl gebunden und konnte zuletzt nicht einmal mehr malen.

1909 war ich auf Photobeute an den Dachstein-Südwänden. Von der Hunerscharte her beobachtete ich da einen Bergsteiger, der in eigentümlichen feilichen Bewegungen über die harten Schneefelder und über das Geröll herabkam. Ein alter Berghase, der dennoch so komisch im Schnee ging! Da bligte in mir der Gedanke auf: der Maischberger! Ich ging zu ihm. Zuerst fauchte er mich zornig an wie ein aufgestörter Wildkater. Er war durstig und müde, hatte doch an diesem heißen Tag der Abstieg von der Scharte geradezu übermenschliche Energie erfordert. Maischberger hatte nur noch ein lebendes Bein! Das linke war „Beschiß“, wie er sagte, mit einem etwas grimmiigen Kopfrud gegen den Dachsteinlindenbock.

Mein wirklich ehrerbietiges „Profit Wean!“ mit der vollen Flasche ließ ihn friedlich auf einem Graspolster rasten, und in Erkennen wurde er der rührend gütige alte Herr in frohester Laune. Thomas Maischberger war so ziemlich die verehrteste Idealgestalt in meiner alpinen Vorstellungswelt, eines der seltensten Exemplare der großen Bergsteigergarde — und dazu der Schweigsamste von allen! In den Ostalpen hatte er in weiter Runde, bald allein, bald mit Biendl oder Pfannl, vom Ortler her über die Dolomiten und Zentralberge bis zum Dachstein und ins Gefäule so ziemlich alles geschluckt. Aber keinen Vortrag hörte man darüber, nicht die kleinste Zeile erschien von ihm in den „Mitteilungen“. Wenn seine Freunde Biendl und Pfannl nicht gerade auch „Präsibe“ des Österreichischen Alpenklubs gewesen wären, wäre Maischberger nicht einmal ein Tourenbericht zu entlocken gewesen. Seine erste Winterbegehung der Scheiblingstein-Südwand und eine Meilenüberschreitung des Bramkofels — hinauf über die Nordwand, ist eine fast unbekannte, aber sehr gute Visitenkarte. Mit Pfannl ist er zu den größten Leistungen seiner Zeit in den Westalpen aufgestiegen. Wenn solch eine beinahe legendär gewordene Gestalt plötzlich vor einem so urbehaftig daliegt, muß man schon ein wenig verteufeln. Daß ich ihm unverhohlen meine Verehrung zeigte, machte ihn anfänglich etwas verlegen grob, aber schließlich überwog resignierend eine gödige Freundlichkeit. Einiges wußte ich schon über ihn. Da war die Hochtor-Nordwand mit den „Maischberger-Fasseln“, die erste führerlose und insgesamt dritte Besteigung des Montblanc über den Peuterehgrat, dazu der erste Aufstieg über die Dent du Géant-Nordostseite, dabei den Riesenzahn ohne künstliche Hilfsmittel überklistend.

Dann stürzte der Unglücksstabe 1904 am Dachstein über die Schneehänge und blieb erst unterhalb der Handkluft liegen. Ein Fuß war beim Knöchel ab. Kriechend schleppte sich Maischberger in eineinhalb Tagen über den Gletscher bis zur verschlossenen Simony-Hütte, wo man ihn nach drei Tagen mit erfrorenem Fuß fand. Das Bein war bis unterhalb des Knies verloren.

Aber im Bergsteigen gab es nur eine kleine Notpause, „bis ein neuer Hagen nachgewachsen ist“. Als Maischberger das heraus brummte, bewunderte ich ihn vorsichtig beäugend. Und später kam das alpin noch fast Größere: Trotz seines Kumpfweins stieg er mit Biendl auf Wetterhorn, Jungfrau, Dom, Monte Rosa und Piz Morteratsch und überschritt schließlich Matterhorn und Montblanc. Als fastiger Neunundsechziger wagte er sich allein an den Westgrat des Großen Buchsteins, dessen Erstbegehung er 30 Jahre früher mit Pfannl gemacht hatte. Für alle Fälle trug er ein künstliches Ersatzbein im Rucksack mit. Unbändige Lebensenergie, die nur aus einem überquellenden Muß dieses großen Bergsteigers zu fassen ist, befähigte ihn zu solch bewundernswerten Leistungen.

Bis nach Schladming durfte ich nach einem Klausch auf der Austria-Hütte nach vielen Protesten den Rucksack tragen. Es wurde mit Virgintabelohnungen nur deshalb gewährt,

weil ich hat, wenigstens ein „Trumm Maischberger“ im Rucksack tragen zu dürfen. „Es ist aber der schlechtere falsche Hagen, den Sie tragen. Den guten Falschen hab' ich abgeschnallt!“ Lieber, alter Thomas Maischberger, noch volle 40 Lebensjahre durstest du deinen falschen Hagen tragen, bis ihn 1946 eine sanfte Hand für immer abgeschnallte!

Es war auf der Bajolethütte. Unklüglich der Begehung des „Friedrich-August-Weges“ vom Sellajoch nach dem damaligen Hüttenreich der Sektion Leipzig, war Friedrich August von Sachsen selber auf den Bajolethütten der Sektion gelandet. Große Gutmütigkeit und auch menschliche Komik waren im Geleit. Die Rosengartenwände und Türme stachen juft ins tiefste Azur und es war barbarisch heiß.

Friedrich August in seinem sehr einfachen grünen Vodenkleid mit dem lustigen kleinen Berghüttl und dem silbernen Edelweiß seiner sächsischen Sektion darauf, saß mit kleinem Gefolge endlich vor den Bajolethütten an dem damaligen großen Tisch im Freien und schnaufte sichlich auf. Hier in seiner Sektionshütte war er so quafi auf sächsischem Heimatboden — damals. Aber...! Zuerst war es nur ein schüchtern kleiner Sturm seiner zahlreichen und sehr begeisterten Landeskinder. Den hatte er in behaglich breitem Dialekt erfolgreich und auch mit Humor unjählich gemacht. In Hemdsärmeln, mit etwas gerötetem Gesicht, denn der Weg über den Mollignon- und den Grasleitenspaß mit dem Geröllschinder war anstrengend gewesen! Sichtlich beeindruckt vom Winkelturm, saß er richtig „königlich gelaunt“ auf seiner Bank, guckte zur älteren Konkurrenz der Bergmajestäten hinauf und genoß eine wunderschöne Zigarre. Da kam das Unheil. Ein Leipziger Herr hatte sich herangepirsch, mit Ansichtskarten; Friedrich August lachte, unterschrieb und gab seinem Sachsenkind die Hand. Aber hätt' er das bloß nicht! Im nächsten Augenblick stürmte die kleine Sachseninvasion das Gastzimmer. Da standen am Fensterbüffel die Ansichtskartenständer. Das harmlos erschrockene „Mädchen Oliva“, Hausnichte und lieber, rundlicher dienstbarer Geist, wollte ihre kostbaren 20-Heller-Ansichtskarten vor der dialektrollenden Sachsenlawine schützen. Aber die Kronen und die 20 Hellerstücke flogen nur so um ihren Kopf und sie fand sich eingekleilt zwischen sich überkugelnden, zappelnden Sachsen, die ihren kostbaren Kartenständer im Nu tafefahrl geleeert. Kronen und Heller, viel, viel mehr, lagen um das auf dem Boden sitzende, lachende und gerupfte Möbel.

Und dann gelang ihnen tatsächlich auch der Kartensturm auf ihren ahnungslosen „Geenich“... „Der arme Herr König“, lachte die neutrale Frau Blaz aus dem Ruckl-fenster.

Mit wirklich viel Humor und fastigen Kraftbrocken machte Friedrich August sich an den Kartenstoß, und zwei lachende Gefolgsgrafen schoben ihm, wie am laufenden Band, Karten, Karten, Karten zu. „So, Rinner, da habb ihrsch, un nu will ich meene Ruh un den Wingerldurm alleene“. Dann saß er tatsächlich in schöner Ruh und schüttelte nur ab und zu auflachend das geschundene Handgelenk wie in einem Schreibkrampf. Am Nachmittag ging er noch über das Tschagerjoch zum Karersee. Friedrich August war ein eifriger Bergsteiger — wenn auch nicht so verwegenen Grades, wie sein Herr Vetter, Albert von Belgien. Aber er ging damals noch ins Ortlerreich zu seiner Sektion Dresden und auf den Cevedale. —

Na, jedenfalls, „der Geenich“ war wieder fort, die Landeskinder fast alle auch, vermutlich im Dauerlauf zur Zufallhütte abgeflossen. Nur ein Sachse war fast noch zehn Tage geblieben und hatte jedem und jeder seine Kartenbeute gezeigt und versichert: „Sooo hab er mir de Hand gedrigit... sooo hab er mir...“.

Im Gastzimmer von Bajolet hing um 1909 ein Foto des Königs im Bergsteigerkostüm, in Passepartout, braunem Rahmen mit Goldleiste, das er höchstselbst übrigens



Thomas Maischberger

mit kleiner komischer Verbeugung beim Besichtigen des Gasszimmers augenzwinkernd begrüßt hatte. Ende September brachte der Träger mit den Postfächern ein flaches Paket von Vera mit herauf. Tita Piaz enthüllte eine 50 cm große Photographie in Passpartout, gleichem braunen Rahmen mit Goldbleiste, — das Bild des Leipziger Herrn. Hinten die Hüftenwidmung: „Zur Erinnerung an den schönsten Tag seines Lebens . . . pp“.

Auch der schlichte, bergverhaftete König Albert von Belgien kam inkognito als Graf Kethy mit seinem Begleiter, zwei Führern und einem Träger. Es war schon die stille Zeit in der Rajolethütte, und wir hatten ihn nicht erkannt. Erst Frau Maria sagte es uns am Nachmittag. Da nahten sie auch schon im Dämmern vom Gartl. Die beiden Herren saßen erst für sich, Albert sichtlich verknurrt. Dann kam in dem leeren Gasszimmer auf unsern Tisch ein grüner Birschen, es folgten fünf Gläser, der Wein, und dann saßen die beiden Herren, sichtlich zufriedener, auch da. Tita und ich, wir waren etwas befangen, aber Graf Kethy machte uns mit einer bezwingenden Liebenswürdigkeit schnell wieder flott.

Aus hingeworfenen Sätzen, flüchtig im halbverschluckten Telegrammstil, fühlten wir einen stillen, feinen Menschen, große Vergleidenenschaft und seine Hingabe an das Befreiende am Berg. Ich trug an der weißen Kletterjacke das Führerzeichen des Jahres 1909. Graf Kethy deutete darauf und sagte mit einem sehr weichen Lächeln: „Aus der Brüsseler Ausstellung habe ich ein Ehiemseebild Ihres (ein fragender Blick) Herrn Vaters? Und Sie sind nun ein werdender Künstler?“ Frau Maria hatte also draußen gepezt.

Die Felstechnik hatte der König, jedenfalls in Anpassung einer einmaligen Begabung, sich sehr frei und überraschend schnell zu eigen gemacht. Die Dolomiten waren das, was er suchte!

Der Abend brachte auch mir persönlich durch einen fremdblichen Zufall eine Freude. Eigenartiges Spiel: Drei Könige sah das Jahr 1909 auf und um Rajolet. Eindrucksvoll durfte ich sie alle erleben: Friedrich-August und Albert, le roi — des dritten ewige Majestät war König Laurin selbst. In den Märchen aus „Laya dyra“, den gläsernen Bergen, habe ich mir die kleine ladinische Fabel für eine Ballade überfetzt. Die Laurinstochter schenkt dem Ritter Oswald in Seelennot das Minnelied. Da Piaz davon gesprochen, durfte ich die etwas längliche Ballade in der erwähnten Stunde am Abend dem Grafen von Kethy „bieten“. Und wieder mit dem gleichen gütigen Lächeln sagte er liebenswürdig zitternd: „So muß der Sänger mit dem König gehn“, und er böte mir Minne. Er reichte mir damit einen Becher Terlaner, auf dem Grund lagen einige nagelneue Zwanzig-Kronenstücke — die gab es damals noch in Mengen — und eine zarte goldene Nadel mit verschlungenem „A“. Das war nun so ganz der Seigneur aus den entschwindenen Rittertagen.

So einfach sich der König gab, hätten wir ohne seine Begleiter sicher nicht mehr in ihm gesehen, als einen, vielleicht sehr unabhängigen und sehr guten Bergsteiger, keinesfalls aber „Albert, le roi de Belge“.

Auf seinen späteren Dolomitenfahrten mit Dibona, mit Berzi und Angelo Dimai hat König Alberts hohes bergsteigerisches Können „die allerlehten Weihen“ erreicht, so daß er, im Alter von 60 Jahren, noch mit unserer prachtvollen Paula Wiesinger und mit Steger im Wilden Kaiser das „Letzte im Fels“, die große Kirch-Westwand, die Fleischant-Südwand und den Přebigtstuhl Nordgipfel über die Fiechtelführe, als Krönung seiner kühnsten Kletterfahrten erleben konnte.

In seinem Fahrtenbuch stehen alle klassisch-großen Bergnamen, auch die Aguilles am Montblanc mit dem Westalpenführer Ravanel und mit Dr. Amstutz. In den Dolomiten ragen aus den vielen Spitzfahrten seiner Zeit heraus die Guglia, die Drei Zinnen, die Südwand der Marmolata, Rajolettürme und Abdangamin, der Riß der Punta Emma von Nordost — auch als Paprika die überschlankte Guglia Edmondo de Amicis und Torre del Diavolo, der Preußriß der Kleinsten Binne, Torre Leo . . .

Zwischen diesen Felsengruppen sauste er im selbstgesteuerten Wagen, in abgeschabter Kluft herum. Den König erkannte man darin sicher nicht. So daß unser braver Führer-

Franzl, heute Betreuer der Oberreintal-Hütte im Wetterstein, an einer Straßenecke vom Pordoi- oder Kollepäß den Wagen auf seinem tausenden Rad überholend, übermütig lachend dem einsamen Wagenlenker hineinrufen konnte: „Gelt Bauer, da schaugst“!

Neben seinen „Führerfreunden“ waren bei den vielen führerlosen Fahrten Alberts der Conte Bonacossa, der Schweizer Dr. Amstutz und Dr. Vanges seine Bergfreunde und Begleiter; aus diesem führerlosen Kreis der Bergfreunde hat Dr. Vanges in der Pala bekanntlich ganz Großartiges geleistet. Sein Name bindet sich dort beinahe an jeden Berg, vor allem hat er den Bergsteigern die wunderbare Schleierkante an der Cima della Madonna erschlossen.

Dann hörte die große Bergsteigergemeinde 1934, am 17. Februar, von einem kleinen Felsenturm von 30 Metern in den Schieferbergen des Maastales bei Namur. So, wie Albert es in den Bergen mit Krastrad oder Wagen gewohnt war, fuhr er auch damals im selbstgesteuerten Wagen in der geliebten Kletterkluft, nur von einem Diener begleitet, der in dem Wagen weitab auf der Straße blieb, von Schloß Laeken zu seinem ständig gehaltenen Training. Er wird es wohl manchesmal getan haben, nur um den vertrauten Fels zu fühlen. Und diesen Rocher de la Corneille dort hatte er erklettert, denn kleiner Bedarf und ein Seil lagen auf der Felsenspitze. Wahrscheinlich ausruhend, an einen vielleicht mürrchen Tafelblock des Gipsfelschiefers gelehnt, ist er mit dem morschen Bruch zur Tiefe gestürzt.

Stiller Fürst, du bleibst, so lange wir steigen und gedenken, der „Graf Rethy“ — „roi de Belge“ der Gipsfalten, Grandseigneur der Bergwelt und guter Kamerad unseres herrlichen Luns.

Es war auf Bajolet ein Kommen und Gehen von Großen unserer Zunft in diesen beiden Sommern 1909 und 1910; von Bergmenschen, die alle nur noch unser Gedenken erreichen kann. Und alle diese guten Geister von Bajolet, noch einmal sollen sie Gestalt finden, so heiter, wie sie da oben gelebt: 1909 spielend verträumt — im jurioso 1910.

Ich war mit zerschlagenem linkem Arm nach Bajolet gekommen. Sogenannte Bergsteiger hatten oben auf der Dachsteinwarte Steine über die jähe Wand geworfen und sich naiv gestreut, daß die Broden „bis ganz hinunter gefallen sind“. Das Gesellschaftsspiel hatte erst ein älterer Herr beendet, der es uns abends in der Austriahütte erzählte. Na, uns kamen die Broden jedenfalls kurz vor dem Einstieg auf den Kopf. — Und ich trug jetzt für das Vergnügen der anderen den hiden Gipsverband. Auf dem Gips standen bereits acht Bergsteigerautogramme. „Rudolf, das wandelnde Gipsbuch“, hänselte mich unsere „la Bröske“. Silbermann, der Unglücksrabe der Dachsteinwand, ging mit mir auf „Dichterfahrt“ zum Antermojasee. Da saßen wir am kleinen Silbersee, als es ober uns in prasselnden Staubwolken vom Olymp des Kesseltogels, zwar nicht als Götter oder Laurins Zwergenbrut, sondern sehr irdisch in der Person des Gabriel Haupt auf uns herniedersegelt kam. Friedlich sah im nächsten Augenblick, im ganzen Gesicht grinsend, das Mannsbild tatsächlich neben uns am kleinen See! Gabriel Haupt, Professor seines sehr ungern betonten Paukerzeichens in Würzburg. Sein wahrer Lebenskreis waren möglichst wilde Felsgebirge und dazu die Männer Bozens um Paul Mayr und Forcher-Mayr, und sein liebstes Rund war um das Bozener Haus am Sellajoch herum. Dort hatte er mich wie mit zartester Frauenhand 1907 in meiner Verlassenheit gepflegt, als ich mit einem Pedal, die wie ein Milpferdhagen und schwarz bis zum Knie herauf, auf Wochen gebunden lag. „Mit dem Steinschlag und befreundetem Zubehör scheinen Sie's zu haben“, meinte er etwas anzüglich gegen Silbermann und trug sich auf dem Gips ein.

Der Hüttenwart des Sellajochhauses hatte sich damals bei uns im Zimmer ergangen, daß sein schöner Fernrohrautomat gar keine Kreuzer mehr einbrachte. Dem half Gabriel Haupt drastisch und mit verblüffender Reformwirkung an Kreuzern ab. Er rüstete das ganze intimere Bergsteigernest des Bozener Hauses zu einer Zauberfahrt durch den Schmittkamin auf die Fünffinger Spitze. Oben, am Ausstieg wurde auf der Nordseite „Garberobe“ gemacht: der eine im Paradieseskleidchen, der andere im allerweitesten

und allerfarbigsten Bäuerinnenrod, einer kam in papierenen Ballettröckchen, alle waren in grotesker Bekleidung und verbunden durch eine „longa Corda“. Alle hatten die größten Krübelzylinderhüte und den aufgespannten Regenschirm — auch da waren zwei riesengroße Grödener Prachtparapluies in Rot und herrlichem Blau darunter — so trieb Haupt seine Menagerie nach dem „Zeigefinger“ vom großen Fensterl mit Seitentänzer-Akrobatik zum Gipfel, und es turnte jeder mit Schirm und Röckchen verführerisch lodend auf dem sicher ein wenig erstaunten Fünffingerhut herum. Das „Spektiv“ war belagert und zweimal mußte der glückliche Hüttewirt den Automaten von seinem Nidelstraf leeren. Aber was nützte es schon, ein vielfaches mußte er abends opfern — für Asti spumante.

Ja, dessen erinnerten wir uns vergnügt an unserem poetischen Antermojapfüßlein, während Haupt listig mit zwei Fingern dem Julius Silbermann ein zwischen Salami und Weinflasche gehaltenes Papier stahl. „Oh, — Poetie“, erschrak der Spitzbub ehrlich. Ja, auch Silbermann war Poet! Als Kletterer eine Gottesstrafe für jeden Begleiter, aber er mußte bei allem Schwersten damals dabei sein! Als Mensch ein lieber Kerl mit etwas Backfischhumor. Als sehr junger Landrichter sicher hochbegabt — als Dichter die größte Gefahr: Er besang alles, was da in seiner Nähe war; manchmal sprach er im schwersten Fels, so ganz Opferlamm, über Griff und Tritt in Versen. Mit dem Bergsteiger Silbermann konnte man Pferde stehlen — soweit das mit einem Landrichter geht — aber wehe, wenn er einschnappte, — dann sah er traurig zum Olymp und die Nase stand noch höher als der Winkelturm. Pescosta hat einmal richtig ernst geweint, weil Silbermann sooo traurig war.

Gabriel Haupt aber, ein blendender Kletterer, schnell, manchmal unheimlich schnell kletternd, ja sogar nach dem Griff sich hochschnellend, konnte für sich allein ein bodenlos leichtsinniger Kerl sein, um den Kameraden aber war er treu besorgt! Er war der Schreden aller Grödener Führer im Hüttengebiet, denn er konnte im Fähhorn laugrob sein. Ein Holzknecht war dann ein armer Stummer gegen sein Vokabularium! Der Schreden eines jeden Tourenbuches auf Hütten war Haupt leider auch, denn alles, dem er nicht grün war, kriegte seine sarkastischen Randbemerkungen.

Die leidenschaftlich heiße Seele — die wilde Flamme Lofi, ganz wie Piaa auf Bajolet, war in diesem berg- und fanges- und rebenfrohen Kreis im Reich der Sektion Bozen sicher Gabriel Haupt. Der immer fröhliche, kraftstrobende und ruhige Gegenpol war Paul Mayr, auch der gediegenere Kletterer. Ich sehe aus der „brausend — frohen Mostzeit“ vor über vierzig Jahren immer noch sein heiteres, braunes Urtiroler Gesicht mit dem gekräuselten, tiefdunklen Mundbart, die große, hohe Gestalt dieses Altbürgermeister-Sohnes von Bozen. Paul Mayr und die Männer um Forcher-Mayr waren und sind der gute Geist der Bozener Bergsteigerei. Bei ihnen stand der „Witzbürger Bockbeutel Haupt“ als der Gastfreund der Junft — auch in Dionys. Und sie rankten sich gut zusammen, Bozener und Witzbürger Reben!

Wieder geben diese Alten und ihre Söhne dem neuerstehenden „Alpenverein Südtirol“ Leben und Kraft. Gabriel Haupt aber: In seinem Tourenbuch der Dolomiten stehen alle großen Fahrten, die zu seiner Zeit möglich waren. Alle als Vorangehender! Sein stolzester Sieg gelang an der Civetta, als er mit Lömpel direkt über die Nordwestwand zur Piccola Civetta die wunderschöne Führe legte. Sein „letzter Weg“ ging 1916 auf die Schüsselfarspitze und hinab zur östlichen Wangscharte. Im hereinbrechenden Wettersturz endete ungeklärt — durch Blitzschlag oder anderes Wettergeschehen — ein wildes, aber großartiges Bergsteigerleben. Ein Mensch war durch Witzburgs alte Straßen geschritten, dessen Sinnen und innerer Blick, daheim wie im fröhlichen Bozener Rebenkreis, immer nur „Empor“ zum Berg gerichtet war! Lieber, sachgrober Gabriel Haupt. . .

Vom Antermojasee türmte er, so plötzlich und Übergangslos, wie er aus Laurins Larnklappe herausgeschossen war, ins Antermojatal. „Nie nach Bajolet!“, rief er noch lachend, um schon das Jahr darauf zwischen uns im Rückenraum von Bajolet zu sitzen, als hätte er Bech am Hosenboden.

Wir aber landeten wieder getreulich bei der mütterlichsten Frau, die Bergsteiger je betreut, bei Frau Marietta, Güttenwirtin auf Bajolet, Vater Mizis Tochter aus Pera. Tita Biaz' geduldigster und allerbesten Frau! Und da war auch das zaunsteckendürre, zahnlöse und pfeisenstinkende Führeroriginal aus Gröden, der Franz Fistil, mit dem kleinen verwaschenen und vermotteten Loupee auf seiner lahnen Billardkugel. Der sollte ein schon lange erwartetes Opferlamm werden. Furchtbar abergläubisch und trotzdem immer lüstern nach neuen Geistergeschichten war er. „Die Ganshaut schließt mir grausig übers G'nad“, meinte er beim Gespenstererzählen nachts beim Kerzenlicht. Dazu rauchte er einen ebenso grauslichen Tabak wie ein schadhafter Höllofen. Er ließ sich jedoch gerne die Pfeife mit gutem Tabak stopfen, und darauf war unser heimtückischer Plan begründet, der geradezu wonnig gelang.

Der Fistil war ein solider und sehr treuer Dolomitenführer aus der sagenhaften Zeit vor beinahe 70 Jahren. Mich liebte er geradezu, und ich habe ihn dann doch so schmählich angeschmiert. Vor einem halben Jahrhundert, nach dem Absturz Norman-Nerudas, hatte er ein Frauenherz in bitterster Not mit schlichten Worten überzeugend getröstet. In Cortina hat es May Norman-Neruda Eduard Tapel und mir erzählt. Es war am 11. September 1898. Fistil und Luigi Bernard brachten die vor Weh beinahe besinnungslose Frau und den Kameraden dieses Verhängnisses, Dietrich, vom Schmittkaminausstieg über den Daumenballen hinunter. Fistil stieg sogleich wieder den Norman-Neruda bergenden Führern Pescosta, Michl Innerkofler und Mühlsteiger entgegen, und zwar durch den Schmittkamin empor. Fistil und Bernard nahmen den besinnungslosen Norman-Neruda droben im Kamin auf und sie legten ihn tot nieder ins Geröll. Die Führer beteten und Fistil sagte zu Frau May: „Er ischt tot, der guate Herr, und er ischt ganz sicher schon da droben. . .“

Im Jahre 1891, an der ersten Erstbegehung der Fünffingerspitze über die Daumenscharte, war Franz Fistil auch beteiligt gewesen.

Und nun also zu unserem Fistil und den Geistern: Wir hatten es auf den Stinktobak von Fistil abgesehen. In meinem Tabaksbeutel war die feindustende und damals recht gute „Kaisermischung“ und ein kleines Lütchen mit grünem bengalischem Pulver, das wir in Boxen besorgt hatten. In der Küche saß auch eine feine „Kaisermischung“ beisammen: Der Franz Schroppenegger aus Tiers, der Dimai, der strohabergläubische Beppo aus Gardeccia, Silbermann und Tita als Eingeweihte und Stichwortträger und zwischen Frau Käthe Bröske und mir unser Opfer, der Franz Fistil. Auf dem Tisch eine flackernde Kerzenfunzel und sehr viel Rotwein. Der Uhrzeiger näherte sich der Geisterstunde. Mein alter Franzl saß gemessert und ahnungslos mit nackten Knien da. Frau Bröske erzählte mit schauerlicher Stimme ganz jenseitig und der Fistil sagte anerkennend flüsternd zu mir: „An ganz an guaten Tabak hascht!“ Nachdem ich ihm schon mehrmals die Pfeife gestopft hatte, hielt er sie schließlich, leer geraucht nur noch wie ein Fürst zu mir her. Käthe Bröske sprach von einem toten Bauern, der ein silbernes Kunstbein gehabt, das seine gierigen Erben ihm im Sarge wieder abgenommen hatten. Da stand der tote Bauer wieder auf und ging, nach seinem silbernen Bein suchend, im Hause um. Fistil schwitzte schon, Dimais Augen funkelten und der Beppo schnaufte schwer. Der Fistil hielt zitternd wieder die Pfeife her, ich füllte halb Pulver, halb Tabak hinein und reichte ihm den Fidibus für den Knallmoment. Der Franzl lauschte der Erzählung: „Meiin Beiin, woool ischt meiin Beiin?“ — da bligt es aus Fistils Pfeife bengalisch Grün hoch auf und Frau Käthes kalte Finger fahren an Fistils nackte Knie, während sie zischt: „Da ist mein Bein!“

„Madonna, da Luist!“ schreit der Fistil und der Dimai und der Beppo fahren entsetzt mit hoch. Das war eine Wirkung! Der Fistil hat mich zwei Tage lang mit „Sie“ angesprochen.

Ja, so war auch unsere Käthe Bröske! Mir die mütterliche Freundin seit der Pala Käthe Bröske (Cima Pale delle Femade-Südkante) von Gardeccia aus im Jahre 1908. Immer sehe ich diese ganz große Felsgeherin noch so vor mir, wie 1906, im ersten Kaiserjahr, in Hinterbärenbad. Tagsüber in engen Manchesterhosen, groß und schlant

mit wunderschönen Pianistenhänden, die beim Klettern in Wildleder ohne Fingerspitzen steckten. Abends im schwarzen einfachen Kleid mit langer dunkler Kette. Sie hatte einen etwas schlesisch-hart klingenden schönen Altton in der Stimme. 1906 fing sie mit ganz schweren Fahrten im Fels an. Sie kam über langjähriges Latscheigen zu uns, und es war schon ein etwas später Beginn. Mitte ihrer dreißiger Jahre. Totenkirch-Krafftkamin als erste Dame, zweimal die Überschreitung. Die Nordwestwand der Kleinen Galt — das imponierte ihr bis zu einer geradezu glückseligen Erschütterung. Dann kamen für sie die Dolomiten. Ich begann damals mit den schweren Alleinfahrten, und die ganze Welt erschien mir als wunderschön. Frau Käthe Bröske war noch in den späten Zwanzigerjahren mein edler, echter Kamerad. Sie galt in Zabrze als die geliebte und verehrte Nothelferin von sehr viel schlesischem Menschenleib, und war eine Pianistin, die ergreifend spielte.

Sie starb in Breslau nach einer schweren Operation im Februar 1929. Im Sonderzug hatte ihr Mann sie in die Breslauer Klinik gebracht und mir hernach erzählt: „Wir haben beide wissend um das Kommende am Abend Abschied genommen“. Den ganzen Abend hatte sie noch die Bergphotos durchgeblättert.

Für die damalige Zeit als Dame das größte im Fels meistern, kletterte sie leicht und elegant durch den Abanglamin, über die Simone-Südwestwand, auf Campanile die Val Montanaia und Torre del Diavolo. Dem vierten Sellaturm („Kätheturm“) galt als Erstersteigerin ihre besondere Liebe. Stolz war sie auf die erste Überschreitung aller sechs Türme von Bajolet und auf die Pala Bröske mit Piaž und mir. So verflangen ihr die Sommer 1908 und 1909 in Moll, um 1910 mit uns zu ganz Schwere aufzusteigen.

Mit nagelneuen Kletterschuhen und brennendem Begehren trat zu uns ein nachlässig-eleganter, schlacksiger Student mit einem kleinen Gesicht. Er kam mit dem Führer Spielmann aus Ehrwalb. Es war Werner Schaarschmidt. Sein Begleiter Spielmann wollte nach Ehrwalb zurück und versprach gerade noch, von Bozen einen Kudsack voll vergessener, komischer Herrlichkeiten aus den Koffern zu holen.

In Schaarschmidts Wünschen und Gedanken spukte eine Piaž'sche Kletterschule, aber Piaž mochte nicht. Er habe ja den Spielmann dabei! Spielmann sei sein Gast und müsse heim. „Ja, das ist dann schlimm auf Bajolet. Rudolf hat den Arm in Gips“. Schließlich hegte er uns auf die drei Nördlichen Türme. Dort oben war es freilich doppelt hart, die drei Südlichen so verlockend vor der Nase zu haben, und ich hatte die Hummelei gründlich satt. Dazu dieses verlegen bittende Gesicht des Klettertüchtigen, lieben Kerls. Da dachte ich an den Thomas Maishberger mit seinem „falschen Hagen“ und damit hatte ich mich entschieden.

„Aber nur auf den Delagoturm, der „Winkler“ geht einarmig keinesfalls und eine Überschreitung der Türme auch nicht“. Wir gingen, aber ein Genuß war es nicht! Auf dem Gipfel erbat sich Schaarschmidt mit bestechender Liebenswürdigkeit „rigorosen Bergschliff“.

Nach einigen Tagen fiel mein Gips. Wir waren unten im Tal, ich glaube es war in Moena. Spielmann kam zu seinem Pech gerade zurück. Wir schauten einem Bauernumzug zu, Musik voraus, dritte Reihe außen, ein grausam dröhnendes Bombardon. An mir sprang ein kleiner schwarzer Kläffer hoch; Schaarschmidt packte übermütig das struppige Vieh und setzte es ins Bombardon. Das gab einen sehr komischen, kläglich ersterbenden Ton. Die Burschen im Zug zeigten keinen Sinn für Humor, denn wir drei — Schaarschmidt, Spielmann und ich — bezogen massive Prügel mit Musikbegleitung. Damit hatte Spielmann vom „lachen den Süden“ genug und zog ab.

Es folgten im „rigorosen Schliff“ zwei Tage lang Kamine und Risse der Bajolet-Türme. Dann die Rosengarten-Ostwand. Schaarschmidt flog warnungslos in weitem Bogen aus der Wand und murmelte sehr kleinlaut „danke schön“, als er merkte, daß er noch am Seil hing. Das war sein rigorosester Schliff, von da an war kein Leichtsinns mehr in ihm. Er ging leicht und froh. Ohne Abseilen machten wir den ersten Abstieg über die Nordostwand der Punta-Emma. Dann tolle Mondscheinklettere auf den Casteletto

inferiore in der Brenta, nochmals Bajelettürme und zum Abschluß meine Totenkirch-Westwand. Nur zweimal feilten wir uns ab, genau wie 1907. Für ihn sollte das der Abschluß seiner Schleiferei sein und außerdem eine Photofahrt. Wir nahmen im Kessel unten sogar ein bequemes Freilager in herbstlicher Sternennacht in Stauf, nur um alles in Ruhe bebildern zu können. Und Schaar Schmidt bebilderte ohne Unterlaß. Ich habe aber kein einziges gelungenes Bild der Fahrt gesehen. Allerdings hatte er den Apparat erst kurz zuvor, von keinerlei Sachkenntnis getrübt, erworben.

Mehr überzeugt hatte mich jedenfalls seine ungewöhnliche Kletterbegabung. Aber noch weit über dem Klettern Schaar Schmidts blieb in meiner Erinnerung der liebenswürdige, aufgeschlossene, vornehme Mensch.

Untrennbar mit dem Bilde von Bajelet der damaligen Jahre verbunden ist immer als Mittelpunkt die eigenwillige Gestalt des Giovanni Batista Pia. Er zählte zu den bedeutendsten Führerpersönlichkeiten der letzten 50 Jahre in den Alpen. Er war der Carrel der Dolomiten! Sein Charakterbild erscheint uns, seinen Freunden, die wir auf relativ begrenztem deutschem Boden stehen, nur in einem einzigen Zug getrübt. Er war ein wildes Naturkind, ein einziges Bündel Widerspruch! Aber im tiefsten Seelenwinkel, selbst im Verkehrtesten, leidenschaftlich beharrend.

Klettern voller Dramatik und Ungeduld, Klettern — möglichst in der Sonne, war seine Lebensmelodie. Der Fels sein lebendiger Widerpart, den er liebte und streichelte, den er beschwor und verdreschen konnte, den er ansauchte wie eine Wildkatze. Im Fels von unglaublich beherrschter Sicherheit. Ein Mißverständnis ist klärend: Er fluchte eigentlich nicht im Fels, das hat auch Guido Rey an ihm falsch verstanden. Nein, er beschwor seine Heiligen: „Madonna hostia sacramento, oh Madonna — Jesus“. Es war dies ein Bitten, Flehen, Anflammern an das letzte, leise gesprochene Wort. Jede Seelenstimmung von Enttäuschung, Resignation und wilder Wut, ja von Triumph klang aus seinen farbigen „Nachtias“. „Kanaille“ sauchte er die Felsen an, aber niemals gebrauchte er einen lästerlichen Fluch, ein triviales, schamloses Wort.

Das Klettern im Fels war Litas Naturgebet. Kletternd sah er seinen Gott und Kletternd lebte er. Als Führer war er zum Opfer der Stunde jeden Augenblick bereit. Von den berühmten zitternden Schnurrbarthaaren bis zu den Fingerstippen-Nerven, aber Nerven wie Drahtseile in der Gefahr!

Du bist weit von uns gegangen, Lita, von deinen Freunden, aber ich weiß, du hast schwer gerungen und gekämpft, du hast geweint und auch gebetet auf deine Art.

Und da war noch eine Begegnung mit dem großen Berg-Cavaliere Italiens, auf Bajelet im Sommer 1910, mit Guido Rey. Ihm, dem alten Matterhornlöwen, Italiens größtem Bergsteiger, habe ich auf seiner ersten schweren Dolomitenfahrt zugeschaut und den Mann in seinem Lebensherbst sehr bewundert.

Vor dieser Fahrt über die drei Türme zeigte sich Pia Guido Rey gegenüber verlegen und besangen. Gerade erst hatte ihm Freund Erier noch ein Privatissimum über die schon mythische Gestalt und Größe Reys gehalten, so daß er sich verlatert vorkam. Und da lobte ausgerechnet Guido Rey mit elegantem Gruß „den großen Pia“. In so einer Situation war Lita immer verlegene Fronie. Er sagte zu mir: „Rey steht auf dem sehr großen Sockel der Unabhängigkeit“. Und das war etwas neidvolle Sehnsucht oder richtiger Bitternis, denn die Unabhängigkeit einer harmonischen inneren Freiheit hat Pia ein Leben lang nicht gefunden.

Guido Rey war damals ganz Mittelpunkt des historischen Bergsteiger-Küchentisches auf Bajelet. Er war deshalb ehrlich verlegen. Bernhard Tier trieb ihn augenzwinkernd mit „salute“ hoch und da brannte der prächtvolle Löwe wie ein Dyrker auf. Das große Auge ging funkelnd durch den Raum und durch alles Gegenständliche hindurch. Und er



Guido Rey

erzählte vom Höhenglück des Wallis in einem großartig feinen Pathos, nannte mit Flüsterstimme die Führerkönige Maquignaz und erwähnte, grazios uns Deutsche grüßend, Purtscheller und Sigmondy und den „heros l'enfant“ Georg Wintler.

Auch wir deutsche Bergsteiger, Guido Rey, senken immer in hoher Ehrfurcht den Bickel zu deinem Gedächtnis. „La montagne, elle a ta poesie“.

* * *

Sie sind alle nicht mehr unter uns, diese großen Bergsteiger, denen die Alpen heißes Lebensglück bedeuteten. Und alle gaben sie uns wieder davon, was sie auf Bergen geliebt, erstrebt und erbacht. Schaffen mit Pinsel und Feder und edles vom Berg gesformtes Menschentum ragt in unsere Lage herüber und soll von den jungen Bergsteigern nicht vergessen werden. Waren sie auch nicht die Pioniere der allerersten Erschließungszeit, so waren sie doch alle Wegbereiter der alpinen Jugend von heute, die auf ihren Gipfelsiegen weiterbauen kann. Ihre Bergfreude muß von allen Gipfeln das Echo in euren Seelen erklingen lassen, wenn ihr nicht armelige Turner an Stiften und Seilbrücken sein wollt — und das seid ihr nicht!

Das Glück des Steigens und Stürmens ist größer, wenn die Alten mit ihrem Wissen euch begleiten. Schaut euch um in der alpinen Literatur! Auch der alte Massiser Weilenmann war einmal jung und frech. Ihr seht manchmal keine Aufgaben mehr für euch, Freunde, ihr seht manchmal den Wald vor Bäumen nicht!

Der Weilenmann hat nicht an die letzten Probleme eurer Zeit gegriffen, aber sein Weg war doch nicht minder kühn als der euere. Er hat in seinen jungen Jahren den Bickel nicht gekannt, dazu gab es oft keinen Weg, keine Schutzhütte, aber auch keinen Birwackack. Es gab fast keine tauglichen Alpenführer, dafür mußte er erst mit seiner Feder werden, und so war er Wegbereiter im besten Sinne. Er hat nicht nur den Gipfel und das Eis gesehen, er beobachtete jede Blume am Weg, verglich, wenn er sie in anderen Gruppen wieder fand, ob sie sich in Farbe, Blütezeit und Lebensbedingung verändert hatte. Er kannte jedes Alpentier und seine Spur. Den vom Wind auf die Gletscher getriebenen Faller trug er behutsam wieder herunter zu den milderen Sonnenhängen seines Lebensbereiches. Er lauschte dem Brausen der Windorgel, wie unser unbergelicher Dr. Julius Nugh, der vielleicht die reinste Melodie der Berge gesungen hat.

Vernt eure Wegbereiter kennen, sie sind es wert, daß ihr euch in ihre Bergbücher vertieft! Und man kann sogar manchmal noch allerlei gewinnen zum eigenen Wissen vom Berg. Sie alle, die da ruhen, angeglüht von der Erinnerung verklärender Liebe, sie haben den großen Frieden gefunden. Aus der Berge Nebelschluchten und von Gipfeln traten sie in den Freundeskreis derer vom Edelweiß, Gestalt um Gestalt, jede mit einem Vermächtnis für euch, die Jungen! Und auch ich sage ihnen Dank, allen, die mir am Berg begegnet sind.

Anschrift des Verfassers: Rudolf Schiebold, Grainau, Oberbayern.

